

**ARCHIVPROZESSE:  
DIE KOMMUNIKATION DER AUFBEWAHRUNG**

## **Mediologie**

Band 5

Eine Schriftenreihe des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs

»Medien und kulturelle Kommunikation«

Herausgegeben von Ludwig Jäger

# **ARCHIVPROZESSE: DIE KOMMUNIKATION DER AUFBEWAHRUNG**

**Herausgegeben von  
Hedwig Pompe und  
Leander Scholz**

**DuMont**

Diese Publikation ist im Sonderforschungsbereich/Kulturwissenschaftlichen  
Forschungskolleg 427 »Medien und kulturelle Kommunikation«, Köln, entstanden  
und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen  
Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

Erste Auflage 2002

© 2002 DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Ausstattung und Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten

Gesetzt aus der DTL Documenta und der DIN Mittelschrift

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Verarbeitung: B.o.s.s Druck und Medien GmbH, Kleve

Printed in Germany

ISBN 3-8321-6005-1



# INHALTSVERZEICHNIS

**Hedwig Pompe/Leander Scholz**  
Vorbemerkung der Herausgeber 9

**Jürgen Fohrmann**  
»Archivprozesse« oder Über den Umgang mit der Erforschung  
von ›Archiv‹. Einleitung 19

## I. PRODUKTIVITÄT (UND MACHT)

**Klaus Militzer**  
Entstehung und Bildung von Archiven in Köln  
während des Mittelalters 27

**Helmut Zedelmaier**  
Buch, Exzerpt, Zettelschrank, Zettelkasten 38

**Wolfgang Ernst**  
ROM 1881: Die Medialität des Vatikanischen Geheimarchivs  
als Gesetz der Historie 54

**Urs Stäheli**  
Die Wiederholbarkeit des Populären:  
Archivierung und das Populäre 73

**Heike Behrend**  
Flugapparate aus dem Jenseits.  
Geisterarchive im interkulturellen Vergleich 84

**Michael Thompson**  
Benji the Binman and his Anti-archive 100

## II. UNIVERSALITÄT (UND REST)

### **Dagmar Börner-Klein**

Assoziation mit System: Der Talmud,  
die »andere« Enzyklopädie

113

### **Hedwig Pompe**

Botenstoffe – Zeitung, Archiv, Umlauf

121

### **Friedrich Balke**

Die Enzyklopädie als Archiv des Wissens

155

### **Markus Krajewski**

Restlosigkeit: Wilhelm Ostwalds Welt-Bildungen

173

### **Dörte Wittig**

Ein Medium für das Wissens- und Content-Management  
von akademischen Gemeinschaften

186

### III. TRANSFORMATION (UND VERLUST)

**Michael Fehr**

Zur Bedeutung des Ankaufs der Briefe aus dem Nachlass  
Adalbert Colsmann 209

**Eckhard Siepmann**

Der performative turn erreicht das Museum 226

**Joachim W. Schmidt/Hans-Werner Sehring/Martin Warnke**

Der Bildindex zur Politischen Ikonographie in der Warburg  
Electronic Library. Einsichten eines interdisziplinären Projektes 238

**Martin Warnke**

Digitale Archive 269

**Erika Linz**

»The warehouse theory of memory is wrong« –  
Zur Performativität semantischer Wissensstrukturen 282

**Hartmut Winkler**

Das Modell. Diskurse, Aufschreibesysteme, Technik, Monumente –  
Entwurf für eine Theorie kultureller Kontinuierung 297

**Autorenverzeichnis**

316

**Bildnachweise**

320



Hedwig Pompe/Leander Scholz  
 VORBEMERKUNG DER HERAUSGEBER

Unter dem Titel *Archivprozesse* fand im November 2000 an der Universität zu Köln das zweite Internationale Symposium des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs »Medien und kulturelle Kommunikation« (Aachen, Bonn, Köln) statt. Die Positionierung eines solchen Tagungsthemas trägt nicht nur den interdisziplinären Forschungsinteressen des Kollegs Rechnung, sondern erprobt (in der Reihe mit anderen Konferenzen des Kollegs) immer auch die konzeptuelle Tragweite von Begriffen, über die Gesellschaft und Kommunikation, Kultur und Medien wechselseitig vermittelt werden können. Die aus der Tagung hervorgegangenen und in diesem Band versammelten Beiträge sind aus der Perspektive verschiedener Disziplinen und Institutionen geschrieben (Judaistik, Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte, Philosophie, Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft, Ethnologie, Informatik; Universität, Museum, Research Center); sie überschreiten durch wechselseitige Kontextgebung ihre disziplinäre ›Einstellung‹ hin auf den größeren Zusammenhang eines kulturwissenschaftlichen Ansatzes. Der Band ›archiviert‹ damit selbst sein eigenes Thema; als Versammlung ist er, mit der deutschen Übersetzung von Jacques Derrida *Mal d'Archive* zu sprechen, eine »mühsame Investition ins Archiv«, verstanden als »Akkumulation und Kapitalisierung des Gedächtnisses auf einem bestimmten Träger und an einem äußeren Ort«. Der Titel *Archivprozesse* soll nahe legen, dass die Speicherung Effekt einer dynamischen Beziehung zwischen Medien und Kommunikation ist. Zu fragen ist deshalb, welche Differenzen sich bei der Nutzung eines Bild-, Schrift- oder elektronischen Archivs ergeben oder im Rahmen medialer Selbstbesinnung mitgedacht werden. Im Speicher verschlingen sich dabei immer Innen- und Außenseiten des Archivs prozessual. Diesen Verschlingungen geht der Band unter drei Schwerpunktsetzungen nach: *Produktivität (und Macht)*; *Universalität (und Rest)*; *Transformation (und Verlust)*. Als Metakommentar verweisen diese Untertitel auf das mögliche rhetorische Projekt der Beiträge, die ihre eigene Vorstellung, was ein ›Archiv‹ sei, wie man »das Archiv (transitiv) schreiben« könnte (Wolfgang Ernst), verfolgen. Die Überlegungen von Jürgen Fohrmann (*»Archivprozesse« oder Über den Umgang mit der Erforschung von ›Archiv‹*) fokussieren den rhetorischen Einsatz aller Archivtätigkeit in den »Versprechen«, die »von den Medien des Archivs und von Medien im Archiv« gegeben werden. Eines dieser Versprechen, die »Sicherung des Gedächtnisses«, scheint für den Zusammenhang von Kultur, den performativen Selbstvollzug der Archiv-

prozesse, unhintergebar, während andere Versprechen eher den mit der technisch-medialen Evolution verknüpften Steigerungshoffnungen Ausdruck geben: je größer, je komplexer, je produktiver – umso besser. Damit gehen alle Praxen des Archivs, auch das zeigen die Beiträge anhand ihrer Fallbeispiele, nicht nur mit medialen Hybridisierungen einher, sondern sind immer auch als Projekte und Planspiele von einer gewissen Hybris gezeichnet, die auf Machtentfaltung, die Welt ohne Reste und ohne Verluste drängt.

Gewiss aber verdankt sich die Produktivität dieses Bandes selbst nur seiner hybriden Autorschaft und komplexen Produktionsbedingungen, die ihn ermöglicht haben: dem Forschungskolleg, der Tagung, dem Verlag, dem Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und anderen Kontexten mehr, die an dieser Stelle nicht ohne längere Einlassungen sichtbar gemacht werden könnten.

## I. PRODUKTIVITÄT (UND MACHT)

Archive sind nachhaltige Orte der Sozialisation; sie verbürgen den Ursprung von gesetzgebender Macht, die im Interesse von Machterhaltung immer auf Archive in Archiven zurückgreifen möchte: In den »Kisten«, in den »Schreinen« liegen »Dokumente«, die auf andere Schriftstücke oder mündliche Übereinkünfte verweisen, welche auf andernorts ausgehandelte Besitztitel, Privilegien, Beschlüsse und offizielle Notate referieren – im besten Falle eine ununterbrochene Kette der Legitimation, Beurkundung von Ansprüchen. Der mittelalterliche Archiv-Streit als Rechtsstreit, das zeigt der erste Beitrag von Klaus Militzer (*Entstehung und Bildung von Archiven in Köln während des Mittelalters*), ist auf die symbolische Realpräsenz der Archiv-Dinge angewiesen: verschlossene Räume mit verschlossenen Kisten mit gesiegelten Dokumenten und verschlossenen Büchern – öffentlich wirksames Arkanwissen der durch Eid an Verschwiegenheit Gebundenen und qua Amtsgewalt Ermächtigten. Die Archivvernichtung ist Komplement der mittelalterlichen Machterhaltung; die Öffnung des ehemals Verschlossenen und die Sicherung des längst außer Kraft Gesetzten folgt anderen Interessen, etwa der Geschichtsschreibung, die sich seit dem 19. Jahrhundert genauso der »Makulatur« der offiziellen Geschichte wie den zugänglich werden, prominenten Archivalien staatlicher und kirchlicher Herkunft widmet. Der produktive Zugriff des Historikers auf erhaltene Schriftdokumente, der die Institutionalisierungsphase der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert begleitet, bestätigt dennoch unweigerlich die mediale Autorität der Schriftzeugnisse.

Ort und Gesetz des Archivs liegen seit der Frühen Neuzeit verstärkt beim gedruckten Buch als dem symbolischen Raum topologischer Gedächtnissicherung. Helmut Zedelmaier (*Buch, Exzerpt, Zettelschrank, Zettelkasten*) zeigt, dass das mit dem Sammeln von Exzerpten verbundene »bewegliche Wissen der Zettel« in die am Buchwissen orientierte Memorialtopik eingespeist wird: Vincent Placchius und weitere Theoretiker des Zettel-Schranks stellen die neue »machina« ganz in den Dienst einer auf Wissensaggregation und -vervollständigung angelegten *Topica universalis*, die Methode und Ziel aller menschlichen Arbeit am Archiv ist.

Wird die Autorität zentralisierter Zugriffe (Gottes, der kirchlichen wie weltlichen Obrigkeit) auf das in Archiven und ihren Medien verwaltete Wissen seit dem 18. Jahrhundert zunehmend und unabwendbar in Frage gestellt, werden also auf Dauer alle Archive der Frage ihrer Öffnung, die sich dann bei jeder neuen Er-Öffnung stellt, unterzogen, so lässt sich dennoch für die Historiographie des 19. Jahrhunderts fragen, ob sie sich nicht erneut »Rom« als einer ihrer »Zentraladressen« zuwendet – ROM, wie Wolfgang Ernst schreibt (*ROM 1881: Die Medialität des Vatikanischen Geheimarchivs als Gesetz der Historie*): read only memory – der »Archi(v)text«, »nichts mehr darf hineingeschrieben werden«. Mit der Öffnung von geheimen Archiven verbunden ist die disziplinäre Zurichtung der Geschichtswissenschaft. Die Freigabe der Akten der Inquisition zieht dabei keinen Skandal nach sich, haben doch diese wie andere Dokumente im Moment des Zugriffs der Wissenschaft ihre bisherige »Machtbindung« verloren. Für den Historiographen, der zwar die Historisierung machtvoller Institutionen betreibt, aber gewissermaßen immer zu spät kommt, stellt sich die Frage, ob er die »informatische Tür«, die Innen- und Außenseiten des Archivs wie in einem Schaltkreis verbindet, narrativ anders betätigen könnte als gewohnt: um das »Archivierbare« in eine »radikale Gegenwartskunde« zu transformieren und das »Gedächtnis vorwegzunehmen«. Dies ist der kritische Einsatzpunkt, den Wolfgang Ernst als Aufgabe für den »Medienarchäologen« skizziert.

Vom kritischen Ansatz der *Oral History* ausgehend, deren Anliegen es ist, dem bisher vom Kanon Vernachlässigten einen Ort im kulturellen Gedächtnis zu geben, fragt Urs Stäheli, wie Archive des Populären zu denken wären (*Die Wiederholbarkeit des Populären: Archivierung und das Populäre*). Versteht man unter dem Populären das »allgemein Zugängliche und allgemein Verständliche«, so ergibt sich aus der immer über Selektionen und Ausschlüsse definierten Archivtätigkeit eine paradoxe Fragerichtung: Wie »kann das Allgemeine als Bewahrenswertes selegiert werden«, wird das »allgemein Verständliche« nicht durch Einfügung in ein »Archiv-System« zerstört? Oder schreibt sich das allgemein

Verständliche, dessen Popularität eine auf Dauer zu erhaltende allgemeine Zugänglichkeit verlangt, in unzähligen Metamorphosen, ständige Aufmerksamkeit erzeugenden Reihen und Serien selbst fort (Stäheli verdeutlicht dies am Erfolg der Blockbuster-Filme)? »Special effects« zeigen das Populäre als produktive Archivtechnik, die den »Ort der Verwahrung«, zwischen Tod und Leben zirkulierend, ständig überschreitet.

Die Überschreitung von Ort und Gesetz des Archivs (die Topo-Nomologie, wie es bei Derrida heißt) stattet die Medien des Archivs wie die Medien im Archiv mit wechselseitiger Verweiskraft aus. Die Einschreibung in den Körper ist dabei eine der machtvollsten Archivinskriptionen, die Gedächtnisfunktionen als evidenten Bestandteil kultureller Praxen zeigt. Die Bannung des Unheimlichen mittels Archivierung macht das natürliche, das erste Medium, den menschlichen Körper, zum Ort der Erzeugung desselben: Erscheinungen aus dem Jenseits, von Geistern, von Untoten. Heike Behrends Beitrag interessiert sich (im Sinne Stähelis) für »populäre« Geisterarchive, die die Medialisierbarkeit des Archivs im menschlichen Körper ausstellen (*Flugapparate aus dem Jenseits. Geisterarchive im interkulturellen Vergleich*). In den von Behrend beschriebenen Formen der Geisterbeschwörung geht es ebenfalls darum, die Grenze zwischen Leben und Tod, die symbolische Schwelle, die wohl jedes Archiv aufzuheben wünscht, immer wieder zu verschieben. Dort, wo die evidente Verkörperung im Medium nicht auf Dauer gestellt werden kann, werden künstliche Formen der Externalisierung (Bücher, Schreine) miteinbezogen, die neue Schwellen und Überschreitungen ermöglichen.

In diesem Sinne ist jede soziale Praxis archivbezogen (auch dort, wo sie, wie Behrend betont, die »Chance des Vergessens« eröffnet, weil etwas nicht mehr »praktiziert« wird) und hält die Möglichkeit der Kritik bestehender Archivtätigkeit immer bereit. Den »Müll«, das, was andere für wertlos erachten oder der gezielten Vernichtung preisgeben, aufzuheben und zu sammeln, gehört, vorausgesetzt es wird öffentlich gemacht, in die Reihe kollektiver Archivprovokationen. Für Michael Thompson, der *Benji the Binman and his Anti-Archive* vorführt, personalisiert sich in den Aktionen von Benjamin Pell der gesellschaftskritische Impetus, den Thompson mit seiner »Rubbish Theory« selbst verfolgt. Die »Schwelle« zwischen innen und außen ist definiert über sozial und historisch differente Formen der Resteverwertung, deren Beobachtung das Interesse des Archiv-Archäologen als Gesellschaftstheoretiker gilt. »Rubbish« ist ein besonderes Archiv-Ding, das sich als prozessuales Beobachtertheorem für soziale Vorgänge funktionalisieren lässt.



## II. UNIVERSALITÄT (UND REST)

Universalität ist vielleicht eine der phantasmatischsten Archivkategorien, insofern die mit ihrer Idee verbundenen Projekte die größtmöglichen Geltungsansprüche produzieren: es geht immer um ›alles‹ – mithin um konzeptionelle Koordinaten, deren methodische wie anwendungsbezogene Produktivität es mit ›dem Rest der Welt‹ aufnehmen will. Der archivalische Verweis auf die Andersheit als »das, was uns außerhalb von uns begrenzt« (Michel Foucault) wird in der Rhetorik holistischer Programmatik eher vermieden als gesucht. Die historischen Archivsignaturen der Tendenz zum Ganzen, die auf generische Speicherkapazitäten setzt (möglichst alles aus sich selbst heraus zu produzieren und systematisch und nur so zu verarbeiten), sind in den hier versammelten Beiträgen mit analogen wie mit digitalen Wissensformationen verschränkt. Deren historisch different anzusetzendes Können (ein Versagen angesichts nicht zu bewältigender Reste ist in den Selbstbeschreibungen eher nicht vorgesehen) konvergiert im Modell der *Enzyklopädie*, das nach Dörte Wittig mit den digitalen Medien »vor einer fundamentalen Restrukturierung« steht. Die »Restlosigkeit« (Markus Krajewski) des auf ›alles‹ gehenden enzyklopädischen Einsatzes treibt in besonderer Weise die von Derrida mit dem Archiv verbundene »Konsignationsmacht« hervor: »Die *Konsignation* strebt an, ein einziges Korpus zu einem System oder zu einer Synchronie zusammenzufügen, in dem alle Elemente die Einheit einer idealen Konfiguration bilden.« Die transzendente Selbstbefangenheit in der Synchronie eines für relevant erachteten Korpus scheint implizit mit der Annahme eines endlichen Satzes an Elementen verbunden zu sein, selbst wenn man diese noch nicht alle kennt und auf entsprechende Dynamisierungseffekte hofft. Die Endlichkeit der Elemente kann auf den Ebenen Daten erster und zweiter Ordnung (Metadaten) liegen.

Für den assoziativen Aufbau des babylonischen Talmud, die Versammlung gesetzgebender Zeichen (Mischna) und gesetzgebender Zeichenmacht der Interpretation (Genera), gilt, dass die Mischna von sechs thematischen Ordnungen beherrscht wird und die Kommentare wie Gesetzeserweiterungen, welche die Genera vornimmt, der Anwendung 32 hermeneutischer Regeln gehorchen (Dagmar Börner-Klein: *Assoziation mit System: Der Talmud, die »andere« Enzyklopädie*). Die orthodoxe Disziplinierung des Wissens durch den Talmud richtet sich in Lehre und Praxis auf konkretes Alltagswissen wie die methodischen Kenntnisse zur Erzeugung von Wissen, sieht also im Sinne der rabbinischen Lehre eine »allumfassende Bildung« im Talmud angelegt und zugleich in den sich immer auch widersprechenden, nebeneinander stehenden Lehrmeinungen kodifiziert.

Um bestimmtes, in Informationen verdichtetes Wissen im Talmud wiederzufinden, werden in der Gegenwart auch Schlagwortindices aufgebaut – eine gelehrte Methode, die ihre Genese der frühneuzeitlichen (europäischen) Wissensverwaltung und Schriftkultur verdankt. Den Irritationen, die das Aufkommen der Zeitung für das enzyklopädisch-topologische Gedächtnismodell darstellt, geht der Beitrag von Hedwig Pompe nach (*Botenstoffe – Zeitung, Archiv, Umlauf*). Über das Medium der Zeitung wandern Zettel-Nachrichten über alles Mögliche in die gedruckte Kommunikation ein und unterwandern so die Vorrangstellung der gelehrten Schriftverwaltung nachhaltig. In der Umstellung auf Aktualität des Wissens fehlt dem Zeitungswissen des 17. und 18. Jahrhunderts zudem häufig die Zeit, um heilsgeschichtliche oder systematische Bezüge allein schon in der Anordnung seiner Elemente zu memorieren. Wo die kontingente Setzung von Wissen als heterogene Ansammlung und als ein der Vergesslichkeit zugeneigtes Archiv des Tages gelesen wird, sind es auch hier die gelehrten Textsorten wie Register, die im Medium des Buches den Zeitungsdruck wieder einholen.

Ein komplementäres Projekt zur Zeitung in der Ausrichtung auf ›alles‹ stellen die Enzyklopädie-Projekte des 18. Jahrhunderts dar. Mit Michel Foucault spricht Friedrich Balke diese als »Archive des Wissens« an, die das »System der Aussagbarkeit« zu einem historischen Zeitpunkt mitverzeichnen (*Die Enzyklopädie als Archiv des Wissens*). Auch den Enzyklopädisten geht es dabei um die Frage, wie aggregierte und auf die Streuung des Wissens hinweisende Partikel miteinander vernetzt sind. Widersteht ein Großteil der Zeitungen in seinem medialen Selbstverständnis der geschichtsphilosophisch initiierten Transformation der vielen Geschichten in den Kollektivsingular ›der Geschichte‹, so wird mit Hegels systemischer Philosophie als Enzyklopädie »das Ganze« zum regelgeleiteten Archiv dessen, was gesagt werden kann und darf. Der »Geist« der Hegelschen Philosophie lässt sich mit Balke als »Lektüre- und Sammelstrategie« verstehen, die nicht nur den »Eintritt der Philosophie(n) ins Archiv« inszeniert, sondern darüber hinaus das »Projekt einer Verwandlung der Philosophie in ein *savoir d'État*« verfolgt.

Vom Phantasma des Ganzen, das schließlich immer nur die Welt selbst sein kann, leben auch die Projekte, die Markus Krajewski für das frühe 20. Jahrhundert vorstellt (*Restlosigkeit: Wilhelm Ostwalds Welt-Bildungen*). Das mediale Kontinuum zwischen früher Neuzeit und dem Beginn des letzten Jahrhunderts stellen unter anderem die »Zettel« dar. Ostendieren sie die Beweglichkeit des Wissens (siehe auch den Beitrag von H. Zedelmaier), so reagiert der Organisationstheoretiker Wilhelm Ostwald im Verbund mit weiteren Zeitgenossen mit neuen Formen der Standardisierung: »modularisiertes Weltwissen auf standardisierten

Karteikarten« soll garantieren, dass alles auf gleiche Weise verzeichnet und für standardisierte Zugriffe von allen Seiten bereitgehalten werden kann. Im zeitgenössischen Kontext weiterer Ideen für die Welt (Weltformate wie die DIN-Norm, Konzepte für eine Weltsprache, ein Weltgeld) scheinen nun die Organisationstheorien die Erbschaft des Allanspruchs anzutreten.

Mit einer gewissen Konsequenz steht der Beitrag von Dörte Wittig (*Ein Medium für das Wissens- und Content-Management von akademischen Gemeinschaften*) am Schluss der unter dem Stichwort der ›Universalität‹ aufgestellten Reihe. Zu fragen wäre, ob das System, das unter dem Apriori von sozio-ökonomischen, informations- und organisationstheoretischen sowie digitalen Vorgaben als »holistischer Ansatz« für eine effiziente Wissensverwaltung und -prozessierung vorgestellt und nachhaltig empfohlen wird, den ›Geist‹, der zunächst mittels antihermeneutischer, dann technisch-medialer Selbstbesinnung aus den Geisteswissenschaften ausgetrieben werden sollte, zumindest für Teilbereiche der Gesellschaft wieder stark macht: als medienspezifisches Angebot einer Transferleistung (von der Informatik zurück in die Kulturwissenschaften). Die hier auf allen Ebenen notwendig greifende Normativität digital zu definierender Datensätze des Wissens, das (modulare) »Management« des »Content«, stellt dabei ebenfalls eine transzendente Selbstreflexion des Mediums Internet als ›Archiv‹ vor: Es muss definiert und semantisch vereindeutigt werden, sonst arbeitet ›das System‹, das sich selbst dynamisch erweiternd lesen können muss, nicht.

### III. TRANSFORMATION (UND VERLUST)

Man könnte die Kategorien *Transformation* und *Verlust* als (kulturphilosophische) Umkehrung der Blickrichtung, die die Kategorien *Produktivität* und *Macht* vorgeben, verstehen: Jede Transformation registriert eine Veränderung, die in der Rückwärtswendung auch den Verlust einer vorausgegangenen Situation bestimmt. Nicht aber die melancholische Rückbesinnung, sondern die dynamische Auffassung des Gedächtnisses als eines selbst-registrierenden Protokolls, eines immer schon Veränderung (und damit Zeit) implizierenden Vollzugs verbindet die hier versammelten Beiträge. Sowenig bereits die »Bindungsprotokolle« der neuronalen Netze des Gehirns als Bewusstseinsinhalte dabei medialitätsneutral anzusetzen sind (Erika Linz), so medialitätsspezifisch in ihren Strukturen arbeiten auch andere selbstreferentielle Protokolle, etwa solche, die der digitale Speicher im Netz des Computers anlegt (vgl. Joachim W. Schmidt/Hans-Werner Sehring/Martin Warnke). So ließe sich auch der Beitrag von Michael Fehr als

Textprotokoll einer Geschichte verstehen, die der gedächtnissichernden Registratur des Museums angehört, dessen Leiter Fehr ist. Die *Bedeutung des Ankaufs der Briefe aus dem Nachlass Adalbert Colsmann* für das Karl Ernst Osthaus Museum in Hagen liegt einmal in ihrer Handhabung als wichtige Dokumente, die die Genese mehrerer Museen auch und gerade vor dem Hintergrund verloren gegangener Dokumente erzählbar machen, dann zugleich selbstbezüglich im Verweis auf »Formen des Umgangs mit dem Museumsgut«, zu dem immer auch gehört, was für das Archiv eines Museums angekauft und dort verwahrt wird.

War das von Osthaus mit der Gründung des *Museum Folkwang* verbundene Anliegen einerseits, der zeitgenössischen Kunst gesellschaftliche Relevanz qua ›Musealisierung‹ zuzuweisen, so ging es in seiner Neukonzeption von Ausstellungen zugleich darum, Objekte in Relationen zu anderen Objekten auszustellen, sie zeitlich und räumlich in moderne wie aktuelle kulturelle Zusammenhänge einzutragen. Diese auch ästhetisch zu verstehende Form der Temporalisierung konvergiert mit anderen Projekten von Künstlern und Ausstellungsmachern der klassischen Moderne des 20. Jahrhunderts, die ebenfalls ihre neuen Ansätze aus der Polemik gegenüber herkömmlicher Museumspraxis bezogen, die dazu tendiert, den versammelten Dingen ihren Gegenwartsbezug auf konservierende Art auszutreiben. Die zunehmende ›Unausstellbarkeit‹ moderner, temporalisierter Kunst befragt so nicht nur überkommene Werk- und Objektkategorien, sondern konfrontiert auch Museumsleiter als ›Ausstellungsmacher‹ mit dem ›performativen turn‹ (Eckhard Siepmann: *Der performative turn erreicht das Museum*). Das zeitgenössische »Medium Ausstellung« erweist sich heute als selbstreflexiver Kommentar zur (für ein Museum) notwendigen Praxis des Sammelns und Herzeigens und präsentiert sich damit als verzeitlichtes Archiv, das sich in den nur temporär zugänglichen Materialien einer Ausstellung ständig selbst historisiert.

Ist demnach jede Versammlung von Wissen immer nur Effekt einer zeitlich begrenzten produktiven Beziehung zwischen Macher- und Nutzer-Rollen, so stellt sich erneut die Frage, ob und wie Gedächtnisse bei so verstandener, dynamisch anzusetzender Transformation aufgebaut werden können. Den Support, den informatisches Wissen dabei für einen kunsthistorischen Umgang mit vergangenen Wissensformationen aktuell leisten kann, führt der Beitrag von Joachim W. Schmidt, Hans-Werner Sehring und Martin Warnke (Hamburg) vor (*Der Bildindex zur Politischen Ikonographie in der Warburg Electronic Library*). Der innovative Einsatz digitaler Umkodierung liegt hier ebenfalls in den strukturellen digitalen »Metadaten«, die eine unablässige Selbstdokumentation der Arbeitsdaten, die etwa beim individuellen Benutzer des WEL-Systems anfallen, vornehmen. Die Vorstellung eines Verlustes verschwindet in diesem Modell der

interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Kunstgeschichte mit ihren konventionellen Medien der Verzeichnung von Wissen und dessen digitalen Transformationen, die das Versprechen der erneuten Sicherung, der neuen Zugänge und Reichweiten beinhalten.

Dass verlustreiche Temporalisierungen auch bei digitaler Datenverarbeitung drohen, davon berichtet Martin Warnke (Lüneburg) (*Digitale Archive*). So wie faktisch die Frühzeit des www bereits verloren ist, so ist das Netz insgesamt »als Archiv untauglich«, geht man von der Idee einer auf Dauer gestellten Bereithaltung aller ehemaligen Daten aus. Nicht nur die alltäglichen, sondern auch ausgezeichnete digitale Daten wie die der NASA sind auf unterschiedlichen Ebenen der Hard- und Software-Prozesse vom data-rott bedroht – ist doch die ungeheure Expansion der sich selbst ständig transformierenden digitalen Kapazitäten mit freiwilliger wie unfreiwilliger Datenselbstvernichtung unhintergebar korreliert. Zwar gibt es Versuche, noch das Internet zu dokumentieren; und manche veraltete Hardware bekommt möglicherweise eine andersartige Überlebenschance im Computer-Museum – Letzteres wäre aber eine erneut transformierende Umnutzung, die zeigt, dass auch die digitalen Supermedien auf komplexe Weise mit anderen kulturellen Praxen verschränkt und auf diesen Austausch angewiesen sind.

Der größte Konkurrent des Computers bleibt das menschliche Gehirn. Der bedeutungsgenerierenden Überlagerung ›naturwissenschaftlich‹ orientierter Kognitionsforschung mit einer den ›Kulturwissenschaften‹ geschuldeten Metaphorik im Rahmen gedächtnistheoretischer Modellbildung geht der Beitrag von Erika Linz nach (*»The warehouse theory of memory is wrong« – Zur Performativität semantischer Wissensstrukturen*). Auch hier lässt sich der von Siepmann fokussierte ›performative turn‹ beobachten, insofern als für aktuelle neurowissenschaftliche Modelle Zeit den Parameter abgibt, der eine Umakzentuierung der bisher eher statisch-räumlich orientierten Fragestellungen ermöglicht. Jeder (evolutionäre) Zugewinn an strukturaler Disposition auf neuronaler Ebene, die die »Rekonstruktion synthetisierender Welterfahrung« ermöglicht, ist mit dem Moment der Aktivierung der Neuronen verbunden und bleibt in rekursiven Schleifen auf den permanenten Austausch mit internen und externen Kontexten, die modale und mediale Formate einbeziehen, verwiesen. Deshalb gilt hier eine absolute Temporalisierung aller gedächtnisstützenden Prozesse auf neuronaler Ebene: es gibt Wiederholungen, aber in der Komplexität der Vorgänge, die das Gehirn als Organ der Welterkennung auszeichnen, keine »Wiederholung identischer Prozesse«, sondern nur eine kontinuierliche »Transkriptivität« zwischen den anzusetzenden internen und externen Ebenen.

Dies könnte jeder Kulturwissenschaftler unterschreiben, und auch der Beitrag von Hartmut Winkler (*Das Modell. Diskurse, Aufschreibsysteme, Technik, Monumente – Entwurf für eine Theorie kultureller Kontinuierung*) plädiert für übergreifende Modelle, die der naturwissenschaftlichen, technischen und kulturwissenschaftlichen Verschränkung bei einer immer noch anstehenden allgemeinen ›Medientheorie‹ Rechnung tragen. Sein eigener Ansatz fragt zunächst, »auf welche Weise Diskurse ihre Kontinuität organisieren«, geht also von der evolutionären Notwendigkeit strukturaler Kontinuierungen aus, die sich für ihn zyklisch als Formen der »Einschreibung«, »Niederlegung« und »Zurückschreibung« entfalten. Die von Winkler beobachtete »Sprachvergessenheit« der gegenwärtigen Medientheorie gilt wohl für das von Linz vorgestellte Modell zur »Performativität semantischer Wissensstrukturen« und auch für andere Ansätze aus dem Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg glücklicherweise nicht mehr.

Jürgen Fohrmann

»ARCHIVPROZESSE« ODER ÜBER DEN UMGANG  
MIT DER ERFORSCHUNG VON ›ARCHIV‹. EINLEITUNG

Wie kann man über das, was man *Archiv* nennt, sprechen? Wenn eine grundlegende Bedingung von Kommunikation darin besteht, dass man sich wechselseitig auf etwas Zurückliegendes bezieht (etwas, das auf die eine oder andere Weise gespeichert, mithin in einem *Archiv* ist), ist *Archiv* dann nicht ein so basaler Begriff, dass sogleich die gesamte menschliche Geschichte zum Gegenstand des Nachdenkens wird? Kann man also umfassend über »Archivprozesse« sprechen, ohne selbst die Form eines Archivs zu kopieren? Ist dann nicht jede Systematizität *des* Archivs zugleich eine topologische Kartierung von Welt, beginnend mit der Genealogie, Erstellung und Organisationsform von Archiven (der Inklusion/Exklusion, Kontingenz des Archivs, seinen Ebenen und Verfahren), dann die Konkurrenz verschiedener Archive (innermedial, intermedial) bedenkend, die Transformation von Archiven, jetzt die Umgangsformen mit dem Archiv (die Benutzer, ihre Typologie, Professionalisierung, die ›Archivsozialisation‹ und -disziplin, die Performanz des Archivs, die Kontingenz im Archiv), nun die Effekte des Archivs (Arbeit, Textur), dann die (soziale) Leistung von Archiven und die Möglichkeiten zur Partizipation, schließlich die Erhaltung/den Verlust von Archiven und die Reflexionstheorien des Archivs (all die Speicherprojekte, die Unterscheidung zwischen virtuellem und realem Archiv, die Memorialfunktionen, die Nutzung) usw.?

Und diese Hinsichten für alle Medien in zweifacher Ausrichtung, gilt doch, dass alle Medien speichern und dass in allen Medien gespeichert wird, denn Medien sind Träger wie Gegenstand des Archivs.

Auf diese Weise verdoppelte sich die Welt im Archiv und das Archiv in der Welt – heuristisch eine eher unfruchtbare Perspektive.

Kann man *Archiv* also sinnvoll erforschen? Wenn *Archiv* eine jener Kategorien ist, deren Extension dazu tendiert, die ›ganze Welt‹ zu implizieren, dabei in immer weiteren Übertragungen, ›Metaphern‹, angefangen beim Gehirn als ›Speicher‹, immer effektivere Prothesen anbietet, um über externe, subjektunabhängige Speicher immer größere Bereiche von Welt in *Archiv* zu verwandeln – welche Unterscheidungsmöglichkeit zu dem, was ›Nicht-Archiv‹ ist, gibt es dann noch? Ist nun – noch weiter – die Welt als bereits gestaltete symbolische Ordnung zu verstehen, die in toto für jede Gegenwart das umfassende Archiv (der Vergangenheit) darstellt? Fällt *Archiv* damit nicht in die Gruppe jener Begriffe (wie

Differenz, Grenze, Medium, Form usw.), die zu einer endlosen Reihe supplementärer Kontextualisierungen führen und zu einer historischen Forschung, die den Begriff durch die Disziplinen und Epochen hindurch anwendet, um am Rande der Erschöpfung zu einer Proliferation zu gelangen, der das, was für die Untersuchung des *Archivs* versprochen wurde, eher zerfällt denn zum Komplementärwissen wird.

Zweiter Zugriff: Wenn *Archiv* eine so grundlegende Bedingung von Kommunikation darstellt, ließe sich dann das Wichtigste bereits im Rahmen einer Art ›Transzendentalreflexion‹ entwickeln? Und ist dies nicht bereits geschehen? Etwa bei Borges, in der *Bibliothek von Babel*, die andere das Universum nennen, das sich »aus einer undefinierten, womöglich unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen[setzt], mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefasst sind.«<sup>1</sup>

Oder bei Jacques Derrida, bei dem immer schon alles gesagt ist? Archiv, das ist für ihn das, was den Ursprung, die arché, verwaltet; Archiv, das ist Autorität, das ist, mit Walter Benjamins Worten spielend, errichtende und erhaltende Gewalt; Archiv, das ist, genauer gesagt, die Kodifizierung einer Grenze, die ein Arkanum gegen ein Anderes, Offenes, Nicht-Archiv, absetzt und auf diese Weise eine Versammlung, eine Konsignation, ermöglicht.

Jacques Derrida hat schon alles gesagt, wenn er sagt: »Kein Archiv ohne einen Ort der Konsignation, ohne eine Technik der Wiederholung und ohne eine gewisse Äußerlichkeit. Kein Archiv ohne Draußen.« Und: »[...] das Archiv hat Statt (a lieu) an Stelle (au lieu) einer ursprünglichen und strukturellen Schwäche besagten Gedächtnisses.«<sup>2</sup>

Und diese Konsignation ist zugleich eine Ordnung, die dazu tendiert, jedes, alles, in sich einzuschließen, ein umfassendes Gedächtnis zu werden, und dann zugleich die Lust, jedes, alles zu zerstören, alle Spuren zu verwischen. Und ist es nicht Elias Canetti, der dies ebenfalls schon gesagt, gestaltet hat im Kien-Brand, der sowohl den »Kopf ohne Welt« als auch die »Welt im Kopf« zerstört, um in der Vernichtung der Bibliothek die »Kopfloze Welt« übrig zu lassen? Nur so entgeht er der Wiederholung.<sup>3</sup> Denn *Archiv* ist Wiederholbarkeit, Möglichkeit zur Rekurrenz, um bei Canetti zu bleiben: der blaue Rock von Therese. Will man endlich das Ende von Kommunikation, das Sinnlose, wie bei Canetti, erzwingen, dann muss man das Archiv verbrennen. Sinn ist ein notwendiger Effekt des Archivs.

Ich denke, Borges, Canetti und Derrida haben Recht; ihre Werke sind durchaus Archive transzendentaler Reflexionen auf das Archiv, die es nun weiter zu verfolgen gilt.



Auch wenn es also stets um ›Restlosigkeit‹ geht, weil sonst unliebsame Überraschungen drohen, und auch wenn damit das Archiv immer wieder dazu tendiert, die ganze Welt zu werden – ein so umfassendes Archiv ist zwar denkbar (es unterscheidet sich dann in der Tat nicht von ›der Welt‹ oder von ›Gott‹), aber nicht (zumindest nicht intentional) erzeugbar. Das Archiv, ursprünglich ja eine Kiste, setzt immer eine operativ gehandhabte Grenze von etwas, was es ist, und etwas, was es nicht ist, also von Innen und von Außen, voraus. Diese Grenze eröffnet sowohl die Möglichkeit von Referenz auf etwas Bestimmtes, Vorausliegendes, Hervorholbares als auch den politischen Umgang mit dieser Referenz. Die Grenze bildet – in einer anderen Metaphorik – den Rahmen des Archivs, um das, was öffentlich erscheinen *könnte*, von dem, was schon öffentlich vor Augen *liegt*, zu unterscheiden. Die Macht des Archivs und die Macht aus dem Archiv haben von Anfang an mit der Gewalt/Legitimität von etwas zu tun, das – als Offengelegtes – nicht nur die Möglichkeit von Geschichten, von Genealogien, von Konjekturen auf Sinn eröffnet, sondern auch den Anspruch auf Geltung erhebt. Dieser Anspruch auf Geltung setzt voraus, dass das Archivierte nicht umgeschrieben werden kann, dass es bleibt, wörtlich, verwahrt bleibt, um immer wieder in die beanspruchte Geltung eintreten zu können. Das Archiv ist also das, was von der Zirkulation im *gegenwärtigen* Moment ausgeschlossen ist, was allerdings jederzeit zirkulieren könnte.

Dennoch ist der Inhalt der Kiste nur wirksam in den Weisen, in denen aus ihr etwas hervorgeholt, etwas mit ihr veranstaltet wird, also in den Arten ihres Gebrauchs. Die Wörtlichkeit und das auf ewig Verwahrte unterliegen damit jenen Bearbeitungsweisen, die das Archiv wieder in Geschichten, andere Rahmungen und Kommentare überführen, in denen allein das, was es ist, zur Erscheinung kommen kann. Das Archiv muss zwar die Fiktion, geschlossen zu sein und geschlossen zu bleiben, unterhalten, in Wirkung tritt es allerdings nur als geöffnetes und damit als immer schon Anverwandeltes.

Die Gewaltförmigkeit des Archivs und die Form der Anverwandlung bestimmen den Prozess der Archivlektüren. Folgerichtig ist Jacques Derridas *Mal d'Archive* nicht nur eine tranzendente Abhandlung über das, was ›Archiv‹ sein kann; das Buch ist ebenso sehr die ›Lektüre einer Lektüre einer Lektüre‹ und rekonstruiert die Art, in der Yerushalmi versucht, Freuds *Der Mann Moses* zu lesen, nachdem Freud das *Alte Testament* (u. a. m.) so gelesen hat, wie es Rabbinern oder christlichen Theologen kaum gefallen kann. Man könnte auch sagen: Derridas Buch ist eine Fallgeschichte, die zeigt, wie jemand, der aus bestimmten Archiven herauswollte, in diese Archive wieder hineingeholt werden soll, ein Buch über die Reihe

und die Position der Väter, ein Buch über die Psychoanalyse und über all die Zuschreibungen dessen, was ›jüdisch‹ sein soll. Exemplarisch korreliert und konfiguriert Derrida den Begriff des Archivs so, dass etwas Neues, Aufschließendes herauskommt.

Im Gang der Argumentation rückt das Versprechen in den Mittelpunkt, das Archive geben, das Projekt, das mit ihnen und in ihnen verfolgt werden kann: »Eine gespenstische Messianizität beeinflusst den Begriff Archiv und bindet ihn, wie die Religion, wie die Geschichte, wie die Wissenschaft selbst, an eine ganz einzigartige Erfahrung des Versprechens.«<sup>4</sup>

Die Frage stellt sich, in welcher Abhängigkeit von den Medien des Archivs und vom Medium im Archiv dieses Versprechen gegeben wird. Ist das Archivversprechen eines, dessen Besonderheit medienspezifisch zu beobachten wäre? Ich möchte den unterschiedlichen Ebenen dieses Versprechens kurz nachgehen.

Es ist erstens das *Versprechen größtmöglicher Extension*, die einen Grad an Universalisierung erreichen kann, der in ihr Gegenteil umschlägt und nur noch als ›Müll‹ wahrnehmbar ist. Es ist dann gerade das Anwachsen einer Komplexität, die im Prinzip als aufschließender Reichtum zu verstehen wäre, deren Größe nun aber Selektionsvorgänge, damit das Ausweisen von Mitteilungen als Informationen, verhindert. Von welchem Punkt an wird eine Archiv-Überdehnung diagnostiziert, die den nicht abgeschöpften Reichtum der neuesten wie der älteren Medien nicht nur als strukturbildende Kraft, sondern auch als überfüllten Speicher versteht, der nur noch als Entropie wahrnehmbar ist?

Es ginge mithin um die jeweilige Relation von evolutionärem Überfluss, deutlich erkanntem ›Zuviel‹ und notwendiger Archivgröße.

Es ist zweitens das *Versprechen zur Produktivität*, das sich im Rekurs auf das Archiv einstellen soll. Ist es denn nicht das Archiv, das die Texte baut, die Argumentationen lenkt, die Erzählungen organisiert – die ihrerseits allesamt am Archiv bauen, es lenken, es organisieren? Welche Produktivität wird von verschiedenen Archivtypen in Aussicht gestellt?

Wenn alles, was aus dem Archiv stammt, modelliert durch die Arbeit des Benutzers, dann wieder in das Archiv eingeht, um erneut aktiviert zu werden usw. – dann ist Archiv nicht nur als Thesaurus, als Ort, als Wunderkammer zu verstehen, sondern als Prozess. Archiv wäre die stete Umarbeitung eines tatsächlichen, aber nur virtuell zu denkenden und gar nicht zu sistierenden ›Bestandes‹. Archiv als sowohl personaler (Gehirn/Körper) als auch als interpersonal (Kommunikationsbeziehungen) ›Speicher‹ und als Prozess eines externalisierten Speichermediums wäre drittens *das Versprechen*, auch in der Zukunft, durch

Umarbeitung von, im Rückgriff auf Bestehendes *Komplexität zu sichern*. In diesem Sinne kann es wohl keine Kultur ohne das Archiv gerade vergangener Kultur geben.

Das Archiv verspricht daher – viertens –, nun gerade im Gegenzug zu Prozessualität und Produktivität, die *Sicherung des Gedächtnisses*, das eben nicht als überholbares, sondern höchstens als stets anwachsendes verstanden wird. Memoria erscheint, im Archiv unter der Fiktion der Gleichzeitigkeit, als im Prinzip vorhandene Synchronizität, obwohl leicht einzusehen ist, dass diese Synchronizität nur eine materielle sein kann, die der Abfolge der Archivzugriffe einen im Prinzip unendlich erweiterbaren, zeitinvarianten Raum, eine Art »Festkörper«, entgegensetzt. Zwischen Archiv und Benutzer baut sich damit eine unhintergehbare Asymmetrie auf, die das »mehr/Meer« des Archivs stets mit dem »immer noch zu wenig« des Benutzers konfrontiert. Rächen kann sich Letzterer nur, wenn er eine (sicher notwendige) Apologie des Vergessens vorträgt und sich damit als potenziell unempfindlich zeigt gegen den Anruf einer schier unendlichen Kette von Quellen.

Allerdings wird selbst ein solcher Rachedeal archiviert werden und wird höchstens noch, wenn er gut vorgetragen ist, den Ruhm des Schreibers auf lange Zeit sichern. *Ruhm* als fast ubiquitäre soziale Rekurrenz ist vielleicht die verlockendste Archivkategorie. Sie begründet den *Kanon* im Archiv. Und auch hier entsteht wieder die Frage, ob dieses Gedächtnisprojekt medialitätsspezifische Varianten hervorbringt oder aber in die immer gleiche Totalitätsdepression einmünden lässt.

Wenn der Ordnungsversuch, der ein wie auch immer geartetes System von dem, was es nicht ist, abgrenzt, stets mit der Gefahr einer unproduktiven Heterogenität konfrontiert ist, so verdoppelt sich dies natürlich in Rekonstruktionen über das Archiv, die schnell zum Archiv der Disziplinen geraten – getragen von der Hoffnung auf ein Archivereignis, dessen wesentlichstes Versprechen eine sich für den Augenblick einstellende Komplementarität ist, natürlich nur, um dann wieder zerstreut und umgearbeitet zu werden.

1 Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel, in: ders.: Erzählungen, Stuttgart 1974, S. 47.

2 Jacques Derrida: Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression, Berlin 1997, S. 25 (beide Zitate).

3 Elias Canetti: Die Blendung (1935/36).

4 Derrida: Dem Archiv verschrieben (Anm. 2), S. 65.



## I. PRODUKTIVITÄT (UND MACHT)



Klaus Militzer

## ENTSTEHUNG UND BILDUNG VON ARCHIVEN IN KÖLN WÄHREND DES MITTELALTERS

Unter Archiv verstehen heutige Historiker den besonders gestalteten und sicheren Lagerort der dort aufbewahrten Archivalien. Mit Archivalien meinen wir heute schriftliche Zeugnisse der Vergangenheit. Die Gegenwart können wir ausschließen, weil die gerade produzierten Schriftstücke noch von der Verwaltung gebraucht und daher in deren jeweiliger Registratur aufbewahrt werden. Erst später gelangen sie in das Archiv und werden dort entweder zur Vernichtung freigegeben oder aufbewahrt. Diejenigen, die im Archiv arbeiten, oder doch einige von ihnen, nennt man jedenfalls im Bannkreis der Geschichtswissenschaft Archivare. Ursprünglich waren die Archivare die Vorsteher oder Leiter der Archive.

Warum schufen sich die Menschen schon im Altertum einen sicheren Aufbewahrungsort? Die Antwort ist relativ einfach und einsichtig. Man wollte wichtige Dokumente sicher aufbewahrt wissen. Die Dokumente benötigte man als Beweismittel für Besitztitel. Die älteste Nachricht von einem solchen Archiv im mittelalterlichen Kölner Umkreis haben wir vom Dom und dem Erzbischof. 891 schrieb Papst Stephan V. dem Kölner Erzbischof Hermann I. In dem Schreiben bedauerte er die Zerstörung der Stadt und den Untergang aller Privilegien und bestätigte unter anderem bestimmte Rechte des Erzbischofs, die der Kölner von seinem Vorgänger und vom Kaiser erhalten habe.<sup>1</sup> Wahrscheinlich spielte Papst Stephan auf die Zerstörung der Stadt durch die Normannen 881/882 an. Wir wissen ferner von einer Brandkatastrophe, die 1150 zu einem fast vollständigen Verlust der aufbewahrten Dokumente geführt hat.<sup>2</sup> Aus beiden Nachrichten geht auch hervor, dass die Kölner Erzbischöfe und das Domkapitel ihre Unterlagen gemeinsam in einem besonderen Raum, wahrscheinlich im Dom, in der Sakristei oder auch schon in einem Römerturm hinterlegten. Diese Gewohnheit behielten sie bis weit in das 13. Jahrhundert hinein bei. Erst als der Erzbischof infolge der Schlacht bei Worringen endgültig aus der Stadt verdrängt worden war, begann er die für ihn und seine Herrschaft wichtigen Dokumente an anderen Orten zu deponieren, in Brühl, Poppelsdorf und in der Godesburg.<sup>3</sup> Jedoch blieben immer noch erzbischöfliche Privilegien im Domkapitelsarchiv, auch weil eine saubere Trennung gar nicht möglich war.<sup>4</sup> Daher blieben beispielsweise ein Privileg des Papstes Eugen III. vom 8. Januar 1152 für Erzbischof Arnold II.<sup>5</sup> und eine Ausfertigung eines Reichsspruchs durch Kaiser Friedrich I. vom 14. Juni 1153 zugun-

ten desselben Erzbischofs<sup>6</sup> im Domkapitelsarchiv. Die Beispiele dafür ließen sich mühelos vermehren.

Der Erzbischof ließ schließlich an sein Archiv keine fremden Personen heran, auch keine Domkapitulare, es sei denn, dass sie seine Kanzler waren. Das Archiv diente dem Informationsbedürfnis des Erzbischofs. Er benutzte es, um seine Interessen zu legitimieren. Anfangs gab es gar keinen besonderen Beamten für die Pflege des Archivs, das vielmehr ein Teil der Kanzlei, freilich ein besonderer Teil, war. Denn dort hinterlegte man solche Dokumente, die man nicht für den täglichen Geschäftsgang benötigte. Ferner bewahrte man dort die Privilegien auf, die man für besonders wichtig und wertvoll hielt. Schon unter dem unglücklich agierenden Erzbischof Siegfried von Westerburg wurde ein Kopiar angelegt, das Urkundenabschriften enthielt. Dieses Kopiar konnte der Erzbischof auf seinen Reisen durch sein Territorium mitnehmen und bei Bedarf zu Rate ziehen.<sup>7</sup> Für besondere Gelegenheiten beauftragte man einen Notar mit der Abschrift einer Urkunde. Das Notariatsinstrument, versehen mit dem Notariatssignet, besaß vor auswärtigen Gerichten, vor allem den geistlichen Gerichten, volle Beweisgültigkeit. Der Kölner Erzbischof ließ also wohl schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, nachweislich seit dem 15. Jahrhundert, alle wichtigen Privilegien oder auch weniger bedeutende Dokumente in der Godesburg, die als besonders sicher galt, in seinem Schloss Poppelsdorf oder auch in Brühl aufbewahren. Mit seinen Kopieren und den darin enthaltenen Abschriften reiste er durch das Land, begleitet von seinen Sekretären, die ihn mit Hilfe der vorhandenen Abschriften berieten und nur im Notfall auf die kostbaren Privilegien zurückgriffen.<sup>8</sup>

Etwas anders war die Lage des Domkapitels. Nachdem es sich vom Erzbischof gelöst hatte und die erzbischöflichen Privilegien und Dokumente nicht mehr zu verwahren hatte, konnte es sich auf die eigenen Vorrechte konzentrieren.<sup>9</sup> Das Kapitel handelte jedoch im Prinzip ebenso wie der Erzbischof. Es hütete seine Privilegien und suchte sie vor Brand und Raub zu schützen, indem es sie an sicherer Stelle im Dom aufbewahrte.<sup>10</sup> Nur hat das Domkapitel keine Herrschaft in dem Sinne wie der Erzbischof ausgeübt. Das Kapitel blieb in Köln und konnte infolgedessen stets die eigenen Privilegien aus dem Archiv holen. Dennoch hat auch das Domkapitel aus praktischen Gründen Kopiare angelegt, weil sie den Zugriff auf die eigenen verbrieften Rechte erleichterten. Das Kapitel hat ebenso wenig wie der Erzbischof Fremden Zutritt zu seinem Archiv oder Einblick in die Privilegien und Dokumente gewährt, es sei denn vor Gericht. Es nutzte die Urkunden ebenso für eigene Zwecke, für die Sicherung der eigenen Ansprüche.

Wie das Domkapitel haben andere Stifte in Köln, deren es viele gegeben hat, ihre Privilegien und Dokumente gesammelt und gehütet.<sup>11</sup> Sie haben Kopiare



zum besseren Überblick und andere Bücher zu bestimmten Zwecken der Güterverwaltung angelegt. Jedoch haben sie ebenso wenig Fremden Einblick gestattet. Wie die Stifte verhielten sich die Klöster, seien es nun die altherwürdigen Benediktiner- oder die jüngeren Bettelordensklöster.<sup>12</sup> Sie alle hatten ihre eigenen Kisten oder Schreine, in denen sie an sicherer Stelle ihre wichtigen Urkunden hinterlegten. Diese Kisten oder Schreine waren verschlossen und wurden nur für die eigenen Bedürfnisse geöffnet.

Auch im weltlichen Bereich entstanden Archive. Man denke an die weltlichen Territorien des Rheinlands wie Jülich, Kleve, Geldern und Berg, um nur die größeren zu nennen. Sie alle hatten im Laufe der Zeit ihre Kanzleien entwickelt und sichere Orte zur Aufbewahrung ihrer Privilegien und wichtigen Dokumente geschaffen.<sup>13</sup> Die erste Aufgabe der Kanzleien dieser Grafschaften war die Sicherung der Rechtstitel und erst in zweiter Linie die Ausstellung von Urkunden. Wer etwas von den Landesherren wollte, ließ die Urkunden schreiben und legte sie dann dem Herrn oder dessen Beauftragten zur Besiegelung vor. Man spricht von Empfänger-ausstellungen. Im Spätmittelalter wurden dann aber die Urkunden in den landesherrlichen Kanzleien geschrieben, besiegelt und anschließend dem Empfänger ausgehändigt.

In der Stadt Köln setzte die Schriftlichkeit später, nämlich im 12. Jahrhundert, ein. Die erste tatsächlich im Besitz der Stadt befindliche Urkunde datiert von 1159 und ist von Richtern, Schöffen und der gesamten Bürgerschaft (*rectorum, iudicum ac totius populi sancte Colonie*) ausgestellt.<sup>14</sup> Es handelt sich um eine der von der Gemeinde beschlossenen so genannten Willküren, laut der sich alle Bürger an den Beschluss halten und andernfalls eine Strafe zahlen zu wollen versprachen.<sup>15</sup> Die Bürgergemeinde beschloss damals, dass alle Meister und Amtleute in Amtleutegenossenschaften zehn Jahre lang im Amt bleiben sollten, also nicht, wie sonst üblich, jedes Jahr neu gewählt würden.<sup>16</sup> Das Gemeindeorgan, das die Versammlung der Bürger leitete, war noch nicht der Rat, sondern das Schöffenkolleg. Wo die Versammlung stattgefunden hat, wissen wir nicht genau, vielleicht schon damals vor dem Rathaus, das wenigstens seit 1130 bezeugt ist.<sup>17</sup> In dem Bürgerhaus tagte damals schon die Richerzeche.<sup>18</sup>

Die Richerzeche war der Zusammenschluss reicher und politisch mächtiger Bürger zu einer Genossenschaft, die aber innerhalb der Stadt seit dem 12. Jahrhundert – wie man heute sagen würde – hoheitliche Aufgaben übernahm, eigentlich nur bestimmte Rechte garantierte. So hatte sie beispielsweise in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Drechslern eine Bruderschaft mit einer entsprechenden Ordnung verliehen und die Einhaltung der dort enthaltenen Bestimmungen garantiert.<sup>19</sup> Bereits 1149 hatte sie den Bettziechenwebern die Bru-

derschaft und den Zunftzwang gegeben und alle zur Einhaltung der Bestimmungen verpflichtet.<sup>20</sup> Die Richerzeche tagte im Rathaus und hatte dort wohl auch ihre Unterlagen untergebracht.<sup>21</sup>

Sowohl das Schöffnenkolleg wie die Richerzeche haben ursprünglich viele Angelegenheiten mündlich geregelt. Wenn jedoch eine Festlegung auf zehn Jahre beschlossen wurde, mag es besser erschienen sein, eine schriftliche Notiz anzulegen, auf die man sich im Zweifelsfall berufen konnte. Jedoch galt diese Notiz nicht für sich als beweiskräftig. Entscheidend war der mündlich gefasste Beschluss und im Zweifelsfall die mündlich vorgetragene Bestätigung des Beschlusses. Die Notiz diente der Gedächtnisstütze, war allenfalls ein Indiz, wie man heute vielleicht sagen würde, aber kein Beweis.

Die Amtleutegenossenschaften hatten wie das Schöffnenkolleg Meister an ihrer Spitze und waren die von den Bürgern der Kirchspiele bzw. Sondergemeinden gebildeten Ausschüsse. Sie verwalteten den Liegenschaftsverkehr und leisteten Gewähr für vor ihnen getätigte Liegenschaftsübertragungen.<sup>22</sup> Entscheidend war zunächst das mündliche Zeugnis der an der Übertragung beteiligten Persönlichkeiten, nicht die Eintragung in die so genannte Schreinskarte oder später das Schreinsbuch. Karte oder Buch wurden anfangs nur zur Gedächtnisstütze herangezogen. Die entsprechende schriftliche Eintragung musste stets von den Meistern und Amtleuten und den an der Übertragung beteiligten Zeugen bestätigt werden. Erst im Laufe des 14. und dann im 15. Jahrhundert wuchs die Beweiskraft der Schreinsseintragungen.<sup>23</sup> Auch schon in der Zeit, als die Eintragungen nur als Gedächtnisstütze dienten, hatten sie einen gewissen Wert. Die Amtleutegenossenschaften mussten daher ihre Schreinskarten und Schreinsbücher aufbewahren und vor Feuer und Wasser schützen. Vielfach deponierten sie ihre Bücher und anderen Dokumente in den Pfarrkirchen, da jene aus Stein waren und infolgedessen dem Feuer eher Widerstand entgegenzusetzen konnten, aber auch größere Sicherheit vor Diebstahl boten.<sup>24</sup> Im Laufe der Jahre haben die Amtleute ihre Bücher und Akten in den so genannten Geburhäusern untergebracht, in denen sie auch tagten und in denen sie seit alters ihre Schreinsbücher öffneten, nachdem sie sie aus den Kirchen geholt hatten, und neue Eintragungen vornahmen.<sup>25</sup>

Die Liegenschaftsübertragungen wurden von den Amtleuten bzw. den Schreinsmeistern als Beauftragten der Amtleute im Geburhaus überprüft, wenn der Schrein, wie es heißt, geöffnet wurde und relevante Vorgänge vorgelegt wurden. Die Schreiber trugen dann entsprechende Vermerke in die Blätter oder Bücher ein. Die Beteiligten erhielten dagegen keine Einsicht in die Bücher. Das blieb den Meistern oder eher den Schreibern vorbehalten.<sup>26</sup> Aus der Neuzeit sind Bescheinigungen der Schreinsbehörden über Eintragungen überliefert, die den

betreffenden Käufern oder Verkäufern von Liegenschaften ausgehändigt worden waren, jedoch direkten Einblick erhielten die Betroffenen selbst nicht.

Wo der Rat als neue, seit 1216 bezeugte Behörde, die schließlich alle älteren kommunalen Verwaltungsgremien überflügelte und sich unterwarf, tagte, wissen wir aus der frühen Zeit nicht. Die Stadt als Kommune hat aber schon vor dem Auftreten des Rats Urkunden ausgefertigt und Privilegien empfangen. Denn bereits 1149 stellten der Untervogt und Richerzechenoffiziale den Bettziechenwebern eine Bestätigung ihrer Bruderschaft aus.<sup>27</sup> 1155 beurkundete Köln die Zollfreiheit des Stifts Kornelimünster.<sup>28</sup> Zwei Jahre später bestätigte Erzbischof Arnold I. die Gründung eines Spitals am Altermarkt.<sup>29</sup> Da Bürger das Spital gestattet hatten, blieb die Urkunde im Besitz der Bürgergemeinde und ging später in das städtische Archiv über. 1174 beurkundete Erzbischof Philipp, dass er den Bürgern der Stadt Köln seine Münzgefälle für eine bestimmte Summe verpfändet habe.<sup>30</sup> Nach einem längeren Streit versöhnte sich derselbe Erzbischof wieder mit der Stadt und ihren Bürgern und stellte darüber eine Urkunde aus. Kaiser Friedrich I. bestätigte die Sühne. Beide Urkunden liegen im Stadtarchiv, weil sie den Bürgern ausgehändigt worden sind.<sup>31</sup> Diese für die Stadt und ihre Bürger wichtigen Dokumente und andere, die im Laufe der Zeit hinzukamen, mussten irgendwo aufbewahrt werden. Leider ist nicht bekannt, wo das geschehen sein könnte. Erst aus dem Jahre 1322 ist ein Hinweis erhalten, dass sich die Kiste mit den städtischen Dokumenten (*cista civitatis Coloniensis*) im Hause des Schöffen Werner Overstolz von der Rheingasse befände.<sup>32</sup> Daraus hat Friedrich Lau wohl zu Recht geschlossen, dass die Privilegien und andere Dokumente noch wie früher von den Schöffen in Verwahrung genommen wurden. Die Überlieferung der Schöffen und des Rats waren noch nicht getrennt worden. Die Schöffen behielten wie zu den Zeiten, als es noch keinen Rat gab und ihr Kollegium die einzige kommunale Spitze bildete, die Aufsicht über die städtische »Kiste« oder, wie wir heute sagen würden, über das städtische Archiv. Auch darin zeigt sich die bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts erstreckende Prädominanz des Schöffenkollegs.<sup>33</sup> In der Mitte des 14. Jahrhunderts nahm der Rat seine Privilegien und Akten aus der mit den Schöffen gemeinsamen »Kiste« heraus und hinterlegte sie im Haus zur Stesse am Laurenzplatz, dem ehemaligen Vogtshof, einem Steinhaus. Für die Erlaubnis erhielten die Besitzer des Hauses zur Stesse jährlich im Frühjahr Hechte oder andere Fische gereicht.<sup>34</sup> Die städtischen Dokumente lagen in einem Kellergewölbe des Hauses. Der Raum war mit drei Schlössern verschlossen. Die drei Schlüssel dazu erhielten drei verschiedene Ratsherren, darunter ein im Rat sitzender Schöffe.<sup>35</sup> Nachdem die Schöffen 1396 endgültig aus dem Rat gedrängt worden waren, erhielten die Schöffen keinen Schlüssel mehr. Mit der Verteilung der

Schlüssel sollte verhindert werden, dass eine Minderheit Manipulationen an den Dokumenten vornehmen konnte. In gleicher Weise waren die Eidbücher, in die die Verfassungsbestimmungen und die wichtigsten Beschlüsse des Rates eingetragen worden waren, vor Betrug und Fälschungen geschützt. Das Eidbuch hatte ebenfalls drei Schlösser, deren Schlüssel drei verschiedene Ratsherren erhielten.<sup>36</sup>

Nachdem 1414 der Rathausturm fertiggestellt worden war, ließ der Rat seine Archivalien in das Turmgewölbe überführen.<sup>37</sup> Dort lagerten sie bis weit in die Neuzeit hinein. Für sie wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein Findbuch angelegt, in dem der Verbundbrief als wichtigstes Verfassungsdokument der Stadt und, dann folgend, die Privilegien der Päpste und Kaiser bzw. Könige aufgeführt worden sind.<sup>38</sup> In dem Gewölbe standen mindestens 38 Laden mit Dokumenten, größere und kleinere. Eine ist als ein »Kistchen« bezeichnet worden.<sup>39</sup> Da nicht viel Platz war, standen einzelne Laden auf einer Tafel, andere auf einem Schrank.<sup>40</sup> Das Repertorium diente aber keineswegs der Information für die Öffentlichkeit, sondern sollte das Auffinden benötigter Nachweise und Rechtstitel durch die Kanzlei und deren Diener erleichtern. Zu dem Archivgewölbe hatten nicht einmal die einfachen Ratsherren ohne weiteres Zugang. Es bedurfte vielmehr eines besonderen Beschlusses, damit die Tür zu dem Keller geöffnet würde. Auch dann betraten keineswegs alle Ratsherren das Gewölbe, sondern nur besonders bevollmächtigte und die Kanzleibeauftragten, die sich am besten in den Läden und Kisten, die im Gewölbe standen, auskannten. Nach dem Eid der Gewölbeherren<sup>41</sup> aus dem 17. Jahrhundert durften nur zwei von ihnen gemeinsam das Archiv aufschließen und dem Syndicus und einem Ratssekretär den Eintritt ermöglichen.<sup>42</sup> Von Ratsherren war keine Rede, möglicherweise weil sie selbst kein Interesse hatten, sondern sich die Dokumente lieber heraussuchen und vorlegen ließen.

Neben dem Rat unterhielten die verschiedenen Rentkammern als Finanzorgane der Stadt wohl schon seit dem 14. Jahrhundert eigene Registraturen und Ablagen für ihre Überlieferung, vor allem für ihre Rechnungsbücher.<sup>43</sup>

Als die Hansekontore in Brügge und Antwerpen ihre Funktion verloren, weil immer weniger hansische Kaufleute sie aufsuchten, deren Unterhaltung damit zu aufwendig geworden war, beschloss ein Hansetag 1591 die Aufsicht darüber Köln zu übertragen. Der Kölner Rat ließ zwei Jahre später alle Akten beider Hansekontore nach Köln kommen und verleibte sie seinem Archiv ein.<sup>44</sup> Die Übernahme mag verdeutlichen, welchen Wert man schon damals auf die überlieferten Privilegien und Akten legte, weil jede von ihnen eben einen Rechtsanspruch belegen konnte. Weil die Dokumente rechtserheblich waren, mochte man auch keinen Fremden an sie heranlassen, der möglicherweise aus den

Unterlagen Ansprüche gegen die Stadt als den Eigner des Archivs erheben könnte. Aus dem gleichen Grunde hatten die Ratsherren Verschwiegenheit über alle Beratungsgegenstände gelobt, sofern Vertraulichkeit vereinbart war. Die Vertraulichkeit wurde bei den meisten Beratungsgegenständen vorausgesetzt, sodass kaum Interna nach draußen gelangen konnten, es sei denn unter Bruch des Eides. Seit 1341 ist das Gebot der Verschwiegenheit Teil der von den Ratsherren abzulegenden Eide.<sup>45</sup> Die Möglichkeit des Rates, jederzeit mit der Mehrheit seiner Mitglieder auf das Archiv und damit auf beweiskräftige schriftliche Unterlagen zurückgreifen zu können, gab ihm schon im 14. Jahrhundert einen Informationsvorsprung, fast schon ein Informationsmonopol, das es ihm gestattete, gegenüber den Bürgern allmählich als Obrigkeit aufzutreten, die alle Dinge besser wissen könne und gemäß dem besseren Wissen zum Wohle aller Bürger auch handle.<sup>46</sup>

Aber nicht nur der Rat, die Schöffen, die Richerzeche und die Amtleute als Vertreter der Gemeinde haben Privilegien in Kisten oder Schreinen aufbewahrt, sondern auch in der Stadt existierende Genossenschaften wie die Zünfte, die Gaffeln, wohl auch Kaufleutegilden, von denen wir aber keine originäre Überlieferung haben. Die Zünfte erhielten ihre Privilegien vom Stadtherrn, den Erzbischöfen, oder den Schöffen, der Richerzeche oder dem Rat.<sup>47</sup> Zwar ist der Bedeutungsanstieg der Zünfte oder Ämter, wie man in Köln sagte, im 14. Jahrhundert nicht nur auf die Privilegien zurückzuführen, die diese Genossenschaften gesammelt und in ihren Zunfthäusern aufbewahrt hatten, aber die vorzeigbaren Dokumente spielten eine wichtige Rolle. Nachdem die Geschlechter 1371 die so genannte »Weberherrschaft« gestürzt und im Zuge des Umschwungs die Ämter entmachtet hatten, nahm der wieder von den führenden alten Familien dominierte Rat den Ämtern alle ihre Dokumente und vernichtete deren Archive. Deren Kisten und Schreine blieben leer. Aus den alten, nun eingezogenen Privilegien konnten sie keine Forderungen mehr ableiten. Die Ämter verloren ihren genossenschaftlichen Zusammenhalt, ihre Selbstverwaltung und wurden der Aufsicht des von den Geschlechtern beherrschten Rates unterstellt.<sup>48</sup> Dieses Zusammenhangs waren sich die Zünfte durchaus bewusst, zumindest kann man es für das wichtigste Amt, das Wollenamt, nachweisen. Denn als es sich 1397 nach dem Sturz der Geschlechterherrschaft wieder eine Satzung geben durfte, beklagte es sich bitter über das Unrecht, das ihm 1371 zugefügt worden sei. Es verwies auf die Privilegien, die es vor 1371 besessen habe und die eine Zierde des Amtes gewesen seien, ihnen aber 1371 genommen und nun 1397 wieder zurückgegeben worden seien.<sup>49</sup> Die »Ehre«, »Würde« und »Zierde« des Amtes waren die Angelpunkte des Denkens der Meister, die ihre »Ehre«, »Würde« und »Zierde« vor 1371

jederzeit durch Privilegien belegen konnten. Ihre Kiste, also ihr Archiv, bildete den Rückhalt ihres hohen Selbstverständnisses. Nahm man ihnen ihre Privilegien, beraubte man sie ihrer »Ehre«. Die Kiste mit den Privilegien rückte so in die Nähe eines Schatzes, mit dem viele Archive anfangs oft einen Raum geteilt haben. Nach 1397 erhielten die Ämter wieder vom Rat genehmigte Satzungen. Sie konnten wieder Bücher anlegen, in die ihre Meister Beschlüsse oder andere Dinge eintrugen. Die Privilegien und Bücher bewahrten die Ämter meist in ihren Zunfthäusern auf. Oft genug nahm sie aber auch ein Meister für das Jahr seiner Amtstätigkeit mit nach Hause. Als die Franzosen 1798 die Zünfte auflösten, blieben viele Kisten auf den Dachböden der ehemaligen Meister oder gelangten sonstwie in Privatbesitz, jedenfalls nicht automatisch in das Stadtarchiv.

Wie die Ämter oder Gaffeln hatten auch Bruderschaften ihre Satzungen, Urkunden und Besitztitel, die sie in Kisten aufbewahrten. Vielfach haben die Meister diese Kisten in ihren Häusern gehabt und nach dem Ende ihrer Amtszeit an ihre Nachfolger gegeben. Von manchen Bruderschaften wissen wir aber auch, dass sie ihre wichtigsten Dokumente zusammen mit ihren Kleinodien in ihrer Kirche oder der Sakristei ihrer Kirche hinterlegt haben.<sup>50</sup>

Schließlich haben auch Kaufleute Dokumente und Geschäftsbücher gesammelt und längere Zeit aufbewahrt. Es hat Familienbücher gegeben, von denen aber nur ein Bruchteil auf uns gekommen ist. Alle diese Dokumente dienten als Rechtstitel zur Aufrechterhaltung eines Rechtsanspruchs oder sollten wie die Familienbücher die Stellung des Geschlechts innerhalb der städtischen Gesellschaft dokumentieren, dienten in erster Linie der Unterrichtung der Familienangehörigen und gaben jenen Argumentationshilfen für Auseinandersetzungen mit nicht zur Familie zählenden Personen.<sup>51</sup>

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts galt als ungeschriebenes Gesetz, dass ein Archiv den Interessen des Besitzers zu dienen habe und die Archivalien in erster Linie zur Wahrung von dessen Besitzansprüchen heranzuziehen seien. Fremden gestattete man nur selten Zugang zu den gehorteten Informationen.<sup>52</sup> Papiere, die keinen unmittelbaren Beweiswert mehr hatten, galten als »unnütze Papiere«, wurden gelegentlich aufgehoben und sind heute für die Historiker oft wertvoller als die Besitztitel. Damals hat man solche »unnützen Papiere« auch schon einmal ausgesondert und den Buchbindern zur Makulatur gegeben oder verkauft.

Erst die Umwälzungen im Zuge der Französischen Revolution und der Neuordnung durch Napoleon führten zu einem Wandel. Das Römische Reich deutscher Nation wurde aufgelöst, Stifte und Klöster säkularisiert, die Zünfte aufgehoben. Korporationen, die eigene Archive hatten, verloren ihre Existenzberechtigung. Ihre Privilegien waren im herkömmlichen Sinn wertlos geworden,

bildeten aber Fonds in meist staatlichen oder kommunalen Archiven. Dass die Dokumente rechtlich unerheblich und vor Gericht ohne Beweiskraft geworden waren, führte noch nicht sofort zur Öffnung der Archive. Aber nachdem Leopold von Ranke und andere Historiker die in Archiven liegenden Urkunden und Akten für ihre Darstellungen benutzt und ihre Schüler zu einem analogen Vorgehen angehalten hatten, wuchs der Druck auf die staatlichen und kommunalen Einrichtungen. 1868 öffnete das Haus-, Hof- und Staatsarchiv seine alten Bestände den Wissenschaftlern, 1875 tat Preußen den Schritt und 1881 der Vatikan.<sup>53</sup> Den Vorbildern folgten früher oder später andere, auch die Kommunen. Erst seit der Zeit dienten die Archive dem Informationsbedürfnis der Allgemeinheit, wenn auch vielfach zunächst nur wissenschaftlichen Interessenten. Im Laufe der Jahre wurde der Zugang immer mehr liberalisiert. Festzuhalten bleibt aber, dass die Archive bis in das 18. Jahrhundert hinein den Bedürfnissen der jeweiligen Besitzer zu dienen hatten, dass erst die Umwälzungen im Zuge der Französischen Revolution die Voraussetzungen für einen Wandel schufen und dass sich Archive erst seit etwa 1870 dem Informationsbedürfnis eines immer breiteren Publikums öffneten.

- 1 Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 1, bearb. v. Friedrich Wilhelm Oediger (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21), Düsseldorf 1978, Nr. 282; Monumenta Germaniae Historica, Epistolae, Berlin 1928, Bd. 7, S. 363 f.
- 2 Toni Diederich/Ulrich Helbach: Das Historische Archiv des Erzbistums Köln (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 31), Siegburg 1998, S. 18; Erich Wisplinghoff: Rheinisches Urkundenbuch (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 57), Düsseldorf 1994, S. 126.
- 3 Klaus Militzer: Die kurkölnischen Hofordnungen und die Ausformung Brühls zu einer Residenz, in: Holger Kruse/Werner Paravicini (Hg.): Höfe und Hofordnungen 1200–1600 (Residenzenforschung 10), Sigmaringen 1999, S. 309 f.
- 4 Das alte Archiv des Kölner Domkapitels liegt nun im Historischen Archiv der Stadt Köln, während das erzbischöfliche Archiv im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf aufbewahrt wird.
- 5 Historisches Archiv der Stadt Köln (HAST Köln), Domstift U 3/5; vgl. Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 2, bearb. v. Richard Knipping (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21), Bonn 1901, Nr. 518; Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, hg. v. Theod. Jos. Lacomblet, Bd. 1, Düsseldorf 1840, Nr. 372.
- 6 HAST Köln, Domstift U K/6; vgl. REK II (wie Anm. 5), Nr. 559; Lacomblet (wie Anm. 5), Bd. 1 Nr. 375; Monumenta Germaniae Historica, Diplomata X: Die Urkunden Friedrichs I. bearb. v. Heinrich Appelt, Bd. 1, Hannover 1975, Nr. 59.
- 7 Wilhelm Janssen: Die Kanzlei der Erzbischöfe von Köln im Spätmittelalter, in: Landesherrliche Kanzleien im Spätmittelalter (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissanceforschung 35), München 1984, S. 152. Vgl. dort auch S. 153 ff. zur weiteren Entwicklung der kurkölnischen Kanzlei. Dazu ders.: Neue Wege und Formen territorialer Verwaltung im Übergang zur frühen Neuzeit, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 58 (1994), S. 143 ff.
- 8 Vgl. Militzer: Hofordnungen (Anm. 3), S. 309 ff.
- 9 Vgl. Manfred Groten: Priorenkolleg und Domkapitel von Köln im Hohen Mittelalter (Rheinisches Archiv 109), Bonn 1980, S. 169 ff.
- 10 Vgl. Clemens Korth: Kölns Romanische Kirchen, Regensburg 2000, S. 15: geschützte Lage der Bibliothek im alten Römerturm und der Schatzkammer zwischen romanischem Dom und Römermauer.



- 11 Vgl. die Lage der Schatzkammer in St. Kunibert: Korth: Kölns Romanische Kirchen (Anm. 10), S. 47.
- 12 Vgl. die Schatzkammern von St. Pantaleon: Korth: Kölns Romanische Kirchen (Anm. 10), S. 88 ff.
- 13 Klaus Flink: Territorialbildung und Residenzentwicklung in Kleve, in: Klaus Flink/Wilhelm Janssen (Hg.): Territorium und Residenz am Niederrhein (Klevert Archiv 14), Kleve 1993, S. 88 ff.; Wolf-Rüdiger Schleidgen: Die Kanzlei der Grafen und Herzöge von Kleve im 14. und 15. Jahrhundert, in: Landesherrliche Kanzleien im Spätmittelalter (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissanceforschung 35), München 1984, S. 176 ff.
- 14 HAST Köln, HUA K/21. Druck: Lacomblet (Anm. 5), Bd. 1, Nr. 398; Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Bd. 1, hg. v. Leonard Ennen u. Gottfried Eckertz, Köln 1860, Nr. 73; vgl. Manfred Groten: Köln im 13. Jahrhundert (Städteforschung A 36), Köln/Weimar/Wien 1995, S. 7.
- 15 Vgl. Wilhelm Ebel: Die Willkür (Göttinger rechtswissenschaftliche Studien 6), Göttingen 1953.
- 16 Der Inhalt der Urkunde wie der Anlass sind umstritten. Jedoch geht der Streit um andere Dinge, die in diesem Zusammenhang weniger interessieren; vgl. Groten: Köln (Anm. 14), S. 7.
- 17 Manfred Groten: Die Anfänge des Kölner Schreinswesens, in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 56 (1985), S. 12.
- 18 Groten: Köln (Anm. 14), S. 6.
- 19 Die Kölner Zunfturkunden bis zum Jahre 1500, bearb. v. Heinrich von Loesch, Bd. 1 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 22), Bonn 1907, Nr. 13.
- 20 HAST Köln HUA 2/17; Druck: Loesch: Zunfturkunden (Anm. 19), Bd. 1, Nr. 10; Lacomblet, Bd. 1 (Anm. 5), Nr. 366; Quellen Köln, Bd. 1 (Anm. 14), S. 329. Dazu: Manfred Groten: Die Kölner Richerzeche im 12. Jahrhundert, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 48 (1984), S. 55 f. Anders Friedrich Lau: Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396 (Preis-Schriften der Mevissen-Stiftung 1), Bonn 1898, S. 75, der die Urkunde dem Schöffenskolleg zuschreibt. Der Streit mag auf sich beruhen, da er in unserem Zusammenhang von geringerem Belang ist.
- 21 Groten: Richerzeche (Anm. 20), S. 59.
- 22 Klaus Militzer: Schreinsentragungen und Notariatsinstrumente in Köln, in: Notariado público y documento privado: de los orígenes al siglo XIV, Bd. 2, Valencia 1989, S. 1197 ff.
- 23 Hermann Conrad: Liegenschaftsübereignung und Grundbucheintragung in Köln während des Mittelalters (Forschungen zum deutschen Recht I,3), Weimar 1935, S. 150 ff.
- 24 So lag der Schrein des Bezirks Airsbach um 1400 jedenfalls zum Teil in der Pfarrkirche St. Maria-Lyskirchen: Die Amtleutbücher der kölnischen Sondergemeinden, hg. v. Thea Buyken/Hermann Conrad (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 45), Weimar 1936, S. 211. Im Kirchspiel St. Brigiden wurden seit der Zeit um 1300 die Bücher im Haus von *puelle* aufbewahrt, ohne dass genau gesagt werden könnte, um welche Personen es sich gehandelt haben könnte: ebd., S. 57, 68. Die Behörden des Bezirks Weiherstraße haben ihre Bücher im Stadttor aufbewahrt: Conrad: Liegenschaftsübereignung (Anm. 23), S. 35. Der Schöffenschrein wanderte im Laufe der Zeit. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde er im Haus des Schöffen Eberhard Gir vom Hungen aufbewahrt: Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert, hg. v. Walther Stein (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 10), Bd. 1, Bonn 1893, Nr. 313 § 9 S. 561. Vgl. dazu Lau: Entwicklung (Anm. 20), S. 276.
- 25 Conrad: Liegenschaftsübereignung (Anm. 23), S. 36 f.
- 26 Conrad: Liegenschaftsübereignung (Anm. 23), S. 36 ff.
- 27 HAST Köln HUA 2/17; Druck: Loesch: Zunfturkunden (Anm. 19), Bd. 1, Nr. 10; vgl. oben (Anm. 20).
- 28 HAST Köln, HUA K/19; Regest: REK II (Anm. 5), Nr. 609.
- 29 HAST Köln, HUA 2/19a; REK II (Anm. 5), Nr. 607.
- 30 HAST Köln, HUA 3/26. Druck: Quellen Köln, Bd. 1 (Anm. 14), Nr. 85; vgl. REK II (Anm. 5), Nr. 1010.
- 31 HAST Köln, HUA 3/31 und 3/32. Druck: Quellen Köln, Bd. 1 (Anm. 14), Nr. 94 f.; Lacomblet, Bd. 1 (Anm. 5), Nr. 474 f.; vgl. REK II (Anm. 5), Nr. 1148, 1150 mit weiteren Drucknachweisen.
- 32 Stein: Akten, Bd. 1 (Anm. 24), S. 7 Nr. 10.
- 33 Lau: Entwicklung (Anm. 20), S. 75 f. Vgl. auch Wolfgang Herborn: Die politische Führungsschicht der Stadt Köln im Spätmittelalter (Rheinisches Archiv 100), Bonn 1977, S. 75 ff.
- 34 Vgl. Die Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters nebst einer Darstellung der Finanzverwaltung, bearb. v. Richard Knipping (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 15), Bd. 2, Bonn 1898, S. 5, 39, 74, 112, 144, 180, 219, 260, 296, 328, 354; vgl. Lau: Entwicklung (Anm. 20), S. 276.



- 35 Stein: Akten, Bd. 1 (Anm. 24), S. 89 Nr. 28 III § 10; S. 123 Nr. 38 III § 10; S. 155 Nr. 49 II § 9; S. 181 Nr. 50 II § 9.
- 36 Noch heute zu sehen am zweitältesten erhaltenen Eidbuch von 1341: HAST Köln V+V V2. Vgl. die Beschreibung bei Stein: Akten, Bd. 1 (Anm. 24), Bd. 1, S. XXI ff.
- 37 Hermann Keussen: Topographie der Stadt Köln im Mittelalter (Preis-Schriften der Mevissen-Stiftung 2), Bd. 1, S. 136\*.
- 38 HAST Köln, Alte Repertorien Nr. 6.
- 39 HAST Köln, Alte Repertorien Nr. 6, fol. 209r.
- 40 HAST Köln, Alte Repertorien Nr. 6, fol. 209r.
- 41 Damit wurden die Bediensteten bezeichnet, die die Schlüssel zum Archivgewölbe unterhalb des Rathausturmes verwahrten.
- 42 HAST Köln, V+V N 908, S. 7–11 (hier: besonders S. 9).
- 43 Joachim Deeters: Die Bestände des Stadtarchivs Köln bis 1814 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 76), Köln/Weimar/Wien 1994, S. 13.
- 44 Leonhard Ennen: Zur Geschichte der Archive der hansischen Contore in Antwerpen und London, in: HGBll. 1875, S. 47 ff.; A. Hagedorn/Konstantin Höhlbaum: Das Hanse-Kontor zu Brügge-Antwerpen, in: Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 1 (1882), S. 18; Belgien in Köln, bearb. v. Joachim Deeters u. Klaus Militzer, Köln 1981, S. 56; Deeters: Die Bestände des Stadtarchivs Köln (Anm. 43), S. 72.
- 45 Stein: Akten, Bd. 1 (Anm. 24), S. 27 Nr. 6 I § 1; S. 81 Nr. 28 I § 1; S. 117 Nr. 38 I § 1; S. 148 Nr. 49 I § 1; S. 178 f. Nr. 50 I § 1; S. 199 Nr. 53 I § 2; S. 211 f. Nr. 62 § 1; S. 325 Nr. 159 I § 1; S. 417 Nr. 227 I § 1; S. 417 f. Nr. 227 I § 1. Vgl. auch den Eid der Ratsherren von 1397: ebd., S. 207 Nr. 56 § 1.
- 46 Vgl. Klaus Militzer: Ursachen und Folgen der innerstädtischen Auseinandersetzungen in Köln in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 36), Köln 1980, S. 235 ff. Neuerdings haben Robert Giel: Politische Öffentlichkeit im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Köln (1450–1550) (Berliner historische Studien 29), Berlin 1998, bes. S. 155 ff.; auch Manfred Groten: In glückseligem Regiment. Beobachtungen zum Verhältnis Obrigkeit – Bürger am Beispiel Kölns im 15. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 116 (1996), S. 303 ff., stärker die Rolle der Gemeinde und der Bürger hervorgehoben und das obrigkeitliche Streben des Rats in Frage gestellt. Dagegen wieder stärker das obrigkeitliche Element betonend, ohne die Stellung der Gemeinde zu sehr zu ignorieren: Eberhard Isenmann: Obrigkeit und Stadtgemeinde in der frühen Neuzeit, in: Einwohner und Bürger auf dem Weg zur Demokratie, hg. v. Hans Eugen Specker (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 28), Ulm 1997, bes. S. 82 ff.
- 47 Vgl. Loesch: Zunfturkunden (Anm. 19), Bd. 1, S. 2\* f.
- 48 Militzer: Ursachen (Anm. 46), S. 173 ff.
- 49 Loesch: Zunfturkunden (Anm. 19), Bd. 1, Nr. 78, S. 202.
- 50 Quellen zur Geschichte der Kölner Laienbruderschaften vom 12. Jahrhundert bis 1562/63, bearb. v. Klaus Militzer, Bd. 1 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 71), Düsseldorf 1997, S. XVIII f.
- 51 Vgl. beispielsweise das Overstolzenbuch: Wolfgang Herborn, Bürgerliches Selbstverständnis im spätmittelalterlichen Köln, in: Die Stadt in der europäischen Geschichte, Festschrift E. Ennen, Bonn 1972, S. 503 ff. Das Buch Weinsberg, 5 Bde., bearb. v. Konstantin Höhlbaum, Friedrich Lau und Josef Stein (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 3–4, 16), Leipzig 1886–1887, Bonn 1897–1926. Tagebuch des Kölnischen Rathsherrn und Gewalttrichters Jan van Brackerfelder, hg. v. G. Eckertz, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 6 (1859), S. 136–160; 7 (1859), S. 154–187.
- 52 Victor Loewe: Das Deutsche Archivwesen, Breslau 1921; vgl. Philipp Ernst Spieß: Von Archiven, Halle 1777, dessen Ausführungen noch von dem oben beschriebenen Geist erfüllt sind.
- 53 Franz von Löher: Archivlehre, Paderborn 1890, S. 190 f.; vgl. Loewe: Das Deutsche Archivwesen (Anm. 52), S. 4 f., 8.

Helmut Zedelmaier

## BUCH, EXZERPT, ZETTELSCHRANK, ZETTELKASTEN

Praktiken des Wissens sind marginale Gegenstände historischer Aufmerksamkeit. Die an der Genese gegenwärtiger Wissenschaftsdisziplinen und -kultur interessierte historische Forschung favorisiert gewöhnlich so genannte bedeutende oder einflussreiche Methoden und deren institutionelle und soziale Bedingungen. Demgegenüber erscheint die Verwaltung dieses Wissens als vernachlässigbare, weil schlecht dokumentierte, oft als weitgehend konstant vorausgesetzte Größe. Über Descartes' Kritik der Scholastik, Spinozas Bibelkritik oder Kants Widerlegung Humes kann man in den Bibliotheken eine Flut an Literatur finden. Doch wie lasen sie diese Texte, mit Hilfe welcher Techniken und Instrumente eigneten sie sich das vorliegende wissenschaftliche Wissen an? Welche Techniken im Umgang mit der Literatur benutzte beispielsweise Spinoza? Stand ihm ein Zettelkasten zur Verfügung, in den er seine Lektüre verzetteln und aus dem er sie bei Bedarf wieder abrufen konnte?

Hinweise auf die Produktionsbedingungen des Wissens sind heute selten. Nur mehr die vom Text dirigierte Fußnote zeigt die Spur einer Aneignung von Wissen. Erst mit der Durchsetzung elektronischer Textverarbeitungssysteme beginnt die Aufmerksamkeit für die jetzt als Relikte wahrgenommenen Materialien und Techniken vergangener Wissensverwaltung wieder zu wachsen. Zwei Gesichtspunkte sollen diese Gegenstände näher erschließen: das Buch als geschlossener Raum des Wissens und der Zettelkasten als Start-up moderner Wissensmaschinen.

### DAS BUCH ALS WISSENSRAUM

Wissen hat im westlichen Abendland vor dem 18. Jahrhundert seine Orte, doch es wird vor dem 18. Jahrhundert ohne Zeitdimension gedacht. Ein *Syntagma de bibliothecis* überschriebener Text, publiziert im frühen 17. Jahrhundert, kann dies verdeutlichen: »Wenn ich mich nicht täusche, entstanden die ersten Bibliotheken zugleich mit der Erfindung der Schrift. Denn nach dem Wissen und der Einsicht kam bald auch das Schreiben in Gebrauch; Schreiben aber kann nur sinnvoll und nützlich sein, wenn Bücher zum gegenwärtigen und zukünftigen Gebrauch aufbewahrt und geordnet werden.«<sup>1</sup> Die Feststellung des niederländischen Gelehrten Justus Lipsius, Verfasser dieser Zeilen, berührt eine Evidenz des Bücherwis-

sens und seiner Verwaltung in der frühen Neuzeit: Wissen erscheint im Bild der Topographie, Inbegriffe des Wissens sind Buch und Bibliothek. Wissen beginnt mit seiner Einschließung ins Buch und der geordneten Bibliothek, und neues Wissen schreibt sich dieser Ordnung ein. Vergangenes Wissen wird nicht als zeitlicher Entfaltungs- und Entwicklungszusammenhang vorgestellt, in dem frühere Stufen in jeweils späteren *aufgehoben* sind, sodass jene nur mehr historische Interessen beanspruchen könnten. Das überlieferte Wissen erscheint vielmehr als einheitlicher, topisch geordneter Zusammenhang, den sachlich definierte Relevanzkriterien konstituieren, die nicht relativ zum jeweiligen Zeitkontext sind. Texte gelten nicht als *Zeugen* ihrer Zeit, sie sind vielmehr *Orte* des Wissens.



Abb. 1

Die Wiener Hofbibliothek im 17. Jahrhundert

Die enzyklopädischen Wissenssummen des 16. und 17. Jahrhunderts dokumentieren dies auf eindrucksvolle Weise, etwa Theodor Zwingers *Theatrum vitae humanae*. Das vielleicht umfangreichste von einem einzelnen Menschen jemals geschriebene Kompilationswerk versteht ihr Autor als ein »Historiarum promptuarium«, als ein »Zeughaus der Geschichten«, »in das alles, was man liest und hört, gelagert werden und zu gegebener Zeit mit Nutzen wieder hervorgeholt

werden kann.<sup>2</sup> In der vierten Auflage von 1586/87 umfasst es vier Folianten mit insgesamt etwa 4500 Seiten.<sup>3</sup> Die Vorstellung, die Wissenstotalität in einem einzigen Buch mit Hilfe einer zeitlosen *Ordnung der Ordnungen* bezwingen zu können, ist so etwas wie die gemeinsame Idee oder Ideologie, an deren Verwirklichung die Verfasser der gewaltigen Wissensapparate der frühen Neuzeit arbeiten, ein Problem, das etwa in Campanellas Utopie schon gelöst ist: Die Bewohner des Sonnenstaates besitzen nur noch ein einziges Buch, »das sie ›Die Weisheit‹ nennen, in dem alle Wissenschaften bewundernswert leicht und faßlich dargestellt sind.«<sup>4</sup>

Wie in den fein gegliederten Bibliotheken der Zeit (oder in der Ständeordnung der Zeit) erhält jedes Wissensteil einen bestimmten Ort zugewiesen, damit es identifizierbar, verfügbar und auch merkbar wird. Die Ordnung des Wissens ist wichtig, um die Erfahrung zu beherrschen, die Gegenwart zu regieren oder die Zukunft zu erobern. Die Ordnung des Wissens hat unterschiedliche Funktionen *in der Zeit*, doch dem Wissen eigen ist sein Ort im Wissenssystem, nicht seine Zeit. Wissen verstaubt nicht, es hat keine so genannten Halbwertszeiten des Verfalls.

Die Enzyklopädie dient der Strukturierung des expandierenden Bücherwissens, soll als Gesamtüberblick, als *summa* und *methodus* Orientierung im *Labyrinth des Wissens* ermöglichen. Dem einzelnen Gelehrten dient dieses Ordnungsinstrument ganz praktisch als Basis der eigenen, individuellen Wissensverwaltung, als notwendige Bedingung, um, so eine häufig verwendete Metapher, mit ihrer Hilfe eine *lebendige Bibliothek* zu werden. Man kann die Wissenssummen der frühen Neuzeit als erfolgreiche Komplemente der künstlichen Gedächtnisräume der traditionellen Mnemotechnik verstehen, mit denen sich heutige Gedächtnishistoriker mit Vorliebe beschäftigen.<sup>5</sup> Die Mnemotechnik leitet dazu an, Wissen, das erinnert werden soll, an Örter (*loci*) eines existenten oder fiktiven Raumes zu platzieren. Mit dem Buchdruck konnte die Ordnungsstruktur des zu erinnernden Wissens verstärkt als Buchstruktur identifiziert werden. Die *loci*-Architektur der Mnemotechnik konnte durch das jetzt identisch vervielfältigte Buch-Layout ergänzt werden, die Orte des nach den Regeln der Mnemotechnik je unterschiedlich und individuell zu konzipierenden Raums der Erinnerung erhielten die Bedeutung von bestimmten, identifizierbaren Stellen in Büchern.



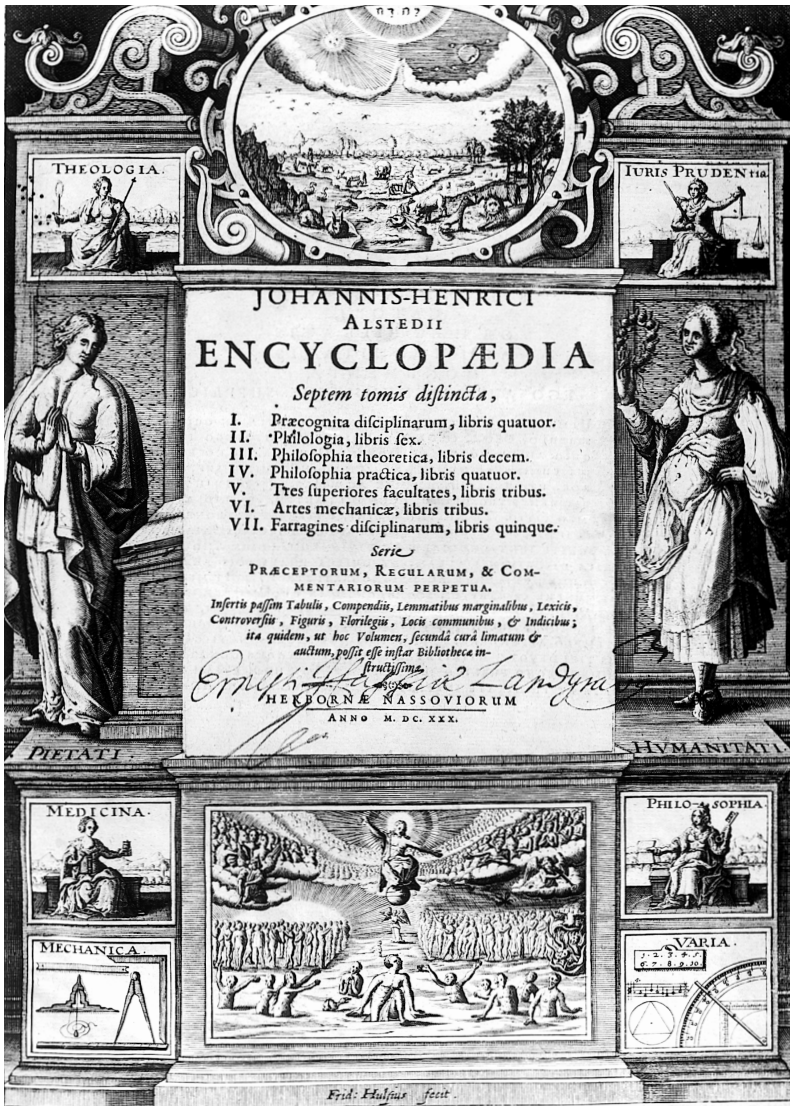


Abb. 2  
Titelblatt der *Encyclopædia* (Herborn 1630) von Johann Heinrich Alsted

Die Enzyklopädie als *Buch der Bücher* ist für die Vertextung der Erinnerungsorte ein in mehrfacher Hinsicht signifikanter Fall. Werke wie die *Encyclopædia*<sup>6</sup> von Johann Heinrich Alsted sind methodisch (*ordo methodicus*) disponierte Orte der Erinnerung. Mit Hilfe eines hoch differenzierten Layouts, zahlreichen Tabellen und fein verzweigten Gliederungen sollen sie ein methodisches Merken ermöglichen. Man benötigt die *Encyclopædia* als Basis der Wissensaneignung, analog zur akademischen, auf autoritative Lehrbücher gegründeten Vorlesungspraxis. Im Unterschied zur vorherrschenden Praxis ist sie aber keine antike Autorität, son-

Abb. 3  
Bibliothekskataloge in Buch-  
form (Bandkataloge) aus der  
Staatsbibliothek München



dern ein *modernes*, d. h. für Alsted: ein *methodisches* Lehrbuch. Die *Encyclopaedia* gilt als Sitz der Lektüre (*sedes lectionis*), was vor allem heißt: Man muss sie intensiv lesen, möglichst laut, jedenfalls aber wiederholt, um die Gedächtnisleistung zu sichern. Dieses *eine* Buch (der Bücher) ist ein Erinnerungsort, auf den das gehörte und gelesene Wissen bezogen werden kann, etwa dadurch, dass dieses Wissen *in margine* an der entsprechenden Stelle notiert wird. Die Ordnungskategorien dienen als *loci*, die dem (auf-)gelesenen Wissen seinen Platz zuweisen.

Die Orts- bzw. Buchgebundenheit des Wissens bestimmt die frühneuzeitliche Praxis der Wissensverarbeitung und -verwaltung, die sich als fest gefügtes, auch materialiter buchfixiertes Ordnungssystem, als geschlossener Wissensraum darstellt.

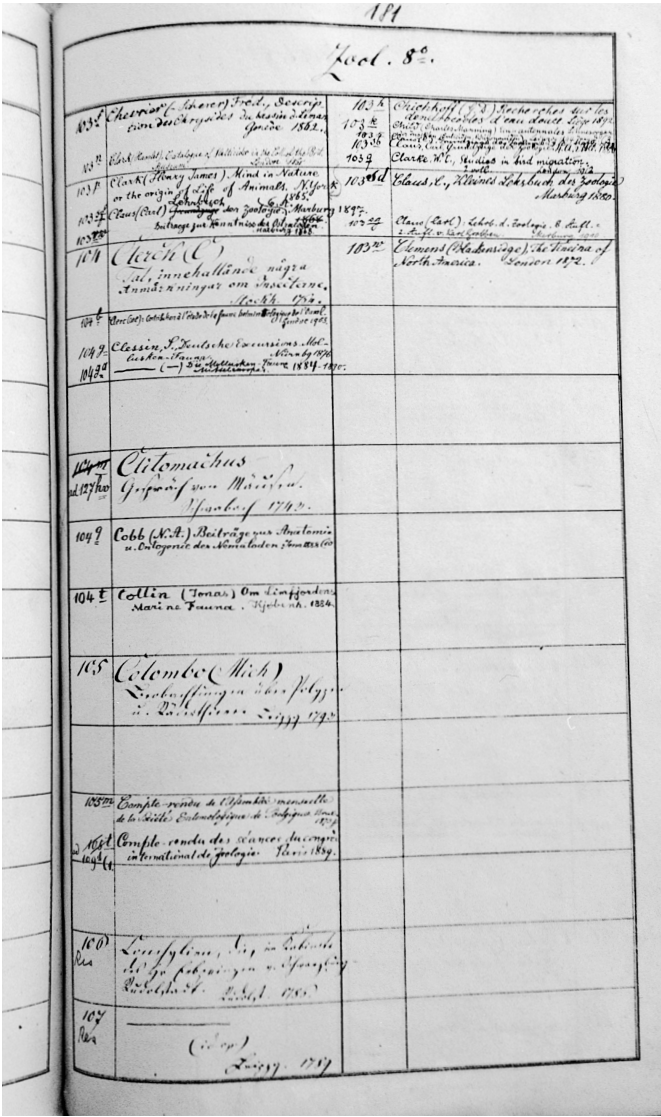


Abb. 4

Seite eines Bandkataloges (nach Fachsignaturen) aus der Staatsbibliothek München. Für neu hinzukommende Bücher wurden Zwischenräume freigelassen. Deren begrenzte Kapazität machte ein permanentes Umschreiben der Kataloge erforderlich.

DAS BEWEGLICHE WISSEN DER ZETTEL

Flexible Wissensverwaltungssysteme für den privaten Gebrauch und für Bibliotheken mit Hilfe loser Zettel sind erst vereinzelt seit dem 17. Jahrhundert nachweisbar. Sicherlich wurde schon vorher das Wissen der Texte beim Exzerpieren in Einzelteile zerlegt, u. a. um Bücher mit Findsystemen wie Register auszustatten. Ein Theoretiker und Praktiker frühneuzeitlicher Wissensverarbeitung und Wissensverwaltung, der Züricher Gelehrte Konrad Gessner, hat Mitte des



16. Jahrhunderts eine später oft abgeschriebene, empfohlene und bis zum 19. Jahrhundert praktizierte Verzettelungstechnik und -methode beschrieben, die einem Zettelkasten sehr nahe kommt. Mit seiner Methode wird es möglich, einzelne Zettel mit Exzerpten je nach Wunsch und Erfordernis neu zu ordnen, sie damit frei disponieren zu können. Doch Gessners Technik dient nur als Mittel zum Zweck einer auf das Buch bezogenen Wissensverwaltung. Die Zettel werden nicht in einen Kasten, sondern in ein Buch inseriert, das speziell für diesen Zweck herzustellen ist: Dessen Blätter sind von oben nach unten mit vier an ihnen befestigten Fäden durchzogen, die als Halterung der einzuordnenden Zettel dienen. Hundert dieser Blätter bilden ein solches Zettelbuch; mehr als 100 Seiten sollten es nicht sein, da sonst, führt Gessner aus, die Konsistenz des Buches gefährdet sei.<sup>7</sup>

Trotz ihrer freien Beweglichkeit hatten die Zettel mit dem gesammelten Wissensmaterial bei Gessner im Buchraum ihren Ort, an dem sie nach Gebrauch (für die Rede, das Schreiben) wieder verwahrt werden sollten. Auch in den zahlreichen Anleitungen zur gelehrten Wissensverwaltung im 17. Jahrhundert begegnen vereinzelt solche Verbuchungsvorschriften. Eine flexible Ordnung frei disponibler Zettel gilt auch in ihnen nur als Zwischenstufe zur Buchordnung. Als 1684 ein jesuitischer Gelehrter eine *Industria excerpendi* publizierte, wollte er mit seiner Anleitung die Wissensverarbeitung vereinfachen: Exzerpte werden auf Zettel in Quartformat notiert, die Zettel dann in Büchsen lose aufbewahrt. Doch eben nur so lange, bis sich ein umfangreicheres Material angesammelt hatte. Dann mussten die Zettel zu Büchern zusammengebunden werden, geordnet nach Sachtiteln und mit Indices versehen.<sup>8</sup>

Verzettelungstechniken werden in den Exzerpieranleitungen des 17. Jahrhunderts wie schon bei Gessner nur als Mittel, nicht als Prinzip der Wissensverarbeitung und -verwaltung beschrieben. Lose, ungebundene Ordnungen sowie das Verschieben und Umsortieren von Exzerpten, die bereits einem *locus* zugewiesen wurden, werden in ihnen als Gefahren markiert. Vor der Benutzung von losen Zetteln wird ausdrücklich gewarnt. Die dafür angeführten Gründe umkreisen die Gefahren, welche die Zettel für die *memoria* mit sich bringen. Das Exzerptmaterial muss nämlich ständig wiedergelesen und so dem Gedächtnis eingepägt werden, damit seine Verfügbarkeit auch ohne Rückgriff auf die Sammlung selbst gewährleistet ist. Das Memorieren der Exzerpte benötigt fest gefügte, die Erinnerung fördernde Ordnungsstrukturen. Das Ordnungssystem des Exzerptmaterials darf deshalb möglichst nicht verändert werden. Empfohlen und detailliert beschrieben wird vor allem eine Technik, die das Exzerpierte analog der doppelten Buchführung verbucht: In ein Heft trage man ohne Ordnung nach-



einander ein, was man während der Lektüre bemerkt, in einem zweiten Heft ordne man dieses Material dann bestimmten Sachtiteln zu.<sup>9</sup>

Dass in den Exzerpieranleitungen so nachdrücklich vor den durch frei bewegliche Zettel drohenden Gefahren gewarnt wird, verweist auf die tatsächliche Zunahme ungebundener Weisen der Wissensaneignung und die Benutzung entsprechend flexibler Ordnungstechniken. Das jedenfalls legen Relikte solch ungebundener Lese- und Verzeichnungstechniken sowie auch Anleitungen zur Exzerpiertechnik selbst nahe.<sup>10</sup> Der deutsche Gelehrte Vincent Placcius hat 1689 erstmals eine umfassende Bestandsaufnahme der gelehrten Wissensverwaltung unternommen, die sich nicht mehr auf bloße Anweisungen beschränkt, sondern unterschiedliche Techniken und Methoden dokumentiert und zur Disposition stellt.<sup>11</sup> Außerdem verfasste Placcius, der sich in seiner Widmungsvorrede auf Francis Bacon beruft, eine *Historia excerptorum propriorum*, eine Geschichte seiner gelehrten Sozialisation, in der er die eigenen Erfahrungen mit der Exzerpierung verarbeitet, um dem Leser die *universalis hujus artis notitia* konkret zu veranschaulichen.<sup>12</sup>

Das interessanteste Dokument der Sammlung ist ein *Über den gelehrten Kasten (De scrinio litterato)* überschriebener Abschnitt.<sup>13</sup> In ihm edierte (und kommentierte) Placcius ein Manuskript, das sein Onkel Vinzent Gramer entdeckt hatte.<sup>14</sup> Den Verfasser konnte Placcius nicht identifizieren. Hinweise im Text deuteten aber darauf hin, dass es sich um einen Anhänger des Reformpädagogen Amos Comenius und Freund Samuel Hartliebs, Wegbereiter der *Royal Society*, handelte und das Manuskript 1637 bzw. kurz danach abgefasst sein musste.<sup>15</sup> Sein Thema erläutert der Titel (nach der Edition des Placcius): »Vorstellung eines Kastens oder Aufbewahrungsortes für gelehrte Studien, eine Methode, mit deren Hilfe alles Gelesene, Gehörte und Gedachte leichter aufbewahrt und schneller wieder aufgefunden werden kann.«<sup>16</sup> Der Autor beschreibt zunächst die gängigen Methoden gelehrter Wissensverwaltung mit Hilfe von Exzerptbüchern. Diese seien umständlich und nicht geeignet, die unüberschaubar angewachsene Masse des Bücherwissens so zu verwalten, dass eine schnelle Verfügbarkeit (*promptitudo utendi*) gewährleistet ist.<sup>17</sup> Ihn jedenfalls habe der Umgang mit solchen Methoden erschöpft und deshalb veranlasst, etwas Neues zu erfinden:<sup>18</sup> einen Karteischrank zur Verwahrung von Exzerptzetteln.

Ausführlich und mit Akribie erläutert der Autor, wie seine neue Methode (*novus modus*) es ermögliche, die drei für das Exzerpieren und die Exzerptverwaltung wesentlichen Komponenten – Aufschreiben der Exzerpte (*scribendi modus*), Ordnung der Exzerpte (*digerendi modus*), Finden der abgelegten Exzerpte (*utendi*

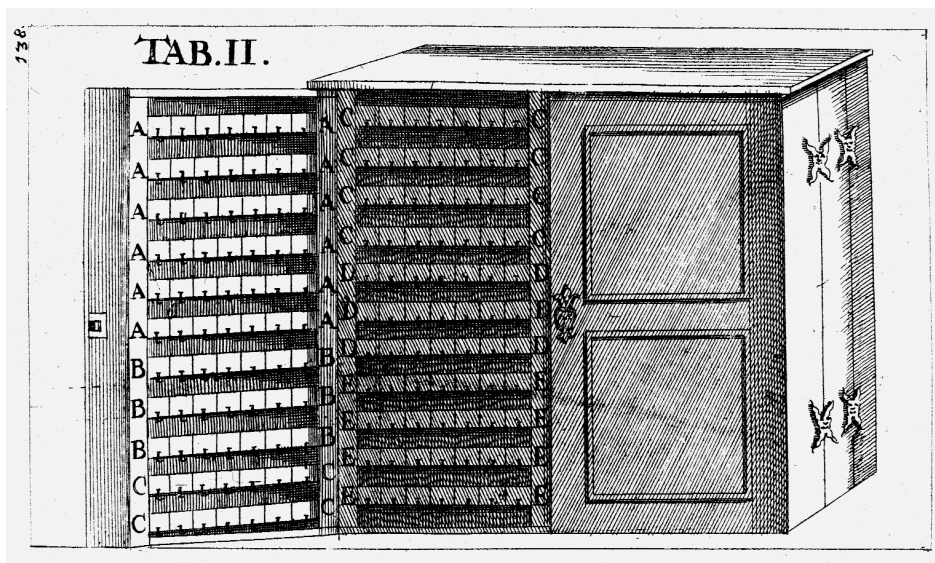


Abb. 5  
Karteischränk des Vincent Placcius

*modus*) – effektiver zu handhaben; u. a. werden die (einheitliche) Größe und Beschriftung der Notizblätter (*chartae*<sup>19</sup>) und die Modalitäten privater und auch öffentlicher Benutzung behandelt.<sup>20</sup> Im Zentrum der Anweisungen steht die genaue, mit zwei Abbildungen illustrierte Bauanleitung für den Karteischränk (*Arcae seu repositorii fabrica*) aus Holz.<sup>21</sup> Er besteht aus einem Kasten im Längsformat mit zwei Flügeltüren (vgl. Abb. 5). Im Schrankinneren befinden sich Gerüstbauten mit querliegenden hölzernen Stäbchen (*bacilli lignei*), die zur Befestigung der quadratischen, mit Ordnungskategorien (*loci*) beschrifteten Karten aus Weißblech (*Orichalci schedae*) dienen. Den Blechkarten verbunden sind (zu Haken gebogene) Nadeln, an die Exzerptblätter geheftet werden können (vgl. Abb. 6). Die Stellordnung der *loci* markieren die Großbuchstaben des Alphabets an den Längsseiten der Gerüstbauten.

Jeder muss, darauf kommt es dem Autor an, seine eigene *arca* bauen, d. h. deren Größe, Ordnung und Ausstattung ist den besonderen (fachlichen) Bedürfnissen, vor allem der Ordnung der *tituli* und *loci* anzupassen.<sup>22</sup> Er selbst habe als Theologe »Titulos sive locos Theologicos omnes, morales omnes, naturales & Civiles plerosque« gesammelt und etwa 3000 Blechkarten entsprechend beschriftet.<sup>23</sup> Die Überschaubarkeit gilt als besonderer Vorzug der als *machina*<sup>24</sup> bezeichneten Wissensverwaltung, mit ihr werde es möglich, betont der Autor, große Wissens-

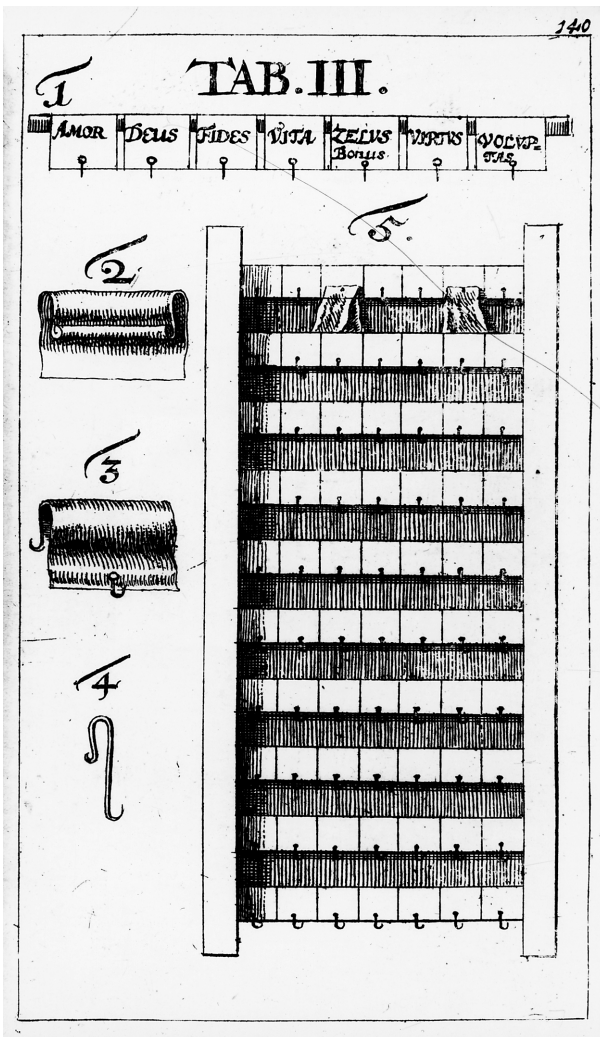


Abb. 6

Gerüst des Placcius-Karteischranks mit  
Vorrichtungen zur Befestigung von Exzerpt-  
blättern

bestände in kleinem Raum so zu verwalten, dass alles mit einem Blick erfasst werden kann.<sup>25</sup> Die *machina* erspart damit das mühsame Blättern in gebundenen *loci*-Sammlungen oder Zettelkonvoluten, mit einem Griff können die Informationen abgerufen werden.

Die neue Erfindung sorgte für Furore in der gelehrten Welt. Placcius führte einen Nachbau mit eigenen Verbesserungen seinen Studenten vor, berichtet er in seiner *Historia excerptorum propriorum*,<sup>26</sup> Leibniz soll einen nach diesen Angaben hergestellten Exzerpierschrank benutzt haben.<sup>27</sup> Mit dieser *machina* lag ein für Vervollständigungen offenes, von der Ausübung individueller Gedächtnistechniken sowie vom Buch als Gedächtnisort losgelöstes Verwaltungssystem für

Notizen und Exzerpte vor. Sie eröffnete eine neue Epoche der Wissensverarbeitung und Wissensverwaltung.

Jedoch zeigt sich die *arca studiorum* bei näherem Hinsehen als ein janusköpfiges Instrument, das nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit weist. Modern ist das Verfahren offener, flexibler Wissensverwaltung: die Informationen (die Zettel) sind frei beweglich, sie können nach Belieben hinzugefügt, entnommen und umsortiert werden, eingeplante Leerstellen (*albi sive vacui*) können (wenngleich nur beschränkt) als neue Systemstellen (*tituli*) markiert werden.<sup>28</sup> Doch im Vergleich mit modernen Zettelkästen erscheint der Bau der *arca* aufwendig, die Wissensverwaltung umständlich. Warum baute man im 17. Jahrhundert keinen simplen, einfach zu erweiternden Zettelkasten mit beweglichen Stellregistern? Im Prinzip war diese Methode seit Konrad Gessner bekannt, es kann also nicht am fehlenden technischen Wissen liegen.

Die (aus moderner Sicht) unbewegliche, schwerfällige Architektur des Zettelschranks erklärt sich einmal aus der topischen Ordnungsvorstellung, die die frühneuzeitliche Wissensverwaltung beherrscht. Die Kategorien zur Ordnung des Exzerptmaterials entstammen der zeitlosen Welt der *Topica universalis*.<sup>29</sup> Gott (*Deus*), Glauben (*Fides*), Tugend (*Virtus*) oder Vergnügen (*Voluptas*) heißen die *loci* (vgl. Abb. 6), nach denen zu exzerpieren bzw. denen das exzerpierte Wissen zuzuordnen ist. Die *loci* oder *tituli* ergeben sich nicht wie bei modernen Zettelkästen erst nach und nach aus dem Prozess der Lektüre, sie sind vielmehr, zumindest überwiegend, festgelegte Kategorien.<sup>30</sup> Die Ordnung des Zettelschranks besitzt also nur eine beschränkte interne Ausbau- bzw. Weiterbaufähigkeit. Die wenig bewegliche Architektur des *scrinium litteratum* korrespondiert der fest gefügten Topik des in ihm verzettelten Wissens. Zum anderen verweist die Besonderheit der Bauweise des Zettelschranks auf die künstlichen Räume der hermetischen Gedächtniskunst und damit auf eine Ordnungswelt, nach der die zu erinnernden Gegenstände an markanten Orten abgelegt werden mussten.<sup>31</sup>

Die Informationsmaschine Zettelschrank verdeutlicht: Erst allmählich verlor die private Wissensvorsorge ihre Gedächtnis- und Buchzentriertheit. Der eigentliche Umbau der ortsgebundenen, topischen Wissensverwaltung zu pragmatischen, flexibel erweiterbaren Zettelkästen setzt erst im 18. Jahrhundert ein. Eine wichtige Schaltstelle sind Berichte des Juristen Johann Jacob Moser, der die Produktivität seiner Arbeitsweise auf die Beweglichkeit seines Zettelkastensystems zurückführte.<sup>32</sup> Für die bibliothekarische Wissensverwaltung spielt das 1780 begonnene, als Zettelkatalog angelegte so genannte *Universalrepertorium* der Wiener Hofbibliothek die Rolle eines einflussreichen Vorbildes.<sup>33</sup> Doch bis

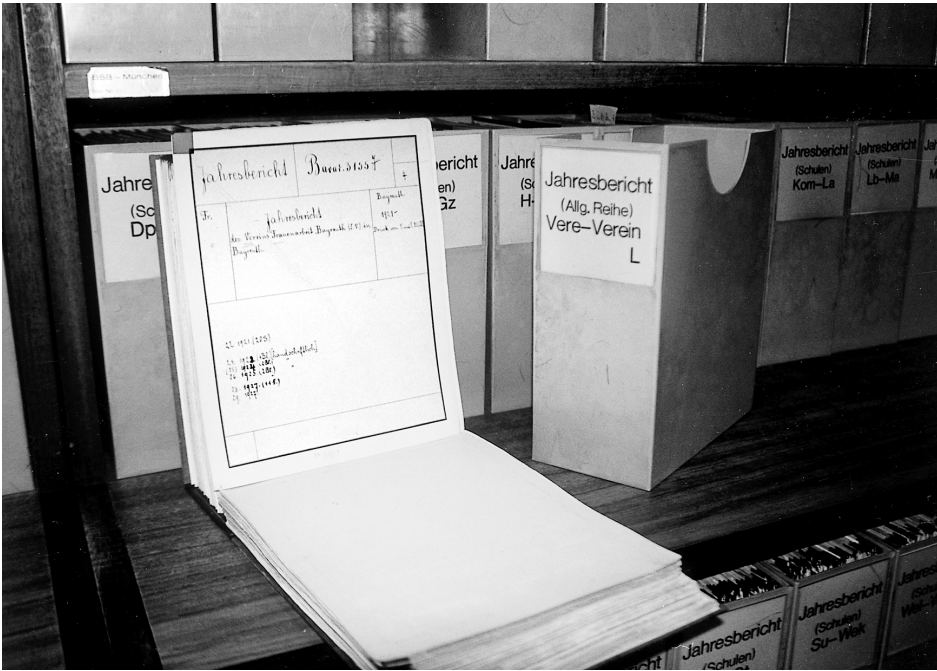


Abb. 7

Zettelkatalog in Quartformat, der in der Münchener Staatsbibliothek ab 1840 den alten Bandkatalog ersetzte

zum 20. Jahrhundert bleibt die Verwendung von Zettelkatalogen in Bibliotheken eine seltene Ausnahme.

Die allmähliche Ablösung der fest gefügten, buchzentrierten Gedächtnisorte durch Zettelkästen ist verbunden mit jenem Prozess, der als Historisierung des Wissens verhandelt wird.<sup>34</sup> Die Referenzsysteme des Wissens, die Ordnungen des Wissens selbst werden als historische Größen begriffen, die Vorläufigkeit und permanente Revision alles Wissens postuliert. Zugleich beginnt die große Zeit der Selbst-Denker. Sie haben zunehmend wohl sortierte Zettelkästen, die allerdings nur gleichsam anonym ihre Texte präfigurieren dürfen. Ein (1832 erscheinender) Kommentar zu einer Lektüeranweisung aus dem 17. Jahrhundert markiert den Ursprung unserer heutigen Auffassungsweise: »Wer sich damit begnügt und abgiebt, bloß auszuschreiben und auszuziehen, ohne den Gedanken des Verfassers selbst bei sich zu verarbeiten, und seine eigenen Ideen durch fremde zu erwecken, ohne es darauf anzulegen, weiter, und richtiger, als der vor ihm, in der Sache selbst einzudringen, der verderbt die Zeit, und bleibt ein armseliger Kompilator



sein Leben lang.« Heute könne man nämlich nicht mehr wie ehemals das aufs Geratewohl Zusammengetragene in die Welt hinausschicken, vielmehr komme es auf *Selbst Gedachtes* an.<sup>35</sup>

Die individuelle Wissensverwaltung ist seit dem 18. Jahrhundert, seit dem Aufstieg aufgeklärter, *selbständiger* Einsichten zu einer Privatangelegenheit der Wissenschaftler geworden, selten und nur ganz beiläufig ist sie ein bemerkenswerter Gegenstand. Drei Stimmen des 20. Jahrhunderts seien aufgerufen. Claude Lévi-Strauss erzählt in seiner *Autobiographie in Gesprächen* von »Zettelsammlungen« in »Schubladen«, die er für die Herstellung seiner Texte »im Stile einer Kartenpartie« neu gruppierte: »Diese Art Spiel, bei dem der Zufall zu seinem Recht kommt, hilft mir, eine schwache Erinnerung aufzufrischen.«<sup>36</sup> Roland Barthes inseriert seinem Textfragment *Über mich selbst* Abbildungen von Karteikarten, die »im Bett«, »draußen« oder »am Arbeitstisch« entstanden sind.<sup>37</sup> Einer der letzten großen Heroen der Zettelkunst, Niklas Luhmann, beschreibt seinen in langen Jahren aufgebauten Zettelkasten als eine kommunikative Maschine, die es ermöglicht, dass Texte gleichsam automatisch entstehen.<sup>38</sup>



**Abb. 8**  
Zettelkastenkatolog der Universitätsbibliothek München (mit internationalem Kartenformat), vor 10 Jahren überall in deutschen Bibliotheken Normalität, heute fast schon eine Rarität

Der Zettelkasten ist heute aus den Arbeitszimmern und Büros der Wissenschaftler ebenso wie aus den öffentlichen Bibliotheken, Archiven und Ämtern weitgehend verschwunden.<sup>39</sup> Die Zettel werden in Computerdateien realisiert, geordnet und verschoben. Mag sich durch die Vernetzungsmöglichkeiten der Zettelkästen eine beschleunigte Bewegung der Zettel ergeben haben: Im Blick auf die individuelle Wissensverwaltung und -produktion hat nicht erst die Digitalisierung des Wissens den Prozess der Ablösung des Buches als Gedächtnisort in Gang gesetzt. Schon Walter Benjamin beschrieb das Buch als ein vom Zettelkasten überholtes Medium: »Die Kartothek bringt die Eroberung der dreidimensionalen Schrift, also einen überraschenden Kontrapunkt zur Dreidimensionalität der Schrift in ihrem Ursprung als Rune oder Knotenschrift. (Und heute schon ist das Buch, wie die aktuelle wissenschaftliche Produktionsweise lehrt, eine veraltete Vermittlung zwischen zwei verschiedenen Kartothekssystemen. Denn alles Wesentliche findet sich im Zettelkasten des Forschers, der's verfaßte, und der Gelehrte, der darin studiert, assimiliert es seiner eigenen Kartothek.)«<sup>40</sup>

- 1 Justus Lipsius: *De bibliothecis syntagma*, in: Gerardi Jo. Vosii et aliorum dissertationes de studijs bene instituendis, Utrecht 1658, S. 231–265, hier S. 231 f.: »Sed Bibliothecarum res vetus, et nisi fallor, cum ipsis litteris adinventata. Nam simul ac scire et sapere natum est, mox etiam scribere: et istud esse cum fructu non potuit, nisi ut libri adservarentur et disponerentur, et ad praesentium et posteriorum usum.«
- 2 Theodor Zwinger: *Theatrum vitae humanae, omnium fere eorum, quae in hominum cadere possunt, bonorum atque malorum exempla historica, ethicae philosophiae praeceptis accomodata, et in XIX. libros digesta, comprehendens: ut non immerito historiae promptuarium, vitaeque humanae speculum nuncupari possit. A Conrado Lycosthene inchoatum*, Basel 1565, Praefatio, S. 16: »[...] Historiarum promptuarium conficiamus, ad quod omnia ea quae leguntur et audiuntur, referri, suoque tempore rursus cum fructu inde depromi queant.«
- 3 Theodor Zwinger: *Theatrum vitae humanae tertiatione novem voluminibus locupletatum, interpolatum, renovatum. Cum tergemino elencho, methodi scilicet, titulorum et exemplorum*, 4 Teile, Basel 1586/1587.
- 4 Tommaso Campanella: *Sonnenstaat*, in: Klaus J. Heinisch (Hg.): *Der utopische Staat. Morus, Utopia. Campanella, Sonnenstaat. Bacon, Neuatlantis, Reinbek bei Hamburg*, S. 120.
- 5 Vgl. zuletzt: Jörg Berns/Wolfgang Neuber (Hg.): *Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne*, Wien/Köln/Weimar 2000.
- 6 Johann Heinrich Alsted: *Encyclopaedia septem tomis distincta [...]*, Herborn 1630, zum Folgenden: Bd. I, S. 28, 89 ff., Bd. IV, S. 1505 ff., S. 1959 ff.; vgl. zu Alsted jetzt: Howard Hotson: *Johann Heinrich Alsted 1588–1638: Between Renaissance, Reformation, and Universal Reform*, Oxford 2000.
- 7 Vgl. Konrad Gessner: *Pandectarum sive partitionum universalium libri XXI*, Zürich 1548, Fol. 19v–23v; dazu Verf.: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1992, S. 99 ff.; eine Abbildung zu Gessners Zettelbuch in: H. H. Wellisch: *How to Make an Index – 16<sup>th</sup> Century Style: Conrad Gessner on Indexes and Catalogs*, in: *International Classification 8 (1981)*, S. 10–15 (hier: S. 12).
- 8 Vgl. P. Philomusus S. [Pseudonym]: *Industria excerptendi brevis, facilis, amoena, a multis impediementis, quibus adhuc tenebatur, exsoluta, [...]*, Konstanz 1684, S. 9 ff.
- 9 Vgl. etwa Francesco Sacchini: *De ratione libros cum profectu legendi libellus [...]*, Ingolstadt 1614 (und öfters, wenigstens 20 Auflagen erschienen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts), S. 91–93.

- 10 Vgl. Christoph Meinel: Enzyklopädie der Welt und Verzettlung des Wissens: Aporien der Empirie bei Joachim Jungius, in: Franz M. Eybl/Wolfgang Harms/Hans-Henrik Krummacker/Werner Welzig (Hg.): Enzyklopädien der frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung, Tübingen 1995, S. 162–187.
- 11 Vincentius Placcius: *De arte excerptendi. Vom gelehrten Buchhalten liber singularis [...]*, Stockholm/Hamburg 1689.
- 12 Ebd., S. 184–228.
- 13 Ebd., S. 121–159.
- 14 Ebd., S. 122; dazu Meinel: Enzyklopädie der Welt (Anm. 10), S. 180 f.
- 15 Vgl. Placcius: *De arte excerptendi* (Anm. 11), S. 148 f.
- 16 Ebd., S. 124: »Arca studiorum sive Repositorium. Quo lecta, audita, meditata omnia expeditius disponendi, promptiusque [dispositis] utendi, modus proponitur« (die eckige Klammer ist ein Zusatz von Placcius, der den Text mit Korrekturen versah).
- 17 Vgl. ebd., S. 124 ff.
- 18 Vgl. den Abschnitt »Auctor fatigatus, quomodo ad novum modum excerptendi pervenerit« (ebd., S. 130 ff.).
- 19 Vgl. ebd., S. 133 ff.
- 20 »Usus privatus in evolvendis & ordinandis collectis« (ebd., S. 144 f.), »Usus publicus, in communicandis collectis, & socianda collectione« (ebd., S. 145 f.).
- 21 Vgl. ebd., S. 137–143.
- 22 Ebd., S. 138 f.: »Harum particularum numerus capitum sive locorum communium, quae pro studio ratione, plura vel pauciora habere desideras, numerum aequare debet, ut singulis portiunculis titulus peculiaris affigatur. Priusquam igitur de illarum numero statuas, colligenda sunt in Indicem vocabula sive locorum communium capita, quemadmodum ipse non exiguo certe labore feci, adjectis etiam in libro seu nomenclatura, & quasi subordinatis Synonymis, minusque usitatis titulis, ad proprios, & usitatos.«
- 23 Ebd., S. 139: »Ego certe Titulos sive locos Theologicos omnes, morales omnes, naturales & Civiles plerosque collegi, ita ut 3000. ad minimum scripti, & laminis istis parvulis affixi sint, relictis insuper albis, sive Vacuis 300. passim inter scriptores hic illicque, seminales, in quibus si forte novus aliquis, quod fit, occurrant titulus, inscribatur, suoque ordini, aliisque locum cedentibus, inseratur.«
- 24 Vgl. ebd., S. 142 f.
- 25 Ebd., S. 142: »In hoc enim Artificii hujus (sive arcae) compendium constat, unde tantum titularum numerum, tam parvo spatio contineat, & duabus tantum apertionibus, plane omnes oculis proponat.«
- 26 Ebd., S. 221 f.; die mit drei weiteren Abbildungen illustrierten Verbesserungen werden in dem der Edition folgenden Abschnitt erläutert (vgl. ebd., S. 149–155).
- 27 Meinel: Enzyklopädie der Welt (Anm. 10), S. 182. Überhaupt konnten Neuerungen in der Verwaltungstechnik des Wissens damals mit großer Aufmerksamkeit rechnen, so auch eine neue Methode zur Verzeichnung von Exzerpten, die John Locke 1686 anonym in der *Bibliothèque Universelle et Historique* veröffentlichte: *Méthode nouvelle de dresser des Recueils communiquée par l'Auteur* (in: *Bibliothèque universelle et Historique*, Bd. II, Amsterdam 1668, S. 315–340); auch diesen Text kennt Placcius (vgl. *De arte excerptendi* [Anm. 11], S. 14).
- 28 Vgl. die in Anm. 23 zitierte Stelle.
- 29 Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983.
- 30 Placcius: *De arte excerptendi* (Anm. 11), S. 139: »Illa autem nomenclatura plena perfecta que semel quantum fieri potest esse debet, pro studiorum ratione, scilicet in quibus versaris.«
- 31 Das hat Meinel: Enzyklopädie der Welt (Anm. 10), S. 183 ff., plausibel gemacht.
- 32 Vgl. Johann Jacob Moser: *Einige Vortheile für Canzley-Verwandte und Gelehrte in Absicht auf Acten-Verzeichnisse, Auszüge und Register*, s. l. 1773; ders.: *Lebens-Geschichte, von ihm selbst geschrieben*, 3., vermehrte und fortgesetzte Aufl., Bd. 3, Frankfurt u. Leipzig 1777.
- 33 Vgl. Hans Petschar/Ernst Strouhal/Heimo Zobernig (Hg.): *Der Zettelkatalog. Ein historisches System geistiger Ordnung*, Wien/New York 1999.
- 34 Vgl. zur Historisierung des Wissens die Arbeiten von Reinhart Koselleck, zuletzt: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt/M. 2000.



- 35 Francesco Sacchini: Über die Lektüre, ihren Nutzen und die Vortheile sie gehörig anzuwenden. Nach dem Lateinischen des P. Sacchini teutsch bearbeitet und mit einem Anhang begleitet von Herrmann Walchner, Karlsruhe 1832, S. 101 f.
- 36 Claude Lévi-Strauss/Didier Eribon: Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen, übersetzt von Hans-Horst Henschen, Frankfurt/M. 1989, S. 8.
- 37 Roland Barthes: Über mich selbst, übersetzt von Jürgen Hoch, München 1978, S. 83.
- 38 Niklas Luhmann: Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht, in: Horst Baier/Hans Mathias Kepplinger/Kurt Reumann (Hg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Für Elisabeth Noelle-Neumann, Opladen 1981, S. 226.
- 39 Zum Verschwinden der Zettelkästen aus öffentlichen Bibliotheken vgl. Nicholson Baker: Verzettelt, in: ders.: U & I/Wie groß sind die Gedanken, übersetzt von Eike Schönfeld, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 353–428.
- 40 Walter Benjamin: Einbahnstraße, in: ders.: Gesammelte Werke, Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser (Hg.), Bd. IV, 1, Tillmann Rexroth (Hg.), Frankfurt/M. 1991, S. 83–148, hier: S. 103. Einzelne Teile des vorstehenden Beitrags wurden vom Verf. andernorts ausführlicher thematisiert: De Ratione Excerptandi. Daniel Georg Morhof und das Exzerpieren, in: Françoise Waquet (Hg.): Mapping the World of Learning: The Polyhistor of Daniel Georg Morhof, Wiesbaden 2000, S. 75–92; Orte und Zeiten des Wissens, in: Dialektik 2000/2, S. 129–136; Lesetechniken. Die Praktiken der Lektüre in der Neuzeit, in: Helmut Zedelmaier/Martin Mulsow (Hg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2001, S. 11–30. Für Hinweise danke ich Ursula Geitner (Bonn), Florian Neumann (München), Ulrich Johannes Schneider (Wolfenbüttel) und Georg Stanitzek (Siegen).

Wolfgang Ernst

## ROM 1881: DIE MEDIALITÄT DES VATIKANISCHEN GEHEIMARCHIVS ALS GESETZ DER HISTORIE

Archiv meint nicht das Gedächtnis der Geschichte, sondern den Festwertspeicher einer Kommandogewalt (*arché*). »Ne faut-il pas commencer par distinguer l'archive de ce à quoi on la réduit trop souvent, notamment l'expérience de la *mémoire* et le retour à l'*origine*, mais aussi l'*archaïque* et l'*archéologique*, le souvenir ou la fouille, bref la recherche du temps perdu?«<sup>1</sup> Zunächst also ein Wort über die methodische Krise, also die Schwierigkeit, die Chance und das Anliegen meines Themas. »Ne commençons pas au commencement, ni même à l'archive.«<sup>2</sup> Jede historische Aussage über ein Archiv beruht ja ihrerseits auf Archiven, den Quellengrundlagen der Geschichtsschreibung. Die Form der Geschichte bildet also eine notwendige Beobachterdifferenz, um Archive überhaupt beschreiben zu können; Foucault zufolge kann eine Epoche nie ihr eigenes Archiv beschreiben, sondern erst das, wovon sie durch einen Bruch getrennt ist. Aufgrund dieser Trennung aber ist jede historische Beschreibung eines Archivs schon dessen *misreading*. So gilt der Versuch, gerade hinsichtlich des Objekts Vatikanisches Archiv das Archiv *transitiv* zu schreiben. Denn das Archiv ist, in diesem Fall, Subjekt und Objekt der Beschreibung (oder: der Schreib-Maschine).

Zwischen Medium und Form enthält das Archiv an sich nicht schon Information. Denn wo Elemente nur lose gekoppelt sind, also ein hohes Auflösungsvermögen behalten, bleiben sie unbestimmt, aber gerade daher aufnahmefähig für Einprägungen – etwa Speicher (die platonische Wachstafel oder Freuds *Wunderblock*) für Programme. In diesem Moment werden die losen Verknüpfungen eines vormaligen Mediums zu strukturbildenden Mustern verdichtet; von dem Moment an agiert Form. Damit leistet die Form im Unterschied zur Unbestimmtheit des Mediums Selektion – wie etwa die historische Narration als Form des Inhalts des medialen Archivs. Das Medium informiert nicht, erst die Form, und bleibt daher (scheinbar) transparent.<sup>3</sup> Eine Folge von Buchstaben erhält Information erst durch die überraschende Form, als Auswahl unter vielen Möglichkeiten; als Medium wird das Archiv natürlich seinerseits aus immer schon geformten Elementen (Textbausteinen) gebildet, modular. Die alternative Varietät durchscheinen zu lassen wäre ein archivnahes Schreiben von Historie. Formgebung erschöpft nicht die Möglichkeiten des Mediums Archiv; von daher behauptet Luhmann auch die Nähe der Medium/Form-Differenz – jene kleine (System-) Theorie-Maschine – zur Theorie des Gedächtnisses: »Das Medium selbst trägt

die Verzögerungsfunktion (bezogen auf Wiederverwendung zur Formbildung), die allem Gedächtnis zu Grunde liegt, denn Gedächtnis ist nicht etwa Speicherung von etwas Vergangenen [...], sondern Hinausschieben der Wiederholung.«<sup>4</sup> Erst die historiographische Formbildung erfüllt die Funktion der Diskriminierung von Erinnern und Vergessen und trägt damit ebenso eine temporale Signatur.

Das Archiv (d. h. die Struktur der Gedächtnisagenturen Archiv, Bibliothek, Museum/Depot) *transitiv* zu schreiben, heißt (s)einer prinzipiell offenen, supplementierbaren Inventar- respektive Katalogstruktur zu folgen – einer Karteiform, die in der Informatik längst als *hypercard* wiederentdeckt worden ist.<sup>5</sup> Die Verknüpfungen sind jedoch weder arbiträr noch abstrakt strukturiert; vielmehr bildet ihre Struktur archivisch vorliegende Verweissysteme (als Archivlogistik wie als Verweisungen auf der Dokumentenebene) ab. Insoweit lassen sich Diskurse verknapfen, d. h. in eine nur spärlich mit argumentativen, weisenden Narrations-scharnieren ausgestattete Serie von Archivzitationen verwandeln. Die Archivmodule würden dadurch nicht schlicht in Argumente verwandelt und zugleich abgekürzt, sondern zwischen ihnen werden Kurzschlüsse hergestellt, Textmengen also *geschaltet*. Die Metapher spricht Klartext: Nicht um Inhalte geht es (Schrift), sondern um ihre Relationen, um Diskursanalyse als *Mikrophysik der Macht*.

Das heißt Arbeit am Ort der Brüche; nur Bruchstellen sind Fundorte (Walter Benjamin). Tatsächlich bilden sich Archive an wissensarchäologischen Bruchstellen heraus, an einer jener »Bruchstellen der Kommunikation«, nämlich als Gedächtnismedien, die »funktionsgenau dazu dienen, Unwahrscheinliches in Wahrscheinliches zu transformieren«.<sup>6</sup> Tatsächlich kann von Kommunikation im archivischen Raum nur im Sinne von Niklas Luhmanns so benannter »Kommunikation mit Zettelkästen« die Rede sein; handelt es sich doch um den kybernetischen Anteil an Kommunikation, um Feedback-Strukturen, um Kommunikation im Sinne der *communication* in Claude Shannons und Warren Weavers Nachrichtentheorie *Mathematical Theory of Communication*, die auf Deutsch dann vielmehr *Mathematische Grundlagen der Informationstheorie* heißt – Informationsübertragungsprozesse also stehen zur Verhandlung, nicht Verständigung; syntaktische Bindungskräfte vielmehr denn Semantik oder gar kulturelle Kommunikation.

## KULTUR UND ARCHIV

Kulturtechniken sind, in Anlehnung an die Kultursemiotik von Jurij Lotman, wesentlich (a) Speicher- und (b) Übertragungstechniken als medial-apparatives (oder institutionelles) Subjekt und hermeneutisch-historisches Objekt von Kultur. »Kultur wird in diesem Sinne verstanden als der historisch veränderliche Zusammenhang von Kommunikation, Gedächtnis und Medien.«<sup>7</sup> Erst Speicherung sichert die Wiederholbarkeit von Kultur und garantiert damit bewusste, d. h. artifizial konstruierte Kontinuirbarkeit. Um reproduzierbar zu sein, bedarf Kultur der medialen Formgebung, d. h. Standardisierung (das Gegenstück zu Maurice Halbwachs' »Kollektivität«): Durch Materialisierung auf Datenträgern sichern die Medien den Erinnerungen einen Platz im kulturellen Gedächtnis. Speichergedächtnis bedeutet dabei die gesamte Menge gesammelter Information; Funktionsgedächtnis den *Prozess* der tatsächlich aktivierten Auswahl. Womit das Archiv nur scheinbar historische Kontinuität sichert, tatsächlich aber auf einem Akt der Diskontinuierung beruht.

Das Archiv ist ein Gesetz oder besser *Gestell* im Sinne Heideggers, ein Akt der Rahmung als Differenz-Setzung: »As ›framing‹, Ge-stell forces that which is framed to drop out of presence, into the temporal hiatus of the before and after or the spatial oblivion of the ›distanceless‹.«<sup>8</sup> Das Archiv ist also eine Differenzmaschine, intern wie extern. Als »Kulturtechnik« zieht es, wie andere Speicher-technologien, seine »eigenen Demarkationslinien im Verhältnis von Sagbarem und Unsagbarem, Sichtbarem und Unsichtbarem, Ordnung und Differenzlosigkeit und damit jene Grenze, die den historischen Stand eines Wissenszusammenhangs vom Außen seines Nicht-Wissens trennt.«<sup>9</sup> Das Archiv erfordert daher eine Archäologie seines zunehmenden Unsichtbarwerdens.

## ROM, DAS GESETZ DER HISTORIE

Warum schreibt sich Rom hier in Großbuchstaben (ROM)? Gemeint ist natürlich das römische Archiv als *Read Only Memory*, vertraut aus der von-Neumann-Architektur des Computers. Fungiert der katholische Textkorpus (Christi) als Software, die von der Hardware kirchlicher Institutionen in einem dogmatischen Festwertspeicher (*Read Only Memory*) festgeschrieben und im exegetischen Netz der Kommentare eines vielfachen Schriftsinnes (also Glaubenspraxis, Kirchengeschichte oder *intellectual history*) lesbar gemacht wird? Der kanonische ROM-Speicher der päpstlichen Kurie folgt damit der augustinischen Maxime des

»Roma locuta, causa finita«, die alles Schreiben in Archivmengen *konvertiert*, ver-räumlicht.<sup>10</sup> Tatsächlich ist der Archi(v)text dadurch definiert, dass in ihn nichts mehr hineingeschrieben werden darf – zumindest nicht interlinear, bestenfalls marginal (die Differenz der archivischen Tradition etwa zur Überlieferungspraxis des jüdischen Talmud).

Es gab einmal eine Zeit, in der Rom – anders als die Peer-to-Peer-Kommunikation des Internet, in der jeder PC bald zum Server werden kann – vor allem als Zentraladresse von Nachrichtenübertragung fungierte (so bedeutet *imperium* buchstäblich »Übertragungsreich«s«weite«). Ihre Sendung ging diesen Weg noch einmal nach. Historiker bespielen jenes Gedächtnis, das Vergangenheit heißt, wie einen Computerspeicher, der mit einem Textverarbeitungsprogramm (etwa GESCHICHTE) operiert. Anders formuliert (mit Petrarca): Welcher historiographische Text ist nicht schon zum Ruhme Roms (und der Microsoft Corporation)? Eine Perspektive, die im strengen Sinne systemimmanent ist.<sup>11</sup> Andere Programme aber sind möglich; sie schreiben zu lernen hieße die Überführung von Historiographie in eine Informatik der Vergangenheit.

Rom zu sehen hieß immer schon: Romwissen/-schaft. Auch das heißt *Read Only Memory*, buchstäblich. *Don't read, just look*, lautet die Strategie Montaignes, der beim Anblick des realen Rom 1581 einsieht, dass er alle gespeicherte Literatur vergessen und sich die Momente autoptisch neu ergehen muss.

Sprechen wir über Rom, als sei es ein *Read Only Memory*, zu dem sich jede Geschichtsschreibung wie ein *Random Access Memory* verhält. Die Reglementierung des Zugangs zu Ruinenstätten und Museen in Rom praktiziert es längst. Ein Vorschlag sagt, das Marc-Aurel-Reiterstandbild hydraulisch unter der Erde verschwinden zu lassen und nur zu bestimmten Besichtigungszeiten wieder hervorzuholen<sup>12</sup> – Anarchäologie. Der geheime Name Roms ist übrigens immer noch nicht preisgegeben: »L'Urbe dovè avere un nome segreto, che solo gl'iniziati potevano pronunziare in determinate circostanze e con determinati riti. Quale esso fosse, non è possibile dire.«<sup>13</sup> So ist Geschehen dem Historiker erst dann zugänglich, wenn das Gedächtnis dieses Geschehens nicht mehr an unmittelbare Machtausübung gekoppelt ist, vom Arbeitsspeicher der Gegenwart (als Vorzimmer zum Machthaber, mit anderen Worten: Registratur) also in den Festwertspeicher namens (End-)Archiv wandert; der Skandal um die entschwindenden Akten des ehemaligen Kanzleramts Helmut Kohls, die dann teilweise im Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung wieder auftauchten, erinnerte im Jahr 2000 daran. Insofern ist ein historisches Archiv schon gar keins mehr, oder anders formuliert: Historie ist Missbrauch des Archivs.<sup>14</sup>

## ALLEGORIEN DES ARCHIVS

1772/73 malt Johann Joachim Winckelmanns Zeitgenosse Anton Raphael Mengs für das Papyruskabinett in der Bibliothek des Museo Pio-Clementino in Rom eine *Allegorie der Geschichte*. Einerseits gestützt auf die greise Zeit (die temporale Evidenz), schaut Klio andererseits dem Gott Janus nach, der auf das Antikenmuseum weist (metahistorische Ästhetik). Unvermittelt zwischen diesen beiden Polen, blickt sie nicht auf das, was sie schreibt. Janus aber ist der doppelgesichtige Gott



Abb. 1  
Anton Raphael Mengs: Allegorie der Geschichte. Deckenfresko in der Bibliotheca Vaticana, Rom (1772/73)



der Türschwelle: Wohin schaut seine rückwärts gewandte Hälfte, während er Klio diktiert? Klio sitzt schweigend in den Ruinen. Man darf die junge Frau nicht aufstören, die sich stellt, als schreibe sie. Unter dem Vorwand eines gemurmelten *pardon* erbieht sich der Historiker, ihr aus der Verlegenheit zu helfen, indem er ihr eine kurze Zusammenfassung der Handlung ins Ohr flüstert – Musendiktat.<sup>15</sup>

Klio *registriert*. Zwei Schriftregime konfliktieren hier: Aufzeichnen und Beschreiben *versus* historiographische Erzählung. An der Grenze zwischen Geschichte und Archivologie ist nicht klar, was Klio im Museum eigentlich vollzieht: Schreibt sie oder registriert sie? Ihre Aufmerksamkeit wird von Janus abgelenkt, der auf den Raum des Ästhetischen weist (repräsentiert durch die Skulptur der Kleopatra/Ariadne im Museum), während das, was ihr in der Tat zugetragen wird, Daten sind. Statt einer Geschichte mag ihr Buch also ein schlichtes Inventar sein, passend auf den Schultern von Chronos lehrend. Und so handelt das Fresko nicht so sehr von den Gegenständen, die thematisch werden, als ebenso über das Problem der Aufschreibesysteme von Historie.<sup>16</sup> Die historische Überlieferung in ihren verschiedenen möglichen Formen ist das Thema. Damit wird ideologisch der Anspruch der Kirche auf fortdauernde Kontinuität des antiken römischen Imperiums bis zum Vatikan der Gegenwart unterstrichen. Medium dieser Behauptung ist die ununterbrochene Tradition, basierend auf Schrift, ihrer Speicherung und Übertragung. Tatsächlich hat ja erst Schrift den entscheidenden technischen Vorteil, dass sie den Kommunikationsprozess (ein Wort, das klartextlicher durch *imperium* selbst ersetzt werden könnte) »von der Bedingung der Anwesenheit befreit. Schrift kann daher sehr viel weitere räumliche und zeitliche Distanzen überbrücken.«<sup>17</sup> Damit tut sich etwas auf, worauf die wissensarchäologische Ästhetik ihren Blick richtet: »Kontroll-Lücken, die nach und nach durch neu entwickelte Kommunikations-Codes und Kriterien der Richtigkeit gefüllt werden« – etwa kritische Philologie zum Ausgleich von *noise* in der Überlieferung von *signals*. »Das Resultat ist in unseren Bibliotheken und Archiven zugänglich«,<sup>18</sup> also jenen zwei Abteilungen des Vatikan, die hier zur Debatte stehen.

Papst Clemens XIV. ließ 1772 auch die »Galleria Lapidaria« einrichten. Nicht länger blieb der antike Inschriftenbestand in eine Wand des Statuenhofes des Belvedere eingemauert. Prompt erscheint in Mengs' Fresko ein Epigraph aus diesem Bestand. Der Altphilologe Amaduzzi veröffentlichte die Inschrift und bestimmte sie als Stiftungsinschrift der Familiengrabstätte des T. Claudius Primi-genius – nicht ganz zufällig einst Archivar der kaiserlichen Besitzungen. »Die Inschrift als solche und der Mann, der sie setzen ließ, boten eine willkommene Ergänzung der Thematik des Freskos: der Archivar als ein Bewahrer der histori-

schen Erinnerung sorgt für seine eigene Erinnerung.«<sup>19</sup> Dargestellt wird hier ein wissensarchäologischer Moment, das Zutagetreten einer antiken Inschrift: nicht mehr als ein Vanitassymbol, sondern als Zeichen der Rettung des fast vergessenen heidnischen Kulturerbes unter der Obhut des Museums. Das Sigel der Inschrift H. M. H. N. S. (Hoc Monumentum Haeredes Non Sequitur) ist damit, symbolisch gesehen, außer Kraft gesetzt, d. h. die für Grabsteine gewohnte juristische Formel, dass sie nicht zur Erbschaft gehören, also unveräußerlich, immobil bleiben: Gedächtnis als Gesetz, nicht als Erinnerung. »*Monumentum* gehört zum Totenreich, der Erbe (*heres*) kann nur ein Lebender sein.«<sup>20</sup>

Zudem bringt auf dem Fresko ein geflügelter Genius mehrere Papyrusrollen herbei: Sammeln, Bewahren, Auswerten, so lautet das Programm des Mediums Museum, das auch heidnische Objekte der Zerstörungsmacht der Zeit entreißt, und einer Wissenschaft, deren Grund Quellen sind. Ein Abgrund: der Blick des die Archivalien herbeitragenden Genius in der finalen Version sagt es, indem er den Betrachter, den Leser selbst direkt anschaut; jede historische Beschreibung eines Archivs ist eine *mise-en-abîme*.

## INQUISITION

Das Vatikanische Geheimarchiv fungierte wiederholt als Basis für die rechtliche Prozessierung von Historie. Eine Tages(*zeitungs*)meldung vom 22. Januar 1998 zeigt an, dass eine Epoche, die Michel Foucault in *Überwachen und Strafen* analysiert, nun endgültig zur Historie geworden ist: Der Vatikan gibt Historikern endgültig die schon von Carlo Ginzburg in einem Brief von 1979 an den neuen Papst Johannes Paul II. geforderte, 1991 grundsätzlich mögliche Einsicht in seine Geheimakten der Glaubenskongregation, der Inquisitionsprozesse also, frei. Rupturen von Glaube und Gedächtnis: Historiker wissen, wovon die Rede ist. Paul Fridolin Kehr, preußischer Archivdirektor in Berlin, war im ersten Drittel unseres Jahrhunderts auch Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom, dessen Einrichtung ein unmittelbarer Effekt der Öffnung der Geheimarchive des Vatikan 1880 unter Papst Leo XIII. gewesen ist. Kehr formulierte 1913 in einer Zwischenbilanz der Datenmengen, die seitdem aus den Speichern des Vatikan flossen, dass der Quantensprung von Archivdaten auch die Qualität der Forschung auf ein neues Paradigma eingestellt und die Erzählbarkeit der Vergangenheit an der schieren Unüberschaubarkeit ihrer Datenbanken hat scheitern lassen. »Durch die Öffnung der Archive haben sich die Aufgaben der historischen Forschung der früheren Zeit gegenüber vollständig verschoben; der Historiker sieht



sich einem gewaltigen Komplex von Überlieferungen gegenübergestellt, den er zu beherrschen, zu durchdringen, zu ordnen und kritisch zu verwerten lernen muß. « Als Historiker denkt Kehr die Vergangenheit als vergangenes Leben, während er als Wissensarchäologe in der Lage ist, *l'absent de l'histoire* (Michel Certeau) als Datenbank zu konfrontieren: »So strömte und strömt die Fülle des historischen Lebens in neuen Materialien, die der Bearbeitung, in alten Materialien, die der Neuordnung harren.« Was strömt, sind Daten, nicht Leben. Kehr verlangt »eine mühsame, den Älteren unbekannt Ordnung und Prüfung der Bausteine« der diskreten Textmonumente des Archivs, als gelte es, im Sinne Foucaults Datenserien jenseits des uniformen Verarbeitungssystems Historie zu bilden. Kehr ahnt das Ende des Autors aus der Perspektive des Archivars: »Jedermann erkannte, daß diese Aufgabe nur von einer Organisation zu bewältigen sei.«<sup>21</sup>

Das gilt nun auch für die Akten aus dem Archiv der römischen Inquisition *Sanctum Officium*, die bislang vor allem hinsichtlich individueller Prozesse gegen Galileo Galilei oder zu Giordano Bruno von paranoidem Interesse gewesen sind, der 1600 auf Geheiß der Inquisition in Rom verbrannt wurde. Ist ein Archiv einmal nicht mehr nur als schmales Quellen-Rinnsal für spektakuläre Einzelfälle, sondern in seiner Masse zugänglich, »muß ein neuer Forschungsstil gewählt werden« (Herman Schwedt); Statistik tritt an die Stelle der narrativen Filter des Archivs und damit eine wissensarchäologischere Nähe des Archivs zum Staat als Stand der Dinge. Auf einem Fachkongress, den der Vatikan zu dieser Archivöffnung Anfang 1998 ausrichtete, forderte der kanadische Forscher J. De Bujanda daher auch eine neue Methode:

Während man früher nach Einzelfällen und Quellen »angelte«, müsse man jetzt Datenbanken erstellen, um die übergroße Fülle neuen Materials zu sichten. Wie konnte man überhaupt über die Geschichte der Inquisition schreiben, ohne das Archiv zu kennen, so fragte der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Arnold Esch.<sup>22</sup>

Zugespißt lässt sich die Behauptung riskieren, dass diskrete Einsicht ins Archiv und narrative Historie sich ausschließen. Allerdings fungieren Datenbanken selbst als symbolische Form (Lev Manovich); in welchem Verhältnis stehen also Narration und Programm? So ist auch auf der materiellen Ebene elektronischer (Hyper-)Texte eine Erzählung »just a set of links; the elements themselves remain stored in the database.«<sup>23</sup> Hinter jeder Erzählung lauert also, verborgen, die Datenbank als Dispositiv.

Die Objekte in der Sammlung von Flauberts Schreiberlingen Bouvard und Pécuchet sollten im Idealfall mithilfe von Regeln und Prozeduren klassifiziert und geordnet werden, die selbst nicht der Inventarisierung unterliegen. Die Unfähigkeit Bouvards und Pécuchets, die verschiedenen Disziplinen des Wissens dadurch zu beherrschen, dass sie ihnen zusammenhängende Erzählungen zuordnen, liegt in der Tatsache begründet, dass Worte und Gegenstände Ordnungen angehören, die nichts miteinander zu verbinden scheint.<sup>24</sup>

Sodass es ihnen unmöglich erscheint, die Archäologie der ordnenden Kontrolle der Geschichtswissenschaft zu unterwerfen. Am Ende verwandeln sie das Geschicht nicht in Geschichte, sondern kopieren es endlos, verdoppeln also schlicht das Archiv. Im Sinne dieses Dilemmas fungiert der doppelgesichtige Janus in der Geschichtsallegorie von Anton Raphael Mengs: Er weist die inventarisierende Klio auf eine bildhafte Vision (»Ariadne«), eine ästhetische *metahistory*, die den zerstreuten Objekten und Daten erst eine Organisation gibt. Wie denn auch für Walter Benjamin erst im *Bild* – und das ganz im Sinne von Lessings Medien-semiotik der Künste – das Archiv zur Evidenz kommt:

Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt. [...] Bild ist die Dialektik im Stillstand. Denn während die Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit eine rein zeitliche ist, ist die des Gewesenen zum Jetzt eine dialektische: nicht zeitlicher, sondern bildlicher Natur.<sup>25</sup>

Der Raum des Archivs ist für den kurzen Moment seiner Aktualisierung Ort einer synchronen Kohärenz, bevor ihn Historiographie literarisch schreibbar und damit zeitlich sukzessiv macht. »Das gelesene Bild, will sagen das Bild im Jetzt der Erkennbarkeit trägt im höchsten Grade den Stempel des kritischen, gefährlichen Moments, welcher allem Lesen zugrunde liegt«<sup>26</sup> – Lessings »prägnanter Moment« im *Laokoon*, der auf dem Archiv beruht und dieses zugleich transzendiert. »Diese historische Wahrheit darf nicht mehr einfach als aufbewahrend gedacht werden.«<sup>27</sup>

In die Tür zum Vatikanischen Archiv war einmal eine Inschrift geschnitzt, die – selbst Kardinälen – mit Exkommunikation im Falle des unautorisierten Zutritts drohte, also den Ausschluss aus der katholischen Gedächtnisgemeinschaft<sup>28</sup>; sie verwies damit auf die jedem Archiv strukturell eignende Autorität, die bestimmte Zugänge privilegiert und anderen mit dem Entzug dieser Wis-

sensformation drohen kann. Der österreichische Historiker Theodor Sickel erwiderte daraufhin: »Ich will gar nicht hinein, sondern ich bin zufrieden, wenn die Akten zu mir kommen«<sup>29</sup> – womit Akten nicht mehr vom Ort des Archivs, sondern ihrer Re-Prozessierung, nämlich Übertragung her gedacht werden und auf ihr mediales Wesen zurückverwiesen sind, Medium und Prozessor eines Rechtssystems zu sein.<sup>30</sup> Was tagtäglich unter dem Titel *files, stacks, registers* und *files* von den Icons der Windows-Oberflächen unserer Computer auf uns blinkt, ist die buchstäblich Meta-Phorik (oder Verblendung?) eines kybernetisch-digitalen Prozesses von Speichern und Übertragen, *load* und *re:load*.

Sickel wird vom Archivpräfekten des Vatikan eines Tages 1881 völlig unerwartet am Arm genommen und – unter der Bronzetafel mit der Exkommunikationsdrohung hindurch – in die inneren Räume des Archivs geführt, in einem zeitweisen Dispens von dem allgemeinen Verbot Sixtus' V. Daraufhin kommt es gegenüber nicht unterrichteten anderen Archivverwaltern und Gästen zu Unruhe, sodass sich der Präfekt zu einem anderen Vorgehen entschließt und Sickel an Pater Bollig verweist, in die Vatikanische Bibliothek,

damit dieser mich zu der Türe begleite und an ihr klopfte, welche von dem großen Bibliotheks-Saale in das obere Stockwerk des Archivs führt. Pater Bollig war schier verwundert: seines Wissens war dieser Zugang zur Zeit, da P. Theiner seines Amtes enthoben worden war, vermauert und nicht wieder geöffnet worden. [...] Siehe da, der eine Flügel öffnete sich und Hergenröther stand an der Schwelle, um mich einzulassen [...]. Die natürliche Folge war, daß auch mir, der ich ja zur Zeit wiederholt diesen Zugang benutzte, Schweigen auferlegt wurde.<sup>31</sup>

Augustin Theiner, seit 1855 Präfekt des Vatikanischen Archivs, war 1870 wegen einer Mitteilung der geheim zu haltenden Geschäftsordnung des Konzils von Trient an Kardinal Hohenlohe vom Papst abgesetzt worden. Die Form dieser plötzlichen Absetzung war echt vatikanisch kodiert: Man ließ ihm zwar die Schlüssel, doch als er eines Morgens das Archiv öffnen wollte, fand er das Schloss verändert. Womit klar ist, dass es sich beim Archiv um einen kybernetisch geregelten Raum handelt, wie ihn Jacques Lacan anhand der »Tür« definierte.

Was im Archiv an Ziffern und Buchstaben auf Dokumente verweist, ist lediglich ein Inventar und noch kein Programm, das aus eigener Kraft Gedächtnis starten, kontrollieren und wieder beenden könnte. Insofern sind sie nicht programmierbar. Lacan aber hat 1955 die Programmierbarkeit von Hardware am schlichten Symbol der Tür beschrieben und erinnert uns damit exakt an jene

Schwelle, die das Vatikanische Archiv vom öffentlich zugänglichen Raum trennte. Hat sich an der Tür symbolisch durch das Kreuz, das sie zeichnet und das Öffnung und Schließung verkreuzt, der Durchgang des Menschen immer erkennen lassen, eröffnet der Schaltkreis die Option, beide Züge der Tür aufeinander zu legen. Mit diesem Augenblick geht die Archivwissenschaft in die Implementierungen der Computertechnik über – in die Funktion des Gegebenseins informatischer Türen. So tritt eine Fee an die Stelle der kuralen Genien, und an die Stelle von Institutionen treten autoreferenzielle Automaten:

Dank dem elektrischen Stromkreis und dem mit sich selbst verschalteten Induktionskreis, das heißt dank dem, was man ein *feed-back* nennt, genügt's, dass die Tür sich schließt, damit sie sogleich durch einen Elektromagneten wieder in den Zustand der Öffnung versetzt wird, und das ist von neuem ihre Schließung und von neuem ihre Öffnung.<sup>32</sup>

Verwandt ist das Vatikanische Archiv (wie alle Archive und Bibliotheken) mit der kybernetischen Konzeption von Gedächtnis auch dahingehend, dass in Gedächtnisfragen nicht der materielle Ort des Gespeicherten, sondern seine Adresse zählt, wenn die Option »Zugang« von der Tür auf die Adresse übertragen wird. Für Uneingeweihte war das Da-Sein im Innersten des Vatikanischen Archivs eine entropische Erfahrung, solange nicht Einblick in die Repertorien gewährt wurde – das eigentliche Geheime am Geheimen Archiv.

Das Vorzimmer der Macht (im Sinne Carl Schmitts):

Von dem Vorraum aus, durch den man [...] damals in den Arbeitssaal ging, führte eine schmale Treppe in einen Halbstock, in dem sich das Arbeitskabinett des Kardinal-Präfekten befand. Dasselbe diente eventuell anderen Zwecken [...] so daß davon die Besucher des Archivs nichts erfuhren. Eben dort wurde mir die Benutzung gewisser Indices gestattet. [...] Solange die Schätze des Archivs ängstlich behütet wurden, hatten selbst die Beamten geringen Anlaß, sich um die zahlreichen Repertorien, Indices u. dgl. zu kümmern. Zum größten Teil waren die betreffenden Bände so planlos, wie sie entstanden waren, in die Armarien eingestellt.<sup>33</sup>

Etwa das Schedario Garampi als Hilfsmittel der Abteilung Indizes des Vatikanischen Archivs: eine Zettelsammlung, zu seiner Entstehung im 18. Jh. noch kei-

neswegs ein Index zu den Beständen des Vatikanischen Archivs, sondern eine ungeheure Materialsammlung für den vom späteren Kardinal Garampi geplanten *Orbis christianus*, der eine dokumentierte Geschichte aller Bistümer und kirchlich-organisatorischer Einrichtungen werden sollte:

Um die gewaltigen Zettelmassen (schätzungsweise etwa 600.000 Zettel) erhalten und dem Benutzer zugänglich machen zu können, ließ Mons. Wenzel [...] diese in 24 Bänden einkleben [...]. Eines Tages hatten wir im Kabinett des Kardinal-Präfecten sämtliche Fenster geöffnet. In dem irgend jemand eintrat und die Tür weit aufriß, entstand ein heftiger Zug, infolge dessen Hunderte von scheden sich auf dem Fußboden verbreiteten, ja zum Teil auf die Straße flogen. Ich bin nicht sicher, ob die gleich zu Hilfe eilenden Diener die letzteren alle wieder aufgelesen haben. Davon abgesehen, war der ganze eben in Arbeit begriffene Vorrat in Unordnung geraten.<sup>34</sup>

Vor allem hermeneutischen Lesesinn steht also die Auflese im ursprünglichen Sinn, das Sammeln und Indizieren der Fakten.

Zurück zum Inquisitionsarchiv des Vatikan. Wichtige Akten des vaktikanischen Inquisitionsarchivs galten als verloren; vertraut ist bislang vor allem der (von Bertold Brecht wieder aufgenommene) Fall Galilei. Da lagern sie nun, die geheimen Vernehmungprotokolle, radikal kopräsent und doch inaktiv bislang, die Aktenkonvolute. Vielleicht gilt hier besser der kulturstrategische Blick auf dieses Gedächtnis, gleich dem Blick der Militärs auf Munitionslager und -depots der Feinde, jenem Korrelat zum Speicher. Die Paranoia der Geschichtsforscher nach 1880 vermutete im Vatikanischen Geheimarchiv das Reale der Historie. Seit hundert Jahren ediert man nun diese Quellen; der Skandal aber findet nicht statt, denn Macht, so lehrt uns Foucault, impliziert ein Kalkül abseits der Bindung zu einem historischen, juristischen oder natürlichen Subjekt. Es geht also um die vektorielle Analyse eines vielfältigen und beweglichen Feldes von Kräfteverhältnissen, in denen sich niemals völlig stabile Herrschaftswirkungen durchsetzen.

Nicht minder agonal definierte der jesuitische Historiker Michel de Certeau seinen kulturwissenschaftlichen Zugriff: »Das Verhältnis der Produzenten zu dem Kräftefeld, in das sie eingreifen, muß also zu einer *kriegswissenschaftlichen* Analyse der Kultur führen.«<sup>35</sup> Und das heißt, nicht mit Subjekten, sondern mit Lagen zu rechnen; von daher begründet sich die methodische Ich-Ferne der Medienarchäologie des Archivs als *applied grammarology*. Schon für alles Geschriebene gilt, dass zwischen Leser und Schreiber Vergangenheit, also Absenz liegt.

»Das geschriebene ›ich‹ ist abwesend, seine Gegenwärtigkeit also eine Fiktion.«<sup>36</sup> Wie die Fiktion erst mit dem Speichermedium Schrift Einzug in die altgriechische Welt hielt, generiert auch ihre sekundäre Speicherung *fiction in the archive* (Natalie Zemon-Davis) – und den Willen zur Fälschung (von der das Vatikanische Archiv etwa als die Konstantinische Fälschung weiß).

Nicht nur die Drohung der Exkommunikation benennt die Schwelle zwischen profaner Außen- und archivischer Innenwelt des römischen Vatikan, sondern auch eine Inschrift über der vatikanischen Bibliothek: *Silentium*. Wir assoziieren Bibliotheken, Wissenssammlungen und Gedächtnissysteme mit Schweigen als Ästhetik der Dauer;<sup>37</sup> es ist genau dieses Schweigen, das Wissensarchäologie in einem anderen Sinn zu konfrontieren lernt und dabei der Versuchung widersteht, es apotropöisch in die Rede der Historie, den historischen Diskurs also, zu verwandeln. Während die Antike und das Mittelalter noch vornehmlich laut lasen, kommt die Stimme mit der Druckerpresse zum Schweigen, kehrt aber als Halluzination einer Rede immer wieder ein. John Milton etwa sah im gedruckten Buch nicht schlicht ein visuelles, lesend konsumierbares Ereignis, sondern eine Art deplatzierte Mündlichkeit, das Medium zur Konversation mit seelenverwandten, aber längst zeitlich oder örtlich distanzierter Geistern. Damit korrespondiert das Archivphantasma der Historie als Funktion des Buchdrucks: Historiker nämlich trachten danach, ein Archiv von (im erweiterten Sinne) Schrift-Körpern zum Klingen zu bringen. Aktivierung des Archivs hieß vor der Epoche medialer Apparate energetische Aufladung durch *re-enactment* (Collingwood); die *Kybernetik* des Archivs aber ersetzt die Begriffe Materie und Energie durch den der reinen Information (Norbert Wiener). Jules Michelet, Historiker der Französischen Revolution, vernahm im Archiv noch halluzinatorisch das Murmeln der Toten, als ob Texte immer schon das logozentristische Derivat eines Phonogramms seien. Seine Schriften machten ihn selbst zum Klangkörper, durch den diese Stimmen der Toten liefen. Anstelle von Apparaten war es der historische Diskurs als Droge der Einbildungskraft, die ihm zu dieser Wahrnehmung verhalf: »Dans les galleries solitaires des Archives où j'errai vingt années, dans ce profond silence, des murmures cependant venaient à mon oreille.«<sup>38</sup> Steht dem nun die multimediale Interface-Illusion eines Computers entgegen, der nicht länger schweigt? Audiovisuelle Wahrnehmung ergänzt die traditionelle *Lesart* von Texten – ein »talking archive«, das uns eine von der Epoche der schweigsamen Bibliotheken verdeckte frühneuzeitliche Kulturtechnik medienarchäologisch wiederentdecken lässt, wie Leah Markus suggeriert.

## PRODUKTIVITÄT

Während staatliche Archive sich strikt an die Provenienz ihrer Akten zu halten haben, sind die Medienarchive des 20. Jahrhunderts vorrangig produktionsorientierte Gedächtnisse. In welchem Verhältnis stehen nun historisch differente Unternehmungen und ihr Archiv zueinander? Im Fall der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs gilt dies buchstäblich: Das Verhältnis von historiographischem Unternehmen und Archiv ist hier derart, dass die Archivöffnung des Unternehmens Vatikan erst seine Historisierung generiert – die unhintergehbare konstitutive Funktion eines material vorhandenen Archivs für eine Disziplin, die sich ohne Archiv kaum auf Dauer stellen ließe. Unter ihrerseits archivisch anschreibbaren Bedingungen entstand hier ein Interesse an einem Archiv; kaum ist das Vatikanische Archiv geöffnet, wird es produktiv, indem die historische Disziplin als Disziplinierung wieder in das Archiv eintritt. Ähnliches galt schon für die deutsche Lage nach 1806, als die Akten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (und schon 1803, nach dem Reichsdeputationshauptschluss, die klösterlichen Liegenschaftsakten) referenzlos werden, sich als Datenmenge über Deutschland ergießen (als Datenmüll) und erst unter Einbezug in eine nunmehr imaginäre (vormals machtsymbolische) Ordnung namens Historie wieder Wert gewinnen.

*There is no memory:*

Neurophysiologische Forschungen behandeln das Gedächtnis nicht mehr als Speicher, der etwas aufbewahrt, sondern als Interpretationsmaschine, die Hereinkommendes mit dem vergleicht, was schon da ist [...]. Das aber bedeutet, daß die wesentliche Leistung des Gedächtnisses nicht das Erinnern des faktisch Geschehenen ist, sondern eine ständig mitlaufende Diskriminierungsleistung zwischen Erinnern und Vergessen.<sup>39</sup>

Klaus Krippendorff definiert das für die Epoche des Kapitalismus entwickelte Gedächtnismodell:

Der Kapitalismus ist ein Gesellschaftsmodell, das alle relevanten Systemoperationen der Gesellschaft unter der Prämisse behandelt, daß sie nicht mehr als ein Gedächtnis in Anspruch nehmen, das aus *reverberating circuits* besteht. Alle relevanten Informationen werden eingespeist, hal-

len nach, werden aufgenommen und erneut eingespeist. Das Gedächtnis leistet nichts anderes als die Aufrechterhaltung zirkulierender Informationen. [...] Krippendorffs zweiter Typ des Gedächtnisses, das *memory involving records*, scheint ebenso gut auf das sozialistische Modell zu passen [...]. Das Gedächtnis mit Aufzeichnungen unterscheidet sich von den *reverberating circuits* dadurch, daß es ein halb-dauerhaftes Medium in Anspruch nimmt, in dem für relevant gehaltene Informationen gespeichert werden können. [...] Allerdings ist es vermutlich auch das Gedächtnis, das dem Sozialismus sein Ende bereitet hat. Denn die Auseinandersetzung um ein Gedächtnis auf der Grundlage von Aufzeichnungen führt unweigerlich dazu, daß die einen das Gedächtnis zu monopolisieren versuchen und die anderen ein Gegengedächtnis aufzubauen versuchen. [...] Krippendorff bietet noch eine dritte Gedächtnisform an [...]. Er spricht von einem *structural memory*, das in den Strukturen besteht, die ein System aufgrund seiner vergangenen Interaktionen mit seiner Umwelt ausgebildet hat. Solche Strukturen wären im Fall sozialer Systeme Kommunikationsmuster, die das System in der Folge der Geschichte seiner Auseinandersetzungen mit seiner Umwelt [...] ausgebildet hat und in denen weitere Kommunikationen vorgezeichnet sind.<sup>40</sup>

Insofern hat die vatikanische Administration ein Systemgedächtnis gebildet, das auch dann noch operativ blieb und bleibt, wenn seine Mitarbeiter ausgewechselt wurden; auch wenn Archivalien verloren gehen, bleibt die Struktur des Archivs erhalten, negentropisch. Medienarchäologie macht solche Architexturen sichtbar, als Erkundung von Kodierungen, nicht Objekten.

Technische Formen der Rationalität (Klassifizierungstechniken etwa) sind anderen Formen der Macht wie Erkenntnis nicht fremd. Es gibt keine allgemeine Regel, die den Beziehungstypus zwischen Gedächtnisrationalität und Geschichtsprozess festlegt. Wenn wir die archivische Rationalität von Herrschaft untersuchen, müssen wir versuchen, Schaltungen darzustellen.<sup>41</sup> Speicheranalyse, medienarchäologisch, ist also eine gedächtnistechnische Kulturwissenschaft. Die medienarchäologische Option lautet also, das Archiv von seinen Verschaltungen, nicht länger von Geschichten her zu denken.



## DAS GEDÄCHTNIS DER MACHT

Nun stehen die vatikanischen Inquisitionsakten also der Forschung offen, und gleichzeitig fassen wir damit den verborgenen Gegensinn des Zusammenhangs von Archiv und (kultureller) Kommunikation: Ex-Kommunikation im ausschließenden wie zeitlichen Sinne.

Wenn das Gedächtnis einer Macht sich zu lesen gibt, ist dies das untrügliche Zeichen dafür, dass diese Dokumente ihre Machtbindung verloren haben, der Zwischenspeicher also tatsächlich Gedächtnis wird und »Geheimakten ja erst in dem Maße zugänglich werden, wie ihre Planziele ins Reale eingezogen sind und Sekretierung, heißt das, nicht mehr brauchen.«<sup>42</sup> Foucault sagt es in seiner *Archäologie des Wissens* weniger präzise, vielmehr raumplastisch, d. h. heterotopisch:

Die Analyse des Archivs umfaßt also ein privilegiertes Gebiet: gleichzeitig uns nahe, aber von unserer Aktualität verschieden, ist es die Randung der Zeit, die unsere Gegenwart umgibt, zu ihr einen Überhang bildet und sie anzeigt in ihrer Alterität; es ist das, was uns außerhalb von uns begrenzt.<sup>43</sup>

Es käme heute darauf an, ein solches Gedächtnis vorwegzunehmen, eine Art Anti-Archäologie, die jetzt schon ahnt, was später einmal Gedächtnis sein wird: radikale Gegenwartskunde. Also nicht aus Archiven vergangene Kulturen zu rekonstruieren, sondern die Strukturen der gegenwärtigen Medienkultur als Bau, d. h. Schaltpläne zu entziffern, transparent werden zu lassen, an denen sich die neuen Datenbanken anlagern, und ihre Übertragungswege kennen zu lernen wie das Straßenverzeichnis einer Stadt. Jetzt scheint an die Stelle des vatikanischen Modells, das immer auf Datenspeicher angewiesen war, ein Netzwerk zu treten, das keine Untertanen mehr kennt, sondern Anschlüsse, keine Subjekte mehr als Untergebene einer Hierarchie, sondern Knotenpunkte einer parataktischen Schaltung, die nicht mehr zwischen Gegenwart und Vergangenheit, Präsenz und Gedächtnis, sondern nur noch zwischen Aktualisierung und Latenz unterscheidet, und zwar technisch. »Wie ein Zauberstab berührt das Jetzt die Welt und schafft aus Möglichkeiten Realitäten.«<sup>44</sup> Derrida ahnt, jenseits der psychoanalytischen »Durcharbeitung« des Archivs ganz generell, »le champ problématique d'une *archive du virtuel*«<sup>45</sup>. Es war Walter Benjamin, der diese mediale Option des Virtuellen angedacht hat. Samuel Weber entdeckt schon in dessen frühen Texten »die Tendenz, entscheidende Begriffe in einer bestimmten Art von ›Virtualität‹ zu artikulieren, und zwar dadurch, daß sie mit dem Suffix *-bar* gebildet

werden: Mittelbarkeit ist einer jener zentralen Begriffe, mit denen Benjamin den virtuellen Charakter der Begriffe als *-barkeiten* herauszuarbeiten beginnt.«<sup>46</sup> Und in seiner Diskussion des »Seins zum Tode« öffnet Martin Heidegger den Weg, »Möglichkeit« nicht mehr aristotelisch als einen Modus von Wirklichkeit zu denken, sondern jenseits dieser Bemessbarkeit.<sup>47</sup> Damit aber tritt das Archivierbare an die Stelle des Archivs in seiner Positivität (Derrida: »la *pleine et effective actualité* de l'avoir-lieu, la réalité, comme on dit, de l'événement archivé«), das die Möglichkeit zur Aktualisierung bereithält gleich Benjamins kabbalistischer Ästhetik von Lesbarkeit multimedialer Daten:

Ihre Lesbarkeit erschöpft sich nie in der Lektüre, ihre Erkennbarkeit nie in der Erkenntnis. Ihre Aktualität besteht darin, daß sie ›immer von neuem‹ lesbar und erkennbar werden, doch ›nie auf die gleiche Weise.‹<sup>48</sup>

Partizipation im Kontext von Archivprozessen meint ein Versprechen, das die medial akkumulierten Wissensformationen nicht in Aussicht stellt (Zugang zu den Speichern), sondern sie produktiv macht. Die Struktur der Suchmaschine *Google* verrät es: Das Archiv wird im Internet durch Nutzung gleichursprünglich (*arché*) überhaupt erst *generiert*, und aus der klassischen Benutzermodulation, die den Nutzer des Archivs zum Subjekt von Restriktionen machte, wird der selbst modulierende *user*. Wie ja auch Martin Heidegger Technik als Form der *poiesis*, also der Hervorbringung von etwas Latentem ansieht, einer Reserve. Archiv meint hier eine ontologische Speichertechnik und Hervorbringung »aus der Verborgenen in die Unverborgenen.«<sup>49</sup> Am Ende also *aletheia*, ein mithin archivologischer Akt der Entbergung eines Bestands – Medienarchäologie.

1 Jacques Derrida: *Mal d'archive. Une impression freudienne*, Paris 1995, S. 1 f.

2 Ebd., S. 11.

3 In diesem Sinne Sybille Krämer: Die Eigensinnigkeit von Medien. Vortrag vom 24. Oktober 1996 an der Freien Universität Berlin, im Rahmen der Universitätsvorlesung *Medien-Computer-Realität*.

4 Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1995, S. 170 f.

5 Siehe (in Anlehnung an Ted Nelson) Jay David Bolter: *Writing Space. The Computer, Hypertext, and the History of Writing*, Hillsdale, New Jersey 1991. Dementsprechend war es auch Michel Foucaults methodische Grundentscheidung, »keinerlei Reflexivität zuzulassen, sondern nur Beziehungen, die man transitiv nennen könnte im Sinne der mathematischen Transitivität, daß sich *a* zu *b* verhält und nie *a* zu *a*«. Count nolimetangere down. Baustelle Kittler (Interview), in: *Symptome. Zeitschrift für epistemologische Baustellen* 7/1991, S. 65–77, hier: S. 65.

6 Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1984, S. 220.

7 Aleida Assmann/Jan Assmann: Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis, in: Klaus Merten/Siegfried J. Schmidt/Siegfried Weischenberg (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994, S. 114, 120.

8 Richard Dienst: *Still Life in Real Time. Theory after Television*, Durham/London 1995, S. 115.

- 9 Joseph Vogl, in seiner Einleitung zum Kapitel »Formationen des Wissens«, in: Claus Pias/ders./Lorenz Engell u. a. (Hg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard, Stuttgart 1999, S. 485–488, hier: S. 487.
- 10 Michael Wetzel: Die Enden des Buches und die Wiederkehr der Schrift, Weinheim 1991, S. 21. Dazu auch Jochen Hörisch: »Der eine Geist und die vielen Buchstaben«, in: ders.: Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik, Frankfurt/M. 1988, S. 32 f.
- 11 Siehe Friedrich Kittler: Protected Mode, in: Manfred Faßler/Wulf Halbach (Hg.): Inszenierungen von Information. Motive elektronischer Ordnung (= Parabel. Schriftenreihe des Evangelischen Studienwerks Villigst Bd. 15), Gießen 1992, S. 82–92, hier: S. 82.
- 12 Winfried Löschburg: Schatten über der Akropolis. Kunstwerke in Gefahr, Berlin 1982, S. 131.
- 13 Siehe: Enciclopedia Italiana di scienze lettere ed arti, Roma 1936–44, Eintrag »Roma«, S. 589.
- 14 Siehe Wolfgang Ernst/Cornelia Vismann: Die Streusandbüchse des Reiches. Preußen in den Archiven, in: Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft 21/1995 (Themenheft »preußisch«), Frankfurt/M., S. 87–107.
- 15 In Anspielung auf Alain Robbe-Grillet: Ansichten einer Geisterstadt [\*1976], München/Wien 1977, S. 154.
- 16 Vgl. Hayden White: Metahistory. Die historische Einbildungskraft in Europa im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 155, über Darwins *Entstehung der Arten*: »Dieses Werk [...] handelt ebensosehr über das Problem der Klassifikation wie über seinen angeblichen Gegenstand, die Daten der Naturgeschichte.«
- 17 Niklas Luhmann: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien, in: Oskar Schatz (Hg.): Die elektronische Revolution. Wie gefährlich sind die Massenmedien?, Graz/Wien/Köln 1975, S. 13 ff., hier: S. 17.
- 18 Ebd.
- 19 Steffi Röttgen: Das Papyruskabinett von Mengs in der Bibliotheca Vaticana, in: Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst 31/1980, S. 189–246, hier: S. 211.
- 20 Wolfgang Hering: Die Dialektik von Inhalt und Form bei Horaz. Satiren Buch I und Epistula ad Pisones, Berlin 1979, S. 63.
- 21 Denkschrift über die Begründung eines Instituts für deutsche Geschichte, hier zitiert aus dem Exemplar im Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Typoskript (Abschrift einer Abschrift), Älteres Register Nr. 5. Siehe Michèle Schubert: Zum Wirken Paul Fridolin Kehrs für ein deutsches historisches Zentralinstitut oder: Der lange Weg zum Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte, in: Bernhard vom Brocke/Hubert Laitko (Hg.): Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte. Das Harnack-Prinzip, Berlin 1996, S. 423–444.
- 22 Herman H. Schwedt: Die inoffiziellen Mitarbeiter des Vatikans, in: Berliner Zeitung Nr. 32 v. 7./8. Februar 1998, S. 9.
- 23 Lev Manovich: The language of new media, Cambridge Mass. 2001, S. 90.
- 24 Sven Spieker: Il y a: Kabakovs Weigerung, den Mülleimer zu leeren, Typoskript, Kapitel »Bouvard et Pécuchet«.
- 25 Walter Benjamin: Konvolut »N« des *Passagenwerks*, in: ders.: Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. <sup>2</sup>1978–89, Bd. V.1, Frankfurt/M. 1982, S. 570–611, hier: S. 578.
- 26 Ebd.
- 27 Samuel Weber: Virtualität der Medien, in: Sigrid Schade/Christoph Tholen (Hg.): Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien, München 1999, S. 35–49, hier: S. 45.
- 28 Geoffrey J. Giles: Archives and Historians. An Introduction, in: ders. (Hg.): Archivists and Historians, German Historical Institute, Washington 1996 (Occasional Papers No. 17), S. 5–14, hier: S. 6, unter Bezug auf: Herbert Butterfield: Man on His Past: The Study of the History of Historical Scholarship, Cambridge 1969, S. 82.
- 29 Theodor von Sickel: Römische Erinnerungen nebst ergänzenden Briefen und Aktenstücken, hg. v. Leo Santifaller, Wien 1947, S. 35.
- 30 Dazu Cornelia Vismann: Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt/M. 2000.
- 31 Sickel: Römische Erinnerungen (Anm. 29), S. 40.
- 32 Jacques Lacan: Psychoanalyse und Kybernetik oder Von der Natur der Sprache, in: ders.: Seminar, Buch 2: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse, Weinheim/Berlin

- 1991, S. 373–390; hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Pias et al. (Hg.): Kursbuch Medienkultur (Anm. 9), S. 405–420, hier: S. 414. Dazu Friedrich Kittler: Hardware, das unbekannte Wesen, in: Lab. Jahrbuch 1996/97 für Künste und Apparate, hg. Kunsthochschule für Medien Köln, Köln 1997, S. 348–363.
- 33 Sickel: Römische Erinnerungen (Anm. 29), S. 43.
- 34 Ebd., S. 44 f.
- 35 Michel de Certeau: Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 20.
- 36 Heinz Schläffer: Einleitung, in: Jack Goody/Ian Watt/Kathleen Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur, übers. v. Friedhelm Herborth, Frankfurt/M. 1986, S. 7–23, hier: S. 19.
- 37 Leah S. Marcus: The Silence of the Archive and the Noise of Cyberspace, in: Neil Rhodes/Jonathan Sawday (Hg.): The Renaissance computer. Knowledge technology in the first age of print, London/ New York 2000, S. 18–28.
- 38 Jules Michelet: Histoire de France, Préface de 1869, S. 24 (= Œuvres Complètes IV, hg. v. Paul Viallaneix, Paris 1974).
- 39 Dirk Baecker: Weil es so nicht weitergeht. Organisation und Gedächtnis in der Transformationsgesellschaft, in: Lettre international 27/1997, S. 26–28, hier: S. 27.
- 40 Baecker: Weil es so nicht weitergeht (Anm. 39), S. 28, unter Bezug auf: Klaus Krippendorff: Principles of Information Storage and Retrieval in Society, in: General Systems 20/1975, S. 15–34.
- 41 Siehe Michel Foucault/Gerard Raulet: Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit? Ein Gespräch (Zweiter Teil), in: Spuren. Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, 2/1983, S. 38–40, hier: S. 40.
- 42 Friedrich Kittler: Medien und Drogen in Pynchons Zweitem Weltkrieg, in: Die unvollendete Vernunft. Moderne versus Postmoderne, hg. v. Dietmar Kamper/Wilhelm van Reijen, Frankfurt/M. 1987, S. 240–259, hier: S. 245, unter Bezug auf: Thomas Pynchon: Die Enden der Parabel, Reinbek 1981.
- 43 Michel Foucault: Archäologie des Wissens [1969]. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/M. 1992, S. 189.
- 44 Henning Genz: Wie die Zeit in die Welt kam. Die Entstehung einer Illusion aus Ordnung und Chaos, München 1996.
- 45 Derrida: Mal d'archive (Anm. 1), S. 106 f.
- 46 Weber: Virtualität der Medien (Anm. 27), S. 39.
- 47 Ebd., (Anm. 27), unter Bezug auf: Martin Heidegger: Sein und Zeit [\*1927], § 53.
- 48 Ebd., S. 46.
- 49 Martin Heidegger: Die Frage nach der Technik, in: ders.: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1954, S. 13–44, hier: S. 19; dazu Samuel Weber: Mass Mediauras: Essays on Art, Technics and Media, Publications of the Power Institute, Sydney 1996, S. 60 f.

Urs Stäheli

## DIE WIEDERHOLBARKEIT DES POPULÄREN: ARCHIVIERUNG UND DAS POPULÄRE

Kann es ein Archiv des Populären geben? Zunächst scheint sich hier eine klare Antwort aufzudrängen; eine Antwort, die bereits so selbstverständlich auftritt, dass man sich über die Frage wundert. Natürlich gibt es Archive des Populären – haben denn nicht gerade die Cultural Studies oder auch die Oral History gezeigt, dass die Populärkultur legitimes Archivmaterial liefert? So versuchte etwa die im Umkreis des Birminghamer Centres for Contemporary Cultural Studies entstandene ›Popular Memory Group‹ durch eine neue Geschichtsschreibung ein »populäres Gedächtnis« zu schaffen<sup>1</sup> – ein Gedächtnis jener Geschichten und Ereignisse, die aus der hegemonialen Geschichtsschreibung verdrängt worden sind; ein Gedächtnis all jener Stimmen, die erst noch zum Sprechen gebracht werden müssen, damit die Perspektive ›von unten‹ wahrnehmbar und hörbar wird. In Archiven werden als Konsequenz dieses Interesses inzwischen die endlosen Bänder und Transkripte von Oral-History-Interviews der ehemals Überhörten gelagert – womit nicht zuletzt eine empirische Antwort auf die Frage nach einem Archiv des Populären gegeben zu sein scheint.

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Eingangsfrage beantworten lässt, macht aber auch misstrauisch. Ein erstes Problem taucht auf, wenn wir uns eine der Bestimmungen des Populären in den Cultural Studies genauer anschauen. Raymond Williams hat das Populäre kurz und prägnant als das allgemein Zugängliche und allgemein Verständliche, das affektiv tief verankert ist, beschrieben.<sup>2</sup> Diese einfach anmutende Bestimmung wird deshalb interessant, weil sie das Populäre nicht an einem bestimmten Gegenstand festmacht, sondern sich auf dessen diskursive Funktionsweise konzentriert. Ein populärer Film lässt sich z. B. nicht an bestimmten Eigenschaften seines Narrativs oder seiner Bildästhetik erkennen, sondern daran, ob er leicht zugänglich und verstehbar ist und sich zur Herstellung von »*matter ing maps*« eignet.<sup>3</sup> Auch die Frage nach dem Produzenten steht hier nicht im Vordergrund: Das Populäre wird nicht dadurch populär, dass es durch das ›Volk‹ oder die ›Leute‹ produziert oder durch diese decodiert wird – selbst wenn in den Cultural Studies meist eine derartige Berufung auf Codierungs- und Decodierungsinstanzen mitschwingt.

Raymond Williams' Bestimmung des Populären bietet sich geradezu für eine kommunikationstheoretische Weiterentwicklung an.<sup>4</sup> In diesem Sinne lässt sich Allgemein zugänglichkeit als eine Art Hyperkonnektivität reformulieren: Po-

populäre Kommunikationen verfügen über eine äußerst große Anschlussfähigkeit an ganz unterschiedliche bestehende Kontexte. Das Populäre verbindet sich mit einem Kommunikationsmodus der erhöhten Zitierbarkeit, da populäre Semantiken weniger stark kontextgebunden sind als ›ernsthafte‹ Semantiken. Die These der Allgemein zugänglichkeit stellt die Idee eines Archivs des Populären vor eine Paradoxie: Kann das Allgemeine als Bewahrenswertes selegiert werden? Sehr deutlich wird diese Paradoxie in Jacques Derridas Aufsatz über das Archiv. Derrida zitiert Freud, der eine seiner Studien mit einigen rhetorischen Bedenken einleitet: »In none of my previous writings have I had so strong a feeling [*Empfindung*] as now what I am describing is common knowledge [*allgemein Bekanntes*] and that I am using up paper and ink [*Papier und Tinte*] and, in due course, the compositor's and printer's work and material [*Setzerarbeit und Druckerschwärze aufbieten*] in order to expound things which are, in fact, self-evident [*um eigentlich selbstverständliche Dinge zu erzählen*].«<sup>5</sup> Warum soll an einem besonderen Ort verwahrt und wiederholt werden, was sowieso jeder schon kennt und verstanden hat? Warum soll ins Archiv eingeschlossen werden (*mneme*), was eigentlich nicht einschließenswert ist? Freuds Frage verbindet das Archiv mit dem Bewahrenswerten, mit dem, was nicht als überflüssiger Abfall der Geschichte zurückgelassen werden soll.

Ein derartiger Archiv-Begriff prägt auch Luhmanns Begriff der Semantik, geht es in seinen begriffsgeschichtlichen Analysen doch nicht um jede Form von Semantik, sondern in erster Linie um bewahrenswerte Semantiken. Schon fast im Sinne einer Umkehrung einer Analyse ›gepflegter Semantik‹ sind die Bestrebungen der *Popular Memory Group* darauf ausgerichtet, auch das, was bisher nicht als bewahrenswert erachtet worden ist, in das Archiv des Erinnerungswürdigen einzuordnen. Offensichtlich wird hier, dass sich, sobald die Frage des Archivs auftritt, zwei unterschiedliche Bedeutungen des Populären in den Weg kommen. Zum einen dient das Archiv als normative Instanz, die es erlaubt, Bewahrenswertes von nicht Bewahrenswertem abzugrenzen. Hier finden denn auch viele der politischen Kämpfe der Cultural Studies statt: Es geht um eine Politik der Inklusion – eine Politik, die dem populären Material attestiert, dass es ebenfalls bewahrenswert ist. Eine derartige normative Konzeption droht aber gleichzeitig, die Einsicht in die Allgemeinverständlichkeit und die Hyperkonnektivität des Populären aufs Spiel zu setzen. Erinnern wir uns an Freuds Bedenken: Falls seine Überlegungen tatsächlich »allgemein Bekanntes« sind und falls es sich tatsächlich »um eigentlich selbstverständliche Dinge« handelt, dann scheint der Aufwand der Archivierung unnötig zu sein – ja sogar einer Verschwendung gleichzukommen. Freud beschreibt denn auch diese Verschwendung gerade mit

jenen Kriterien, die ich zuvor mit Williams als Kriterien für das Populäre eingeführt hatte. Die Eingangsfrage nach der Möglichkeit eines Archivs des Populären verliert zunehmend ihre Selbstverständlichkeit. Denn sie lässt sich nur dann ohne Zweifel beantworten, wenn wir einen letztlich essenzialistischen Begriff populärer Kommunikation benutzen – einen Begriff populärer Kommunikation, der das Populäre an bestimmten ästhetischen Eigenschaften oder am Sender populärer Kommunikation festmacht und damit der Möglichkeit des Archivs übergibt.

Würde man das allgemein Verständliche archivieren, dann verdoppelte sich nur das, was überall sowieso schon vorhanden ist. Das Archiv würde zum Double des Allgemeinen. Die Tiefe und das Dunkel des Archivs würden der offenen Oberfläche weichen. Wichtiger noch, ein Archiv-Effekt würde das unnötig Archivierte entpopularisieren: Das Populäre, das ehemals allgemein Zugängliche, müsste sich einer spezifischen archivarischen Ordnung, einem Archiv-System, fügen. Die Archivtechnik würde der zuvor hyperkonnektiven Kommunikation ihre Ordnung auferlegen und damit eine große Zahl von Anschlussmöglichkeiten ausschließen. Das Populäre hätte zwar seinen Verwahrungsort gefunden – und damit auch gleichzeitig seine konstitutive Ortlosigkeit aufgegeben.

Im klassischen Verständnis des Archivs als Ort der Verwahrung findet sich nicht nur eine spezifische Logik des sicheren und geschützten Orts, sondern auch eine spezifische Temporalität. Das Archiv wird häufig als eine Zeitinsel wahrgenommen, die sich der Logik einer beschleunigten Gesellschaft widersetzt und einen Punkt der Ruhe erlaubt. So schreibt etwa Ulrich Raulff: »Am Ende eines von der Furie des Verschwindens gehetzten Jahrhunderts erscheint das Archiv wie ein letzter Ort des Heils, Ort der Bewahrung nach so vielen Exzessen der Vernichtung.«<sup>6</sup> Aus einer solchen Sichtweise wird das Archiv zu einer Technik der Entschleunigung. Das Archiv als Ort der Bewahrung und des Verbergens ist in dieser Semantik gleichzeitig eine Technologie der Sichtbarmachung. Der rasenden Schnelligkeit, die alles, was geschieht, dem Vergessen anheim gibt, steht das Archiv als Zeitreservoir entgegen. Das Archiv gibt die Zeit, um zu sehen und zu erkennen. Es widersetzt sich durch seine verlangsamte Zeitlichkeit dem Tempo der Geschichte und macht diese gerade dadurch wahrnehmbar.

Beschleunigung und Ortlosigkeit bilden zwei Dimensionen, mit denen in der klassischen Semantik die Außenseite des Archivs bezeichnet wird. Die beiden Dimensionen ergänzen sich gegenseitig. Wenn die Prozesse jenseits des Archivs sich in hypertropher Geschwindigkeit ereignen und selbstzerstörerisch ablaufen, dann lassen sie sich auch nicht mehr auf einen spezifischen Ort reduzieren. Zwar finden Wiederholungsprozesse inner- und außerhalb des Archivs statt: Aber die



rasende Geschwindigkeit außerhalb des Archivs lässt keine Spuren mehr zu – sondern nur noch die sich selbst wiederholende Beschleunigung der Gedächtnislosigkeit.

#### SPEZIALEFFEKTE ALS POPULÄRE KOMMUNIKATION

Ich möchte die aus strategischen Gründen eingeführte Unterscheidung zwischen einer Wiederholung, die sich dem Erinnerungsarchiv verschreibt, und der rasenden Wiederholung, welche die Gedächtnislosigkeit inszeniert, an einem Modus populärer Kommunikation diskutieren. Die außer-archivarische Welt der Beschleunigung und der Ortlosigkeit findet einen ihrer besten Seismographen in den Spezialeffekten erfolgreicher Blockbuster-Filme. Spezialeffekte scheinen auf den ersten Blick weit entfernt von der Logik des Archivs zu sein.<sup>7</sup> Erinnern wir uns an die zuvor zitierte Aussage, dass das Archiv der schnelllebigen Zeit einen Ort des Erinnerns, der Langsamkeit und Beständigkeit bereitstellt. Spezialeffekte stehen dagegen nicht zuletzt für rasende Geschwindigkeit, für die häufig durch digitale Mittel ermöglichte Ignorierung zeitlicher und räumlicher Gesetze.<sup>8</sup> Durch die Verwendung von Spezialeffekten ist eine noch ungeahnte Steigerung von Geschwindigkeit möglich, die selbst die Repräsentation der wildesten Verfolgungsjagd übertrifft.

Was ist aber mit Spezialeffekten überhaupt gemeint? Versucht man eine formale Annäherung, dann lassen sich Spezialeffekte als ein Arsenal unterschiedlichster filmerischer Techniken beschreiben, mit denen Bilder verändert werden können. Man denke an die frühen und auch heute noch verwendeten Matte-Techniken, die es erlauben, ganz unterschiedliche Bilder miteinander zu kombinieren. Mit Spezialeffekten lassen sich aber auch unwahrscheinliche oder gar unmögliche Situationen herstellen: Action-Szenen können beschleunigt werden; Bewegungen von fliegenden Gegenständen lassen sich auch gegen die Gesetze der Schwerkraft manipulieren. Oder es können Metamorphosen inszeniert werden: sei es der spurlose Übergang von einer menschlichen Gestalt in eine andere, oder gar von Gegenständen in menschliche Formen.<sup>9</sup> Spezialeffekte dienen auch dazu, bisher Ungesehenes zu realisieren: Aliens, Monster oder auch Gespenster gehören zu den bevorzugten Kreaturen, die mit Spezialeffekten hergestellt werden.

Die frühen Bestimmungen von Spezialeffekten heben in erster Linie die technische Beschaffenheit von Spezialeffekten hervor. So bemerkt etwa Christian Metz, dass es sich bei Spezialeffekten um die technische Manipulation von ge-

filmten Bildern handelt.<sup>10</sup> Ein spezialeffektloser Film versucht dagegen ohne künstliche Veränderungen die Filmbilder so zu verwenden, wie sie gefilmt worden sind. Die dänische Dogma-Filmreihe entspricht genau diesem Ideal: Kein künstliches Licht darf verwendet werden, keine Synchronisation ist erlaubt, und die Bilder dürfen nicht nachträglich bearbeitet werden. Die Handkamera soll den Effekt des Dokumentarischen und Echten zusätzlich verstärken. Das Ideal, das dem Film ohne Spezialeffekte zugrunde liegt, ist das des reinen und unverfälschten Dokuments.

Damit befinden wir uns wieder bei einer Grundproblematik des Archivs: Genau wie das Archiv sich nach einem unversehrten Anfang zurücksehnt, so sehnt sich der Dogma-Film nach der Ursprünglichkeit unbearbeiteter Bilder. Was damit verfehlt wird, ist sowohl die Materialität des Archivs wie auch die Medialität des Films. Es ist eine Nostalgie der Ursprünglichkeit, welche zwar ins Archiv eingelassen ist, dieses aber auch zu zerstören trachtet. Derrida beschreibt diese so: »Live, without mediation and without delay. Without even the memory of translation, once the intense work of translation has succeeded.«<sup>11</sup> Spezialeffekte dagegen stellen die Vermittlung und Medialität des Films selbst aus, indem sie die ZuschauerInnen auf das Medium des repräsentierten Bildes lenken. Auf diese Weise erreichen Spezialeffekte einen interessanten Doppeleffekt: Während die Dogma-Reihe auf eine Authentizität des zu Repräsentierenden schießt, inszenieren die Spezialeffekte die Unmittelbarkeit des Mediums. Das Telos des Archivs – eine Vermittlung ohne Verspätung, ein Gedächtnis ohne Übersetzung – verwirklicht sich ironischerweise in den Unmittelbarkeitseffekten von Spezialeffekten.

In den Arbeiten von Scott Bukatman werden z. B. Spezialeffekte als ein »technologisch Erhabenes« beschrieben: Spezialeffekte führen durch einen visuellen und akustischen Exzess einen Bruch in die erzählten Narrativen ein.<sup>12</sup> Vivian Sobchack spricht von einer »carnal aesthetics«<sup>13</sup> von Spezialeffekten: Denn eigenartigerweise entfalten gerade die durch Spezialeffekttechniken in Gang gesetzten Prozesse einen Effekt der Unmittelbarkeit. Die Wirksamkeit von Spezialeffekten lassen sich nicht mit dem üblichen semiotischen Vokabular der Filmtheorie erfassen, vielmehr geht es um körperliche Schock-Erfahrungen, um Schwindel erregende Geschwindigkeiten, um gebanntes Starren auf die Leinwand und erstickte Schreie. Ist es nicht die »somatische Intelligibilität«<sup>14</sup> der Spezialeffekte, welche sie nicht nur allgemein verständlich macht, sondern sie auch in unseren affektiven Landkarten verankert? Erinnern (!) wir uns: Raymond Williams hatte als dritte Eigenschaft des Populären aufgeführt, dass es »deeply felt« sei, dass es sich in eine »structure of feeling« einfügt.<sup>15</sup>

Die Wirkungsweise von Spezialeffekten hat meine anfängliche Unterscheidung von Gedächtnis und Gedächtnislosigkeit durcheinander gebracht. Ins Archiv eingelassen findet sich das Telos der Unmittelbarkeit, das sich jedoch außerhalb des Archivs am perfektsten umsetzen lässt. Eine zweite Komplikation tritt hinzu: Spezialeffekte funktionieren als ein Ensemble von Archivtechniken zur Erzeugung eines spektakulären Überschusses. Es sind Ordnungs- und Wiederholungstechniken, welche es erlauben, bisher feststehende Anordnungen aufzulösen: Archivmaterial, das ansonsten nicht verbunden werden könnte, wird durch Spezialeffekte zusammengefügt (vgl. etwa Footage-Filme). Mehr noch, Archivmaterial wird durch die Bearbeitung iteriert, wie z. B. in den unendlichen ineinander geschobenen Bildern, die ein Morph ermöglichen. Spezialeffekte, die zuvor so klar jenseits des Archivs eingeordnet werden konnten, wechseln ihren Ort, indem sie zur Archivtechnik werden: »There is no archive without a place of consignment, without a technique of repetition, and without a certain exteriority.«<sup>16</sup> An Montagetechniken der Avantgarden anknüpfend,<sup>17</sup> erlaubt der Spezialeffekt die Bearbeitung und Rearrangierung des archivierten Materials – er verhilft durch seine spezifische Wiederholungsweise dem verwahrten Material zu neuem Leben.

»The archive always works, and *a priori*, against itself.«<sup>18</sup> Was Derrida mit Freud als Wiederholungszwang, der an den Todestrieb gekoppelt ist, analysiert, findet sich auch bei den Spezialeffekten: Eine Archivierungstechnik, welche die Singularität des Archivmaterials durch ihre Wiederholung auszulöschen droht einerseits; andererseits aber auch die Erzeugung einer neuen Einmaligkeit (des technologisch Erhabenen) durch diese Technik.

#### VAMPIRISMUS ALS POPULÄRE KOMMUNIKATION

Auf eine weitere Verbindung von populärer Kommunikation und dem Archiv möchte ich noch kurz eingehen. Ich hatte in der klassischen Semantik des Archivs eine Trennung zwischen dem Archiv als dem Ort des Bewahrenswerten, als Ort der Langsamkeit und einer nicht mehr zu bremsenden Welt außerhalb des Archivs kontestiert. Das Archiv ›lebt‹ von der Idee eines ewigen Lebens und einer unendlichen Reproduzierbarkeit, welche die authentische Vorlage intakt lässt. Außerhalb des Archivs findet das endliche und flüchtige Leben statt. Das Authentische wird aber auch innerhalb des Archivs vom Populären heimgesucht. Man muss nicht Derrida gelesen haben, um dies zu erkennen. Eine Lektüre von populärkulturellen Motiven reicht hier aus. Was bei einem dichotomischen Verständ-

nis des Archivs aus der Sicht gerät – und das liegt ja auch in ihrer Natur –, sind Archiv-Gespenter selbst; jene Halbwesen, die sich im Zustand zwischen der toten Materialität des Buchstabens und seiner Performativität bewegen. Das Archiv wird zum Ort des Unheimlichen im Sinne Freuds: ein Ort als Heim der Erinnerung, ein verschlossener Ort der Erinnerungen, der sich in sein scheinbares Gegenteil – den Ort des Unheimlichen – verkehrt.<sup>19</sup> Genau jener Ort, der dazu dienen soll, das Aufbewahrenswerte zu sichern – sei es vor unsachgemäßem Umgang, vor falschen Temperaturen und zu viel Licht, oder gar vor Diebstahl und der Zerstörung wird durch seine Heimlichkeit zum privilegierten Ort des Spuks.

Dies lässt sich an der Beliebtheit des Bibliotheks- und Archivmotivs in der Horrorliteratur und in Horrorfilmen festmachen. Lassen Sie mich nur ein Beispiel nennen. In der TV-Serie *Buffy the Vampire Slayer* wird die siebzehnjährige Buffy durch einen Bibliothekar auf ein Buch über Vampire aufmerksam gemacht, um damit Vampire erfolgreich bekämpfen zu können. Der Ort der Bibliothek ist zunächst selbst ein unheimlicher Ort – ein Ort, der Tod und Leben miteinander verbindet. So beschreibt der Bibliothekar Willow die Bibliothek als den Ort »where the books live.«<sup>20</sup> Im Archiv wird der tote Buchstabe wieder lebendig; das versteckte Wissen über das Untote, über gespensterhafte Zwischenwesen wird selbst unheimlich – und in vielen Narrativen zur Falle für die Lebenden. Die Bibliothek und das Archiv dienen als Heimstätten des Gespensterhaften und geben ein entsprechend häufiges Motiv für Horror- und Gespensterfilme ab. Damit wird im Rahmen der Populärkultur eine eigenartige Dialektik freigesetzt – das letztlich visuell so unattraktive Archiv wird nur als Ort eines unheimlichen Geschehens spektakulär:<sup>21</sup> sei es als Fundort einer Leiche, als Ort eines geheimen und illegitimen Wissens, als Ort, an dem das Wissen über Untote selbst lebendig wird, ein Ort, an dem sich das Wissen in den Untoten verwandelt – aber auch ein Verwahrungsort für potenzielle Vampire. So wird in *Buffy* ein des Vampirismus verdächtiger Junge vorsichtshalber während der Nacht in einem Käfig in der Bibliothek eingeschlossen.

Was das Archiv mit dem Vampirismus und anderen Untoten verbindet, ist die Idee eines unendlichen Lebens. Beide sind von dem Ideal unendlicher Wiederholbarkeit geprägt: Der Vampir, sofern er erfolgreich ist und seine tägliche Blutdosis erhält, wird mit dem ewigen Leben belohnt (oder meist eher bestraft) – genauso wie die archivierten Gegenstände und Bücher die jetzt Lebenden überleben sollen. Es ist die metaphysische Idee einer unendlichen Wiederholbarkeit, einer Idealität ohne Endlichkeit, die in der Populärkultur ein großes Faszinosum entfaltet und zum beliebten Stoff wird. Die Logik des Archivs wird gerade durch die Figur des Vampirs am besten repräsentiert.

Freilich befindet sich der Vampir gleichzeitig auch in einer entgegengesetzten Beziehung zur Bibliothek als Ort der Verwahrung. Der Vampir zeichnet sich dadurch aus, dass er seinen legitimen Verwahrungsort, das Grab, verlassen hat und die Lebenden heimsucht.<sup>22</sup> Er befindet sich nicht an dem Ort, an dem er eigentlich sein sollte. Genauso wie die Spezialeffekte verfügt er über kein Heim. In der Literatur über Vampirismus wird deshalb darauf hingewiesen, dass der Vampirismus im 18. Jahrhundert im Rahmen von Ansteckungs- und Seuchendiskursen konzipiert worden ist.<sup>23</sup> Durch seine Bisse eröffnet der Vampir ein Zirkulationssystem, das nicht mehr kontrolliert werden kann – genauso wie er selbst seinen angestammten Platz verlassen hat, werden durch den Vampir individuelle Blutsysteme miteinander auf tödliche Weise vermischt. Der Vampirismus kann deshalb als eine figurative Darstellung der Hyperkonnektivität des Populären verstanden werden. Zwar hält sich auch der Vampir an Regeln (etwa: Beiße nie einen anderen Vampir!), er bringt aber bestehende Kreisläufe durcheinander, indem er mit der Technik der Ansteckung und der Camouflage arbeitet. Was der Vampir auf diese Weise sucht, ist ein eigenes Leben. Wurden nicht auf genau diese Weise Spezialeffekte von Filmkritikern beschrieben: Selbst ohne Wert, leben sie auf Kosten des Narrativs und führen ihr selbstverliebttes Spiel mit dem Archivmaterial, ohne je eine eigene Authentizität, ein eigenes Leben, hervorzubringen.

Lassen Sie mich noch einmal den verwickelten Argumentationsgang zusammenfassen und etwas enger verknoten. Kann es ein Archiv des Populären geben? Diese Frage hatte Anlass zu einer Paradoxie innerhalb des Begriffs des Populären geführt: Wenn das Populäre tatsächlich Allgemeinverständlichkeit und Allgemein zugänglichkeit bedeutet, dann würde gerade diese Eigenschaft durch seinen Einschluss an einem regulierten Ort zerstört werden. Vielleicht müsste man also umgekehrt fragen: Kann es ein Populäres jenseits des Archivs geben? Diese Frage habe ich versucht, anhand von Spezialeffekten zu diskutieren. Spezialeffekte entsprechen auf schon fast paradigmatische Weise der allgemeinen Zugänglichkeit, die ich als Hyperkonnektivität formuliert habe. Filmanalysen haben gezeigt, dass es gerade spezialeffektbasierte Filme sind, die global problemlos zitierbar sind.<sup>24</sup> Sind also Spezialeffekte ein Beispiel für das Populäre jenseits des Archivs? Entspricht nicht die von Spezialeffekten zelebrierte Geschwindigkeit dem Außen des Archivs? Aber auch eine solche Aufteilung würde es sich zu einfach machen – Spezialeffekte sind geradezu Archivtechniken im präzisen Derridaschen Sinne: Es sind Techniken der Wiederholungen und Techniken der Re-Artikulation von Archivmaterial. Dabei geht es nicht nur um eine unsichtbare Archivtechnik, sondern um deren Sichtbarwerden, wodurch das Archivmaterial selbst in den Hin-

tergrund gedrängt wird. Es sind nicht so sehr die zu erzählenden Geschichten, die interessieren, sondern die Effekte, welche sie unterbrechen. Gerade diese Eigenschaft führt häufig zur Klage der FilmkritikerInnen über den zerstörerischen Charakter von Spezialeffekten: Das Narrativ diene nur noch als Vorwand für die Aneinanderreihung immer neuer und immer spektakulärerer Spezialeffekte. Spezialeffekte werden als Instanz wahrgenommen, welche das cinematische Gedächtnis und die Erinnerung zerstört – gerade weil sie keine Rücksicht auf narrative Strukturen und die Integrität des Bildes nimmt.

Genauso wie die Vampire nur vom Leben anderer leben können, so verfügt das Populäre zwar über eigene Kommunikationsmodi, nicht aber über ein eigenes Archiv des Populären. Es gibt kein »populäres Gedächtnis«, sondern nur Kommunikationsmodi des Populären, zu denen jene der Spezialeffekte und die parasitären Zirkulationstechniken der Vampire gehören. Gerade aber dort, wo das Populäre am weitesten vom Archiv entfernt zu sein scheint, teilt es wiederum seine Logik: Denn nichts lässt sich erfolgreicher wiederholen als die hyperkonnektiven Kommunikationsmodi des Populären, nichts nistet sich besser in neue Zirkulationssysteme ein als der unerkannte Vampir. Spezialeffekte halten sich nicht mehr an die räumliche Tiefe des Archivs. Man kann dies auch buchstäblich verstehen: Archive sind meist tief in die Erde als Keller eingelassen, einem Grab nicht unähnlich. Stattdessen entsteigen Vampire ihrem Grab und Spezialeffekte feiern einen Raum der Oberfläche. Sie ersetzen räumliche Verortbarkeit mit elektronischer Zerstreuung<sup>25</sup> und der Zelebrierung neuer Kommunikationsmedien. Vampiristische Kommunikation bedient sich dagegen der Tarnung, um sich größere Zugänglichkeit zu verschaffen. Nur die eigentümlichen Augen, die blasse Haut und die langen Zähne machen den Vampir erkennbar – und gerade diese Accessoires finden sich in jeder besseren Spezialeffektenhandlung.

Das Populäre gleicht einer Archivtechnik – vielleicht auch einem Archivprozess – der sich selbständig gemacht hat; eine Technik, die wie ein Vampir die archivierten Bilder aussaugt und gerade dadurch den Ort der Verwahrung überschreitet: Spezialeffekte ereignen sich in unheimlicher Geschwindigkeit; sie bringen die Ordnung des Archivs durch unerwartete Kombinationen durcheinander; und gleichzeitig zeichnen sie sich in die affektiven Karten (*mattering maps*) ihres Publikums ein. Sowohl bei Spezialeffekten wie beim Vampirismus geht es um parasitäre Kommunikationstechniken, welche die Logik der Wiederholbarkeit mit einer Logik der spektakulären Ansteckung verbinden. Populäre Modi der Wiederholbarkeit setzen sich in eine spannungsgeladene Perspektive zu den bestehenden Archiven der Erinnerung. Sie leben von diesen und verschieben sie auch wieder: Die Türen des Archivs öffnen sich gleichsam für eine Wiederholbarkeit außerhalb

des Archivs. Ich hatte anfangs Freud zitiert, der sich fürchtete, allgemein Bekanntes darzustellen, das sich nicht für die Archivierung lohnt. Genauer müsste man sagen: Das allgemein Bekannte lässt sich nicht archivieren, ohne seine Allgemeinheit zu riskieren. Nicht zuletzt aus diesem Grunde müssen die Vampire ihre Gräber verlassen. Und wer noch einen Beweis für die Schwierigkeiten der Archivierung selbst des Wissens über Vampire sucht, der kann in Bram Stokers *Dracula* lesen: »We were struck with the fact, that in all the mass of material of which the record is composed, there is hardly one authentic document.«<sup>26</sup>

- 1 Popular Memory Group: *Popular Memory: Theory, Politics, Method*, in: Richard Johnson (Hg.): *Making Histories: Studies in History-writing and Politics*, London 1982.
- 2 Raymond Williams: *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*, London 1976.
- 3 Lawrence Grossberg: *We Gotta Get Out of This Place: Popular Conservatism and Postmodernism in Contemporary America*, New York/London 1992, S. 76; vgl. auch Lawrence Grossberg: *Bringing it all Back Home. Essays on Cultural Studies*, New York/London 1997, S. 28.
- 4 Vgl. ausführlicher zu einer kommunikationstheoretischen Konzeption des Populären: Urs Stäheli: *Das Populäre zwischen Cultural Studies und Systemtheorie*, in: Udo Göttlich/Rainer Winter (Hg.): *Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies*, Köln 1999.
- 5 Jacques Derrida: *Archive Fever. A Freudian Impression*, Chicago 1995, S. 8.
- 6 Ulrich Raulff, 8.12.1997, FAZ, zit. nach Wolfgang Engell: *Medienarchäologie des Wissens*. (Vorlesung vom 12.1.1998), unter: [http://www.uni-weimar.de/medien/projekt\\_foucault/jan12.html](http://www.uni-weimar.de/medien/projekt_foucault/jan12.html).
- 7 Für eine ausführlichere Diskussion der kommunikationsästhetischen Dimension von Spezialeffekten siehe Urs Stäheli: *Spezialeffekte als Ästhetik des Globalen*, in: Gregor Scherwing/Carsten Zelle (Hg.): *Ästhetische Erfahrung nach Adorno*, München 2001.
- 8 Vgl. Vivian Sobchack: *Screening Space. The American Science Fiction Film*, New York <sup>2</sup>1987.
- 9 Vivian Sobchack (Hg.): *Meta-Morphing. Visual Transformation and the Culture of Quick-Change*, Minneapolis 2000.
- 10 Christian Metz: »Trucage« and Film, in: *Critical Inquiry* 3/4, S. 657–675, hier: S. 659.
- 11 Derrida: *Archive Fever* (Anm. 5), S. 93.
- 12 Scott Bukatman: *The Artificial Infinite: On Special Effects and the Sublime*, in: Lynne Cooke/Peter Wollen (Hg.): *Visual Display. Cultures Beyond Appearance*, Seattle, WA 1995, S. 254–289.
- 13 Vivian Sobchack: *What My Fingers Knew: The Cinesthetic Subject, or Vision in the Flesh*, unter: <http://www.senseofcinema.com/contents/00/5/fingers.html>.
- 14 Ebd.
- 15 Williams: *Keywords* (Anm. 2), S. 198 f.
- 16 Derrida: *Archive Fever* (Anm. 5), S. 11.
- 17 Lev Manovich: *What is Digital Cinema?* 1995, unter: <http://www-apparitions.ucsd.edu/~manovich/text/digital-cinema.html>.
- 18 Derrida: *Archive Fever* (Anm. 5), S. 12.
- 19 Sigmund Freud: *Das Unheimliche* [1919], in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XII, Frankfurt/M. 1966, S. 229–268.
- 20 »Willow: Okay. Do you have »Theories in Trig«? You should check it out. Xander: Check it out? Willow: From the library. Where the books live.« Charles Martin (Regie): *Buffy. The Vampire Slayer*. Folge 1.1 »Welcome to the Hellmouth« (Drehbuch: Joss Whedon) 1997, unter: [http://www.buffy-world.com/buffy/season1/transcripts/01\\_frame.htm](http://www.buffy-world.com/buffy/season1/transcripts/01_frame.htm)
- 21 Vg. hier auch die Nähe von »spectres« und »spectacle«.
- 22 Ihm haftet von Anfang an etwas Spektakuläres an. Normalerweise ist ein Vampir eines unnatürlichen Todes gestorben – keine langwierige schleppende Krankheit, die den Körper bereits vor dem Tod zerfrisst, leitet diesen Tod ein. Lawrence Rickels beschreibt, wie sich dadurch die Dekomposition des Körpers verlangsamt und ein Feuerwerk »natürlicher« Spezialeffekte freisetzt: »The corpse



of one who died suddenly will in the natural course of decomposition produce a virtual light show of special effects: the way in which the instant corpse decomposes promotes the gravitation of blood to the mouth, the bloating of the body, the seeming growth of new skin (which in fact reflects a slippage of bad skin that reveals raw, not new skin and nails).« (Lawrence Rickels: *The Vampire Lectures*. Minnesota 1999, S. 21). Damit wird der Vampir in einer Stunde natürlicher Spezialeffekte geboren – und gerade dies wird die cinematische Darstellung von Vampiren und Monstern herausfordern.

23 Ebd., S. 18 f.

24 Simon During: *Popular Culture on a Global Scale: A Challenge for Cultural Studies?* *Critical Inquiry* 23 (1997), S. 808–833.

25 Sobchack: *Screening Space* (Anm. 8), S. 232.

26 Bram Stockers *Dracula* zitiert nach Rickels: *Vampire Lectures* (Anm. 22), S. 63.

Heike Behrend

FLUGAPPARATE AUS DEM JENSEITS.

GEISTERARCHIVE IM INTERKULTURELLEN VERGLEICH

Das erste und natürlichste technische Objekt und gleichzeitig technisches Mittel des Menschen ist sein Körper, schrieb Marcel Mauss im Jahre 1935 in seinem berühmten Aufsatz über *Die Techniken des Körpers*<sup>1</sup>. Hier zeigte er, dass der Körper als Medium vielfältige kulturelle Prägungen erfährt und im Zentrum zahlreicher Praktiken steht, die sich nicht auf Natur reduzieren lassen. Etwa zur gleichen Zeit erarbeitete sein Kollege und Freund Maurice Halbwachs eine Theorie des kollektiven Gedächtnisses<sup>2</sup>. Wie Mauss ein Schüler Emile Durkheims, interessierte ihn vor allem die soziale Dimension des Gedächtnisses, die Zuordnung von Gedächtnis und Gruppe. Eine Verbindung zwischen Körpertechniken und kollektivem Gedächtnis stellten jedoch weder Mauss noch Halbwachs her. Erst Ende der 1980er Jahre wurden Praktiken des Körpers mit dem sozialen und kulturellen Gedächtnis in eine direkte Beziehung gebracht<sup>3</sup> und dann, etwas später, bei Jacques Derrida auch der Körper als Archivort behandelt.<sup>4</sup>

In der neueren Literatur sind es vor allem zwei Praktiken, die Inskription sowie die Inkorporation,<sup>5</sup> die den Körper zu einem Archivort machen können. Dementsprechend wird der Körper als Speichermedium vor allem nach zwei Modellen entworfen: zum einen als Fläche, in die sich das zu Erinnernde einschreibt; zum anderen als Behälter, als Gefäß, in dem Vergangenes aufbewahrt wird.

Über den Gegensatz inskriptiver und inkorporativer Praktiken und insbesondere die Vernachlässigung der inkorporativen vor dem Hintergrund westlicher Textzentriertheit ist viel geschrieben worden.<sup>6</sup> Auch Jacques Derrida, der den herkömmlichen Archivbegriff radikal erweitert,<sup>7</sup> behandelt, indem er die Beschneidung und das Gedächtnis als Archivorte des Körpers ins Spiel bringt, letztlich doch nur inskriptive Praktiken, denn er greift dabei auf Modelle wie den (Freudenschen) Wunderblock als *beschriftete* Tafel oder die Beschneidung als *Einschreibung* in den Körper zurück, die wesentlich der Schriftlichkeit verpflichtet sind.

Obwohl inskriptive und inkorporative Techniken keinen absoluten Gegensatz bilden, sondern sich häufig verschränken und ergänzen, möchte ich im Folgenden gerade inkorporative Praktiken zum Thema meiner Untersuchung machen, weil sie auf nicht-symbolischen, nicht-diskursiven und nicht-intentionalen Bedingungen gründen und ihnen außerdem eine besondere Flüchtigkeit eignet. Und obwohl ich verschiedene Formen von Geistbesessenheit in Deutschland und Afrika vorstellen möchte, werde ich weniger den Gegensatz von inskriptiven und

inkorporativen Praktiken herausarbeiten als vielmehr Beispiele für das komplexe Zusammenspiel der beiden geben. Denn den verschiedenen Formen der Geistbesessenheit in Deutschland und Afrika ist gemein, dass sie nie allein auf Verkörperung basieren, sondern zumindest in Deutschland auch inskriptive Praktiken einschließen und in Afrika immer auf ein externalisiertes Archiv angewiesen sind, ein »Gedächtnis der Dinge«<sup>8</sup>.

Auf diese Weise möchte ich die Grenzen des Archivbegriffs noch einmal zum Thema machen und gleichzeitig die Frage aufwerfen, inwieweit das Archiv – den Körper als Archivort eingeschlossen – letztlich eben doch auf Schriftlichkeit angewiesen ist.

Die Problematisierung der Grenzen des Archivs berührt sowohl die Frage nach den kulturellen Bedingungen des Archivs überhaupt als auch die nach den Kräften, die der Archivbildung widerstehen, es zerstören und die Spuren der Archivierung wieder auslöschen. Wie ich am Beispiel akephaler Besessenheit<sup>9</sup> in Afrika zeigen möchte, haben gerade die Kulturen Geistbesessenheit als eine zentrale Praxis herausgebildet, in denen ein »Wille zum Wissen« nur begrenzt vorhanden war und stattdessen das Vergessen bewusst gefördert wurde. Verkörperung diente hier zwar auch der Etablierung eines sozialen Gedächtnisses, vor allem aber der Bannung und dem Vergessen.

Ich beginne mit einer recht deutschen Spielart von Geistbesessenheit und füge danach afrikanische Beispiele hinzu, eine Vorgehensweise, die, wie ich gestehe, unter methodologischen Gesichtspunkten problematisch ist, die mir aber erlaubt, verschiedene Formen der Geistbesessenheit<sup>10</sup> in eine Art Kontinuum zu stellen und gleichzeitig das Exotische und Okkulte nicht nur in der Fremde, in Afrika, zu verorten, sondern auch in Berlin und Düsseldorf. Ich werde vor allem nach der Kontrolle des jeweiligen Archivs fragen, also das, was man die Politik des Archivs nennen könnte, in den Vordergrund stellen.

#### CHRISTLICHER SPIRITISMUS IN DEUTSCHLAND

Joseph Weißenberg (1855–1941) gründete nach einer Karriere als Schäfer<sup>11</sup>, Maurer, Bäcker, Dachdecker, Schuhmacher, Flaschenklempner, Brauer, Zimmermann, Kutscher, Kellner, Soldat und Heilmagnetiseur gegen Ende des Ersten Weltkriegs die Evangelisch-Johannische Kirche<sup>12</sup>. Diese Kirche ist als eine Variante des christlichen Spiritismus<sup>13</sup> zu sehen, der seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa eine Aktualisierung erlebte und insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg eine zweite Renaissance erfuhr. Um 1870/80 sprachen Zeitgenossen von einer wahr-

ren »Geistersucht«, von einem »epidemisch um sich greifenden Geisterglauben als Ausdruck eines sinnlich-derben Unsterblichkeitsglaubens«<sup>14</sup>. Geister oder unpersönliche Kräfte, eine Art Fluidum, ergriffen Menschen, Tiere und Dinge und reetablierten das Wunder in Form von Levitationen, Telekinesen und Materialisationen. Mit Hilfe von Praktiken der Verkörperung versuchten sie, den christlichen Glauben gegen die Dogmatik der Kirche und »den toten Buchstaben« zu revitalisieren. Sie bedienten sich zum einen des (meist weiblichen) Körpers von Geistmedien, zum anderen gingen sie aber auch erstaunliche Verbindungen mit modernen technischen Medien ein wie zum Beispiel der Telegrafie und der Fotografie.

Der religiöse Spiritismus fand in Deutschland zuerst vor allem im Familienkreis statt.<sup>15</sup> Geister machten anfangs meist durch Klopfzeichen auf sich aufmerksam und schlossen damit an frühere Versionen des Poltergeistes an.<sup>16</sup> Sie zwangen ihr Medium zum automatischen Schreiben oder ließen es inspirierte Reden halten. Sie überbrachten Botschaften von verstorbenen Verwandten aus dem Jenseits, stellten Krankheitsdiagnosen und machten Therapievorschläge.

Seit 1876 wurden auch in Deutschland spiritistische Vereine gegründet, so in Leipzig, Zwickau, Chemnitz und Berlin.<sup>17</sup> Und in Kirchen erbauten Laienprediger die Gemeinden durch Trance-Ansprachen, in denen sich Christus oder der heilige Geist manchmal persönlich zu Wort meldeten; es kam vor, dass der Vorstandstisch abhob und entgegen jeder liturgischen Ordnung quer durch die Kirche flog.<sup>18</sup>

Wie viele seiner Zeit, so war auch Weienbergs ein Anhänger Anton Mesmers. Während er Magie und den paganen Spiritismus als Werk des Teufels ablehnte, sah er im Magnetismus eine Gabe Gottes. Bereits 1817 war in Berlin ein Anhänger Mesmers zum ordentlichen Professor für animalischen Magnetismus an der Medizinischen Fakultät ernannt worden.<sup>19</sup> Weißenberg hing also einer Theorie und Praxis an, die damals – zwar nicht unumstritten – dennoch den Rang von Wissenschaftlichkeit in Anspruch nehmen konnte.

#### JOSEPH WEISSENBERG, DER GÖTTLICHE MEISTER

Nach einer eher trostlosen Kindheit als Waise in Schlesien – im Alter von elf Jahren starben seine Eltern an der Cholera – erwählte ihn 1903 Jesus Christus mit dem Ruf »Komm ruber ins Geistige!«, worauf er die »Christliche Vereinigung Ernster Forscher von Diesseits nach Jenseits, wahre Anhänger der Christlichen Kirche« gründete.<sup>20</sup> Mit seinen Anhängern baute er zu Beginn der zwanziger Jah-

re in der so genannten »Friedensstadt« bei Berlin, dem »Neuen Jerusalem«, eine Gartensiedlung auf, in der nach seinen Grundsätzen gelebt und auf das Ende der Welt gewartet wurde. Der Deutschnationale und Antisemit Weißenberg, den seine Gegner auch gerne den »Weißkäseheiland«<sup>21</sup> nannten, weil er Speisequark für ein wesentliches Heilmittel nahm, sah sich als Gründer der Urkirche Jesu Christi im Zeitalter des Heiligen Geistes. Nach der Offenbarung des Vaters in Moses, des Sohnes in Jesu war jetzt die dritte heilsgeschichtliche Periode mit der Inkarnation des Heiligen Geistes<sup>22</sup> in Weißenberg angebrochen.

Er beherrschte als Fleisch gewordener Heiliger Geist die Fähigkeiten, »hellzusehen, hellzuhören wie auch hellzufühlen« und war allgegenwärtig, ein Gebieter des Wetters und Herr über Leben und Tod – es kursierten Geschichten über die Erweckung von Toten zum Leben, die er bewerkstelligt habe. Ihm zur Seite standen so genannte »Heilbeauftragte« und etwa 50 »Werkzeuge«, letztere Geistmedien, in denen sich die recht unterschiedlichen Geister verkörperten.

## EINE SÉANCE

Ein nicht unbedingt sympathisierender Zeitgenosse beschreibt eine Séance aus dem Jahre 1929 folgendermaßen: »Als erste Nummer wird der würdige Oberkonsistorialrat in Trance versetzt. Und der Geist des ... Husarengenerals Ziethen<sup>23</sup> aus dem Busch verkündet durch seinen Mund, daß Deutschland ein neuer Krieg aus dem Osten droht ... Das Medium schreit alle diese unsinnig erregten Worte mit einer heiser belfernden Stimme in den Saal. Sein buschiger grauer Schnurrbart zuckt. Die grobknochigen Hände fahren krampfhaft in der Luft umher ... Eine Frau im Publikum fährt schreiend in die Höhe, die Hand zum militärischen Gruß erhoben ... Die Schwestern sind eingeschaltet, erklärt mir der Sekretär. Und nun gehen im ganzen Saale Dutzende hysterischer Frauen von ihren Stühlen hoch. Fuchtelnde Arme, verzerrte Gesichter! Ein wildes, nervenzerreißendes Hu-Geschrei in den qualvollen Tierlauten schmerzvoll Gebärender und mit dem dunklen Angstwolluststöhnen Vergewaltigter. Eine Frau marschiert, die Beine wie eine Marionette werfend, den Mittelgang auf und ab und verlangt dringend nach dem Herrn Jesus. Der göttliche Meister aber scheucht seine entfesselten Anbetorinnen wie eine Herde gackernder Hühner zur Ruhe und dann schaltet er den General Ziethen aus, der auf die Knie niederfällt und ihm die Hände und Rockschöße beküßt: ›O du mein Gott und Erlöser!‹ Der kleine dickliche Meister steht in diesem rasenden Geschrei einer gotteslästerlichen und pathologischen Verehrung unbeweglich und selbstverständlich.«<sup>24</sup>

Es war Weißenberg, der göttliche Meister, der, in Besitz des »geistigen Auges«, die Geistfreunde unterscheiden und ein- und ausschalten konnte.

#### INTERMEDIALITÄT DER GEISTER

So wie Medien im Verlauf ihrer Geschichte immer wieder neue Verbindungen mit anderen Medien eingehen, so neigen eindeutig auch Geister dazu, sich nicht nur eines menschlichen Körpers als Medium zu bedienen, sondern gleichzeitig auch noch hybride Allianzen mit anderen technischen Medien aufzubauen. Wie spiritistische Diskurse aus dem 19. Jahrhundert zeigen, eignete sich die Elektrizität als reine, unsichtbare, immaterielle Form von Energie hervorragend als Analogon für Geistermacht und andere kosmische Kräfte.<sup>25</sup> Als Emanation von Licht und besonderer Strahlung erschienen Geister als lichte Materialisationen während der Séancen oder als helle Flecke und luftige Wolken auf Fotografien und bewiesen so einmal mehr die Existenz unsichtbarer, ungreifbarer Kräfte. In der sich schnell etablierenden Geisterfotografie nahmen die Geistfreunde manchmal sogar verschwommene Gestalt an, sodass sie namentlich identifiziert werden konnten.

Neben dem elektrischen Licht war es offensichtlich auch das Radio, das Weißenberg das Vorbild für seine Geisterinszenierungen lieferte. Denn wie beim Radio waren die »Werkzeuge« Empfänger und Sender der göttlichen Botschaften und konnten an- und ausgeschaltet werden.

In Deutschland begann am 23. Oktober 1923 die erste regelmäßige Rundfunksendung. Der Unterhaltungsrundfunk entstand aus dem so genannten »Funkerspuk«, 190 000 Funkern, die im November 1918 demobilisiert worden waren und wieder integriert werden mussten, um sie vom »anarchischen Missbrauch von Heeresfunkgeräten« abzuhalten.<sup>26</sup> Während die Klopfgeister in spiritistischen Séancen mit Botschaften aus dem Totenreich der Erfindung des Morsealphabets von 1837 nachfolgten<sup>27</sup> und Geister sich auch sehr schnell nach der Erfindung der Fotografie dieses Mediums bemächtigten, machten sich Geisterstimmen vom Tonband oder Radio sehr viel später bemerkbar. Erst 1959 gelang es Friedrich Jürgenson in Schweden, die »Jürgenson-Welle« zu entdecken; sie war mit einer besonderen Frequenz ausgestattet, die Geister- oder Parastimmen zu hören erlaubte.<sup>28</sup> Seitdem nutzen Geister (und Geisterjäger) nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika sowohl das Tonband<sup>29</sup> wie auch das Radio, um ihre Botschaften aus dem Jenseits ins Diesseits zu befördern. Und in neuerer Zeit kann man auch im Internet unter <http://ufopsio.tripod.com/paradc/tkvoc.htm> den Stimmen der Geister lauschen.<sup>30</sup>

In der Weißenbergkirche gebrauchten die Geister außerdem die Schrift, um trotz der Flüchtigkeit ihrer Auftritte doch eine Spur im offiziellen Archiv zu hinterlassen. Wie in anderen spiritistischen Zirkeln, wo lange vor den Surrealisten das automatische Schreiben praktiziert wurde, so diktierten auch die Geistfreunde der Weißenbergkirche den Medien ihre Botschaften, damit sie aufgeschrieben und in einem Buch<sup>31</sup> sowie in Kirchenzeitschriften wie der *Johannes-Botschaft*, *Weg und Ziel* oder *Der weiße Berg* (sic!) veröffentlicht und verlässlich archiviert werden konnten.

Neben den Körper als Archiv trat hier also noch ein zweites externalisiertes Archiv, das weniger das Performative der Geisterinszenierungen als vielmehr ihre Reden schriftlich fixierte und bewahrte und sie dadurch dem gängigen Archiv einfügte, von dem sie fortan ein Teil waren. Als Aussagen bestimmten sie rückwirkend auch immer das, was ihnen vorausging. Auf Flugblättern und in Zeitschriften fanden die Reden der Geister außerdem Verbreitung auch jenseits des engen Kreises der Kirche.

#### ZUR POLITIK DES GEISTERARCHIVS

Zwei verschiedene Arten von Geistern verkörperten sich in den Medien bzw. »Werkzeugen«. Zum einen die »Geistfreunde«, die Geister von prominenten, verstorbenen Persönlichkeiten, die im öffentlichen Diskurs mehr oder weniger präsent und insbesondere in spiritistischen Zirkeln recht beliebt waren, wie die Geister von Martin Luther, Bismarck, Horst Wessel, Weißenbergs Mutter, Königin Luise, Kaiser Wilhelm I., Freiherr von Richthofen, Erzengel Gabriel, Napoleon, Fichte, Raubritter Callbutz, aber auch Marx, Lasalle, Karl Liebknecht und Stresemann. Einige dieser Geistfreunde konnten bereits auf eine längere Karriere zurückblicken wie zum Beispiel der Geist Martin Luthers, der schon bei Swedenborg erschienen war; und der Geist von Königin Luise scheint damals in seiner allseitigen Beliebtheit dem von Lady Diana heute in nichts nachgestanden zu haben.

In den Séancen blieb jedoch der performative Anteil der sozialen Person der »Geistfreunde« erstaunlich unscharf, obwohl bestimmte Idiosynkrasien des Toten nachgeahmt wurden wie zum Beispiel die belfernde Stimme des Generals Ziethen. Weil offensichtlich der sich verkörpernde »Geistfreund« nicht gleich vom Publikum erkannt wurde, lautete die stereotype Einleitungsformel: »Fürst Otto von Bismarck durch Schwester Grete Müller« oder »Freiherr von Richthofen durch Schwester Helga Knappert«. Die Multimedialität der sozialen Person von Geistern, wie sie in Afrika in besonderer Kleidung, Schmuck, Emblemen, Musik,



Gestik, Tanz u. a. m. zum Ausdruck gebracht wird, war bei Weißenberg's Geistfreunden vor allem auf die Stimme reduziert.

Neben den prominenten Geistern meldete sich aber auch noch eine zweite Gruppe von Geistern zu Wort: die Geister von sündig Gestorbenen. Sie waren keine »(Geist)Freunde« und wurden deshalb von Weißenberg, nachdem er sie beschwichtigt und geläutert hatte, um ihnen ihre Seelenqualen zu erleichtern, exorziert. Während die berühmten Geister, die offensichtlich als sündlos galten, eine Art Pantheon bildeten und in den Gottesdiensten immer wieder erschienen, drängten die Geister der sündig Gestorbenen sich nur einmal auf und wurden dann auf Nimmerwiedersehen vertrieben. Dem Exorzismus schrieben Weißenberg und seine Anhänger heilende Wirkung zu.

Ob ein Geist gut oder böse war und exorziert werden musste, entschied Weißenberg, der göttliche Meister. Er lebte in der irdischen Hülle schon als Geist- und Gottmensch mit den für die Sinne der übrigen Erdmensen unzugänglichen Geistfreunden, vor allem mittwochs, weil er da selbst ins Jenseits reiste, um die nötigen Verfügungen über die Geister zu treffen.<sup>32</sup> So überirdisch ausgewiesen, war er der Einzige, der die Geister prüfte, kontrollierte und ein- und ausschaltete. Auch wählte er die Medien aus und zensierte ihre Reden. Er besaß die Macht, das potenzielle Wuchern der Geister und ihrer Reden zu kontrollieren, ihre Varianz zu bändigen und so eine dominante Version oder Tradition performativer Biographien zu schaffen.

Die Geisterstimmen verkündeten denn auch mehr oder weniger unisono die religiöse und politische Weltanschauung Weißenberg's und vor allem lobpriesen und legitimierten sie ihn.<sup>33</sup> Wenn Marx oder Liebknecht sich verkörperten, dann, um ihre zu Lebzeiten geäußerten Ansichten zu korrigieren und Weißenberg zu bestätigen. Die zahlreichen Stimmen der verschiedenen Geistfreunde mündeten letztlich in einen Monolog, der die Weltanschauung des göttlichen Meisters zum Ausdruck brachte.

Es ging bei Weißenberg also offensichtlich nicht so sehr um einen Kontakt zu individuellen Toten, den vielen im Ersten Weltkrieg gefallenen Vätern, Söhnen, Brüdern und Ehemännern<sup>34</sup> wie sonst in spiritistischen Séancen in England und den USA, als vielmehr um die Kontinuität eines sozialen Körpers, nämlich des deutschen Volkes angesichts sozialer, politischer und ökonomischer Gefährdungen. Vor dem Hintergrund der Niederlage konnte Weißenberg mit Hilfe der Geister eine Vision der Unsterblichkeit der Deutschen entwerfen, die für viele – nicht nur die ehemaligen Soldaten – tröstlich war.<sup>35</sup>

Die Stimmen aus dem Jenseits halfen auch, die Geschichte von Niederlage und Verrat umzudeuten. So erschien der Geistfreund Clemenceau und bekannte

in einer Rede seine heimliche Liebe zu Deutschland. Er tadelte seine eigenen Landsleute wegen der Aufrüstung und segnete, bevor Weißenberg ihn ausschaltete, die deutschen Truppen.<sup>36</sup> Außerdem vermittelten die Reden der Geister die Gewissheit, dass die nationalen Führer ihre Deutschen nie im Stich gelassen hatten, so wenn sich zum Beispiel der Geist des Freiherrn von Richthofen verkörperte und die wahre Ursache seines Todes bekannt gab.

#### DER KÖRPER ALS GEGENARCHIV

Die Weißenbergkirche setzte den Körper als Archivort ein, um die Grenze von Leben und Tod in besonderer Weise zu verschieben bzw. aufzuheben. Im Körperarchiv wurden Tote zum Leben erweckt, zum Sprechen und Handeln gebracht. Die sich verkörpernden Geistfreunde bereicherten das Korpus von vorhandenen Aussagen, und sie taten es in der ersten, nicht in der dritten Person. Sie sagten »ich« und beanspruchten dadurch eine »lebendige« Wahrheit, die sich in der leibhaftigen Vergewärtigung beglaubigte. Gegen Abwesenheit und Tod inszenierte Weißenberg die körperliche Auferstehung der Verstorbenen. Diese Auferstehung wurde allerdings um den Preis einer nur kurzen Präsenz erkaufte. Denn die Geister verschwanden, wenn Weißenberg sie ausschaltete. Doch wurden, wie bereits erwähnt, ihre Reden aufgeschrieben, veröffentlicht und im offiziellen Archiv gespeichert.

Gleichzeitig jedoch agierten die »Werkzeuge« im Zustand der Besessenheit etwas aus, was sonst im »offiziellen Diskurs« nicht zum Thema gemacht wurde. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal an den Bericht des bereits erwähnten, nicht unbedingt sympathisierenden Zeitzeugen erinnern. Da ist die Rede von »fuchtelnden Armen, verzerrten Gesichtern«, »hysterischen Schriallauten«, von »wildem, nervenzerreißendem Hu-Geschrei«, »den qualvollen Tierlauten schmerzvoll Gebärender und dem dumpfen Angstwolluststöhnen Vergewaltigter«. Offensichtlich – und nicht umsonst benutzte der Berichterstatter ein Vokabular der Pathologisierung und Animalisierung insbesondere des Weiblichen – handelten die Frauen und Männer als Geister in der Kirche in einer Art und Weise, die sonst nicht eigentlich erlaubt war. Es waren die eher unheroischen und traumatischen Erfahrungen des Krieges wie Niederlage, Verwundung und Vergewaltigung, die im Zustand der Geistbesessenheit zum Ausdruck gebracht wurden. Tatsächlich waren die meisten der männlichen Mitglieder ehemalige Soldaten und Frontkämpfer, die in dem ebenfalls von Weißenberg gegründeten Kriegsverein »Ewiges Leben« organisiert waren. Sowohl ihnen als auch den Frau-

en, die die Mehrzahl der Geistmedien stellten, gaben die Gottesdienste mit den Séancen die Möglichkeit, sich zu verwandeln, ein anderer oder eine andere zu werden, und in der Wiederholung den Schrecken und das Traumatische der Erfahrungen zu bannen.

Die Praxis der Geistbesessenheit scheint mir für die Herausbildung von Gegendiskursen besonders geeignet, weil sie ein Diskurs des Nicht-Ich ist.<sup>37</sup> Die Macht des Geistes, der sich verkörpert, wird nämlich um den Preis der eigenen Selbstaufgabe erlangt. Das Medium stellt zwar seinen Körper zur Verfügung, verliert aber das eigene Bewusstsein und kann sich hinterher an nichts erinnern, was es bzw. der Geist aus ihm sprach und tat. Aufgrund dieser Selbstvergessenheit kann das Medium für seine Worte und Handlungen dann aber auch nicht zur Verantwortung gezogen werden kann.

Ich denke, dass die Weißenbergkirche mit der Praxis der Geistbesessenheit versuchte, ein körperliches Gegenarchiv zu etablieren, in dem sich vor allem das Performative kurzfristig speichern konnte, das aus dem offiziellen und dominanten Archiv verdrängt wurde. Der Archivort Körper würde also da eine archivari-sche Tätigkeit bezeugen, wo normale Historiker nichts dergleichen auffänden.

#### DIE WEISSENBERGKIRCHE ALS SKANDALON

Nicht nur heute, sondern auch damals bildete die Praxis der Geistbesessenheit in der Kirche Weißenbergs ein Skandalon. Sie stellte nicht nur den medikalisierten Körper mit festen Grenzen in Frage, indem sie seine Invasion durch fremde Mächte erlaubte, sondern außerdem auch noch die Vorstellung von einem selbstverantwortlichen Individuum.

Die Kirche war wohl auch deshalb immer wieder Verfolgungen ausgesetzt, so im Ersten Weltkrieg und während der Zeit des Nationalsozialismus. Obwohl sich Weißenberg den Nazis kräftig anbieterte, wurde seine Kirche 1934 verboten. Die Gestapo forderte Weißenberg auf, das »jüdische« alte Testament und die Geistfreundreden aus dem Ritual zu verbannen, was er verweigerte.<sup>38</sup>

Mit der Wiedervereinigung wurde die Friedensstadt den Weißenberganhängern 1993 zurückgegeben. Ich habe sie im letzten Jahr besucht. Sie sind dabei, die Gartenstadt wieder aufzubauen; leider gelang es mir nicht, einen Gottesdienst mitzuerleben. Aber ich hatte das Vergnügen, mit zwei »Werkzeugen«, freundlichen älteren Damen, eine Tasse Kaffee zu trinken. Offensichtlich regeneriert sich die Kirche und hat auch eine Gemeinde in Düsseldorf.

## GEISTBESESSENHEIT IN AFRIKA

Während sich in Europa in der zweiten Hälfte des 19. sowie zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem die Geister von Toten verkörperten, gibt es in Afrika eine weitaus stärkere Ausdifferenzierung von Geistern. Das afrikanische Archiv der Geister umfasst nicht nur die Geister von Menschen, sondern auch von Tieren, Pflanzen und Dingen. Alles kann potenziell vergeistigt werden. In einigen Regionen Afrikas bilden Geister komplexe Genealogien und Familien, ein Pantheon, das einerseits oft über einen Kern von erstaunlich beständigen Geistern verfügt, sich andererseits aber auch permanent verändert, neue Mitglieder aufnimmt und andere dem Vergessen anheim gibt.

In der Geschichte der Geister lassen sich für das 20. Jahrhundert zwei Paradigmenwechsel in der Geisterfolge nachweisen: zum einen während der Kolonialzeit, als vor allem Fremdgeister, darunter auch die Geister von Europäern und ihrer Technik, Afrika verstärkt heimsuchten. Zum anderen seit etwa zehn bis zwanzig Jahren, als eine Welle neuer christlicher Geister erschien, die in starker Opposition zu den alten »paganen« Geistern ein globalisiertes Christentum mit starker fundamentalistischer Prägung zu verbreiten begannen.

In der Religionsethnologie hat sich die Unterscheidung von Besessenheitskulten in einerseits autoritäre oder zentralisierte und andererseits akephale Kulte<sup>39</sup> durchgesetzt, eine Unterscheidung, die ich hier ins Spiel bringen möchte, weil sie für Fragen der Kontrolle, der Herrschaft und Macht, der Beständigkeit, überhaupt der Politik des Archivs, von Bedeutung ist.

Während die Weißenbergkirche eine autoritäre oder zentralisierte Form der Besessenheit<sup>40</sup> praktizierte, möchte ich im Folgenden auf eher akephale Formen der Geistbesessenheit in Afrika eingehen und in diesem Kontext auch ein Beispiel für die Entstehung eines Geistes geben.

## FLUGAPPARATE AUS DEM JENSEITS

Im Jahr 1954 flog ein Flugzeug über ein Dorf im Tal der Tonga in Sambia. Sein Geist ergriff eine Frau, die von der fremden Macht besessen schreiend in den Busch rannte. Sie wurde ver-rückt, krank. In den folgenden Wochen unterrichtete sie der Geist in Visionen und Träumen über seine Forderungen, die zu erfüllen ihr Heilung versprochen: ein bestimmter Trommelrhythmus, Lieder, Tanzschritte, Speisen, Getränke, Kleidung und Schmuck, überhaupt die Einzelheiten des gesamten Dramas, das in den verschiedenen Phasen des Besessenheitstanzes zur

Aufführung gelangen sollte. Auch nannte er ihr im Traum Kräuter und Pflanzen für die therapeutische Behandlung. Als sie dann am Ende der Initiation öffentlich den ersten Flugzeug-Tanz tanzte, trug sie Fußrasseln, einen Männerhut sowie schwarze Kleidung; im Tanz wirbelte sie wie ein Propeller, und in ihrer Nähe durfte kein Feuer oder Licht brennen.<sup>41</sup>

Der Flugzeuggeist ergriff bald weitere Frauen und Männer in anderen Regionen, die seinen Tanz wie in einem Gedächtnistheater über Jahrzehnte immer wieder zur Aufführung brachten, ohne dass er sich dabei wesentlich veränderte. Als Verkörperung einer historischen Erfahrung fand er also – ebenso wie der Geist der Gitarre, der Lokomotive, des Traktors oder des Fahrrads – Aufnahme im Pantheon oder Archiv kolonialer Geister.

## INITIATION

Wie das Beispiel des Flugzeug-Geistes zeigt, können neue Geister in einem Augenblick der Disjunktion in der Zeit entstehen. Sie entstehen, wenn etwas Unvorhersehbares, etwas Verwunderliches, etwas Erstaunliches ins Leben einbricht; sie entstehen aus einem plötzlichen kontingenten Eindruck einer äußeren Macht auf ein Individuum.

Das Erscheinen eines Geistes wird anfänglich immer mit Leiden, Krankheit oder Wahnsinn in Verbindung gebracht. Heilung erlangt die besessene Person entweder durch einen Exorzismus – damit wird der Geist für immer vertrieben – oder aber durch die langfristige Anerkennung des Geistes in einer Initiation. In der Initiation nähern sich dann Geist und Medium in einem komplexen Prozess von Unterwerfung und Ermächtigung einander an. Denn anders als in der Weißenbergkirche, wo die soziale Person des Geistes als bekannt vorausgesetzt werden konnte, ist die Identität eines neuen Geistes am Anfang noch unsicher. Nach dem ersten traumatischen Eindruck gibt er sich nach und nach in Träumen und Visionen, wie bereits erwähnt, zu erkennen und stellt seine Forderungen nach einer bestimmten Kleidung, besonderen Nahrungsmitteln und anderen Dingen, in denen er sich zunehmend materialisiert und Sichtbarkeit erlangt.

Indem sich das Medium seinen Forderungen unterwirft, verpflichtet es ihn in ein vertragliches Verhältnis, das seine Macht domestiziert. Während der Geist anfänglich als äußere, übermächtige Kraft das Medium vollständig in seiner Gewalt hat und es zu mimetischen Handlungen zwingt, lernt es während der Initiation auch Einfluss auf den Geist zu nehmen, ihn zu formen und für die eigenen Interessen dienstbar zu machen.

Doch nicht nur Geist und Medium handeln dialogisch die Gestalt und den Charakter des Geistes aus, sondern auch das Publikum nimmt während der Séancen aktiv an diesem Prozess teil. Auf diese Weise wird die ursprünglich individuelle traumatische Erfahrung verallgemeinert und bleibt in der Kommunikation zwischen Geist, Medium und Publikum im Rahmen des sich herausbildenden Kultes erhalten. Die Praxis der Geistbesessenheit organisiert hier also ein auf Mimesis basierendes »kommunikatives Archiv«, das als Funktion sozialer Beziehungen zu verstehen ist und gleichzeitig auch als kulturelles Gedächtnis fungiert. Die Praxis der Verkörperung erlaubt so die Verschränkung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis.<sup>42</sup>

Von großer Bedeutung für die Akzeptanz eines Geistes und seines Mediums ist seine Fähigkeit bzw. die seines Mediums, in der Inszenierung immer wieder die Nicht-Identität von Geist und Medium zu bekräftigen. Kommt der Verdacht auf, dass der Geist vor allem im Interesse des Mediums handelt, dann kann das Medium sehr schnell des Betruges verdächtigt werden. Nur wenn es gelingt, die Autonomie des Geistes von menschlichen Interessen und Wünschen unter Beweis zu stellen, kann der Geist sich außerweltlich legitimieren und Wahrheit und Autorität beanspruchen. Ich denke, dass Weißenberg in Afrika kaum eine Chance gehabt hätte. Zu offensichtlich war seine Dominanz und zu eingeschränkt das Spektrum der Geisterreden.

#### ZUR THEORIE DER PASSIONES

Geister treten, wie bereits erwähnt, als äußere Macht auf, die sich dem Besessenen aufzwingt. Godfrey Lienhardt<sup>43</sup> und Fritz Kramer<sup>44</sup> haben mit der Theorie der *passiones* gerade diesem Aspekt Aufmerksamkeit geschenkt. Mit *passiones* bezeichnen sie das Erleiden, den inversen Aspekt des Handelns. Bestimmte Erfahrungen, Ereignisse oder Dinge – wie z. B. ein Flugzeug –, die eine Person treffen, beeindrucken oder ergreifen, erscheinen als Darstellungen von *passiones*, von äußeren Mächten, die als Geister bei der ergriffenen Person Anerkennung finden. Der Wille zur Ähnlichkeit und die westliche Vorstellung von Mimesis und dem kreativen Menschen verkehren sich hier: Nicht die Besessenen imitieren, sondern sie sind dem Zwang zur Hervorbringung von Ähnlichkeit ausgeliefert.<sup>45</sup>

Fritz Kramer hat gezeigt, dass auch unsere Sprache noch die Reste einer Kosmologie bewahrt, in der sich jedes als außergewöhnlich erfahrene Ereignis als Bild von *passiones* deuten lässt – im Bereich der Ästhetik: Man ist von einem Bild

ergriffen und natürlich in der Sprache der Liebe. Erst die Setzung eines Subjekts, das handelt, das die Außenwelt zu beherrschen meint und nicht mehr von den Mächten dieser Außenwelt überwältigt und ergriffen wird, bereitet dieser Kosmologie das Ende und schafft gleichzeitig die Voraussetzung für die Entstehung einer Psychologie, die die äußeren Mächte nun ins Innere des Subjekts verlegt.

Vor dem Hintergrund dieser Theorie, die Geister für Subjekte nimmt, wäre der Körper ein Archivort, dem das zu Archivierende sich aktiv aufzwänge. Nicht der Archivar bestimmte den »Geist« des Archivs, sondern die Geister selbst. Auch behielten sie ihre Handlungsmacht und stellten somit einmal mehr die Frage nach der Handlungsmacht und Wirkungsweise dessen, was sich in unseren Archiven versammelt.

#### ERINNERN UND VERGESSEN

Der anfängliche Schock, den das Flugzeug auslöste, macht also in einem komplexen dialogischen Prozess zunehmend Inszenierungen Platz, die das traumatische Geschehen wiederholen und es gleichzeitig transformieren. Im Kult erfährt der Geist auf doppelte Weise nachahmende Darstellung: zum einen in der Verkörperung durch das Medium, zum anderen in einem Schrein.

Der Körper des Mediums als Gefäß der Geister ist – sowohl bei Weißenberg als auch in akephalen afrikanischen Kulturen – ein höchst unsicheres Archiv, ein Archiv ohne festen Ort, denn die Geister ergreifen ihre Medien ja nur zeitweilig. Deshalb besitzen Geister, die sich etablieren konnten, einen Schrein, der ihnen in der Zeit, in der sie sich nicht verkörpern, als Wohnstätte dient. Hierhin werden sie verbannt, wenn sie die Besessenen verlassen haben; und hier werden auch die während der Initiation in Träumen und Visionen bestimmten Paraphernalia des Geistes aufbewahrt und Opfer dargebracht. Der Schrein bildet also ein zusätzliches, externalisiertes Archiv, das weitgehend auf einem Gedächtnis der Dinge beruht, die synekdochisch den Geist darstellen und gleichzeitig an ihn erinnern. Der Schrein stellt, so könnte man sagen, die Transformation kommunikativer, verkörperter Erinnerung in kulturelle Mnemotechnik dar.<sup>46</sup>

Zur lokalen Theorie der Besessenheit – sowohl in der Weißenbergkirche wie in Afrika – gehört, wie bereits erwähnt, dass das Medium, wenn es den Geist verkörpert, sein eigenes Bewusstsein verliert und sich, wenn der Geist es verlassen hat, an nichts erinnern kann. Die eigene Selbstvergessenheit ist also notwendige Voraussetzung für die Darstellung der traumatischen Erfahrung, die sich im Geist konkretisiert. Am Schrein dagegen ist die Macht des Geistes gebannt und das Me-



dium kann ihm hier ohne Selbstvergessenheit gegenüberreten und mit ihm kommunizieren.

Der Körper als zeitlich begrenzter Archivort und der Schrein als eher permanentes, externalisiertes Archiv der Dinge ergänzen einander. In der ihnen eigenen Dialektik von Vergessen und Erinnern transformieren sie das traumatische Ereignis, sodass sich die Spur seiner Herkunft allmählich verliert und es sich als Symbol, als Erinnerungsfigur, vom historischen Bewusstsein abspalten kann.<sup>47</sup> Und auch als Erinnerungsfigur werden der Geist und sein Schrein fortwährend durch die sich wandelnden Bezüge zur Gegenwart verändert.

### SPURLOSES VERSCHWINDEN

Bei der akephalen Besessenheit ist potenziell dem Wuchern von Geistern keine Grenze gesetzt: Jeder kann von einem Geist ergriffen werden und damit ein Geschehen, das ihn traf, das ihn beeindruckte, in der Verkörperung vergegenwärtigen. Doch von den vielen Geistern, die erscheinen, gelingt es nur sehr wenigen, sich zu behaupten und zu archivieren. Die meisten erscheinen, wie Hypothesen, verschwinden und werden vergessen. Manchmal gelingt es einer Generation neuer Geister – wie etwa den Hauka-Geistern am Niger –, Anschluss an die bereits vorhandenen Geisterfamilien zu erhalten und als die Söhne, Töchter oder Enkel in die Genealogie aufgenommen zu werden, was sie vor dem schnellen Vergessen erst einmal bewahrt. Die Nähe oder Ferne zu einem Machtzentrum sowie die »Ordnung des Diskurses«<sup>48</sup> mögen hier als Ausschließungsmaschine fungieren und dadurch bestimmen, welche Geister im Archiv aufgenommen werden und welche keine Spur hinterlassen. Aber selbst die, die im Archiv einen Platz erlangen, haben ihn nicht für die Ewigkeit, auch sie können wieder verschwinden. Denn das Körperarchiv, wenn es denn überhaupt den Namen verdient, ist unsicher, bleibt auf externalisierte Archive angewiesen, und wenn sie fehlen, gewinnt es die Chance des Vergessens. Da das Erscheinen der Geister, zumindest im akephalen Kontext, ohnehin mit Leiden verbunden ist, Geister gleichzeitig Unglück und Leiden<sup>49</sup> bringen und es zu heilen suchen, wird ihr Verschwinden nicht einmal als Verlust gesehen.

1 Marcel Mauss: Die Techniken des Körpers, in: Wolf Lepenies/Henning Ritter (Hg.): Marcel Mauss. Soziologie und Anthropologie, München 1975, S. 199–220.

2 Maurice Halbwachs: Les cadres sociaux de la mémoire, Paris 1925. Maurice Halbwachs: La topographie légendaire des évangiles en terre sainte. Etude de mémoire collective, Paris 1941; und

- Maurice Halbwachs: *La mémoire collective*, Paris 1950, ein nachgelassenes Werk, dessen Abfassung weitgehend in den 1930er Jahren stattfand.
- 3 Paul Connerton: *How societies remember*, Cambridge 1989; darin insbesondere das dritte Kapitel: »Bodily Practices«, S. 72 ff.
  - 4 Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben*, Berlin 1997; franz.: *Mal d'archive*, Paris 1995.
  - 5 Connerton: *How societies remember* (Anm. 3), S. 72 ff.
  - 6 Vgl. z. B. Debora Battaglia: *The body in the gift: memory and forgetting in Sabarl mortuary exchange*, in: *American Ethnologist*, 19/1, 1992, S. 3–18.
  - 7 Derrida: *Dem Archiv verschrieben* (Anm. 4).
  - 8 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 20.
  - 9 Zur Bestimmung von akephaler Besessenheit s. Fritz Kramer: *Der rote Fez. Über Besessenheit und Kunst in Afrika*, Frankfurt 1987, S. 99.
  - 10 Mit Geistern und Geistbesessenheit im Kulturvergleich wage ich mich auf ein schwieriges Terrain, weil es unmöglich ist, sie aus der Perspektive einer Instanz unserer arbeitsteiligen Gesellschaft zu erklären; denn Geistbesessenheit ist gleichzeitig mehr und weniger als Heilung, Kunst, Unterhaltung, Sozialkritik, Beruf, Mode, soziales Gedächtnis und Ethnographie; vgl. Kramer: *Der rote Fez* (Anm. 9), S. 233. Auch die Übersetzung in unsere westlichen psychologischen Kategorien ist problematisch, weil Geister, zumindest in Afrika, Teil einer Kosmologie sind, die die unterschiedlichen Mächte und Kräfte außerhalb des Menschen verortet. Die Vorstellung von der sozialen Person entspricht deshalb auch weniger dem Individuum, einer unteilbaren, nach außen abgeschlossenen Einheit, sondern eher dem Dividuum, das sich aus verschiedenen Teilen zusammensetzt, veränderbar, eher offen und durchlässig ist; vgl. Marilyn Strathern: *The Gender of the Gift*, Berkeley 1990. Geister sind auch nicht das Produkt von Idiosynkrasien einzelner Personen, sie können auch nicht grundsätzlich als Wiederkehr des Verdrängten gesehen werden; sie lassen sich auch nicht auf Projektionen von Wünschen reduzieren, obwohl der Wunsch in einigen Fällen von Geistbesessenheit von Bedeutung ist; vgl. Heike Behrend: *Alice und die Geister. Krieg im Norden Ugandas*, München 1993.
  - 11 Zu Schäfern als Bewohner der Wildnis und ihrer besonderen Bedeutung als Visionäre, Heiler und Propheten s. David Blackburn: *Wenn ihr sie wiederseht, fragt, wer sie sei. Marienerscheinungen in Marpingen – Aufstieg und Niedergang des deutschen Lourdes*, Hamburg 1997.
  - 12 Im Folgenden beziehe ich mich, wenn nicht anders angegeben, auf Ulrich Linse: *Geisterseher und Wunderwirker. Heilssuche im Industriezeitalter*, Frankfurt 1996, S. 89 ff.
  - 13 Weißenberg selbst lehnte die »paganen« Spiritisten als Anhänger des Teufels ab. So verkündete am 26. November 1908 der Geist Dr. Martin Luthers, der bereits im Pantheon Swedenborgs zu finden ist, dass hier nicht derjenige Spiritismus zu finden sei, den viele suchten: »Gehet doch hin, wo nur Teufelswerk getrieben wird ... Hier geschieht kein Hypnotisieren, um schöne Sachen hervorzubringen ... Hier regiert nur das Buch der Bücher, hier regiert Gott allein«; s. Joseph Weißenberg (Verfasser mit Werkzeugen): *Das Fortleben nach dem Tode und geistige Inspiration*, Berlin o. J., S. 109.
  - 14 Adolf Kurzweg: *Die Geschichte der Berliner »Gesellschaft für Experimental-Psychologie« mit besonderer Berücksichtigung ihrer Ausgangssituation und des Wirkens von Max Dessoir* (1976), Diss. am Medizinischen Fachbereich der FU Berlin, S. 87.
  - 15 Kurzweg: *Geschichte der Berliner Gesellschaft* (Anm. 14), S. 49.
  - 16 Vgl. Frank Podmore: *Modern Spiritualism*, Bd. 1, London 1902, S. 25 ff.
  - 17 Kurzweg: *Geschichte der Berliner Gesellschaft* (Anm. 14), S. 51.
  - 18 Kurzweg: *Geschichte der Berliner Gesellschaft* (Anm. 14), S. 52.
  - 19 Walter Artelt: *Der Mesmerismus in Berlin*, in: *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 6*, Wiesbaden 1965, S. 5–88.
  - 20 Friedrich W. Haack: *Rendezvous mit dem Jenseits*, München 1973, S. 44.
  - 21 Ebd.
  - 22 S. bei Joachim von Fiore, einem Zisterziensermönch, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts an einem Pfingstmorgen sah, wie die heilige Dreifaltigkeit vom Himmel in die Geschichte herabstieg, abfolgend wie ein Kreuzzeichen als Epoche des Vaters im Alten Bund, des Sohnes im Neuen Bund und des Heiligen Geistes in unmittelbarer Zukunft. Die Vorstellung von einem dreifaltigen Heilsplan verweltlichte während der Neuzeit zur Geschichtsphilosophie; Fichtes und Hegels Konzepte des

- Fortschritts haben eine geschichtliche Dreiteilung zur Grundlage, die in einer Endzeit des Geistigen mündet; s. Beat Wyss: Ende des Geistreiches, in: ders.: Mythologie der Aufklärung. Geheimlehren der Moderne, München 1993, S. 15.
- 23 Zieten (Ziethen), Hans Joachim von (1699–1768), Reitergeneral Friedrichs des Großen.
- 24 Linse: Geisterseher (Anm. 12), S. 140 f.
- 25 Christoph Asendorf: Batterien der Lebenskraft: Zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert, Gießen 1984.
- 26 Friedrich Kittler: Grammophon Film Typewriter, Berlin 1986, S. 150.
- 27 Kittler: Grammophon (Anm. 26), S. 22 f. Den so genannten Klopffeistern aber gingen die »Poltergeister« voraus, für die es nicht eigentlich ein technisches Medienapriori zu geben scheint, vgl. Frank Podmore: Modern Spiritualism, Bd. 1, London 1902, S. 25 ff.
- 28 Karl Markus Michel: Grüße aus dem Jenseits, in: Kursbuch 86, 1986, S. 83–107, hier: S. 84.
- 29 Vgl. z. B. den Fall von Frau Hildegard Gesbert, die durch Tonbandstimmenexperimente Kontakt zu ihrem früh verstorbenen Vater aufnahm. Ihre Einspielversuche verliefen erfolgreich; sie erhielt gut verständliche Stimmen, die sie ihrem Vater zuschrieb, auf dem Tonband. Bald konnte sie die Stimmen auch ohne Tonbandgerät unmittelbar in ihrem Kopf vernehmen. Darauf änderten die Jenseitigen jedoch ihre Mitteilungen und wurden bösartig, und Frau Gesbert landete in der Psychiatrie; s. Werner Schiebeler: Besessenheit und Exorzismus. Wahn oder Wirklichkeit, Ravensburg 1999, S. 106 ff.
- 30 Diesen Hinweis verdanke ich Albert Kümmel.
- 31 Vgl. Weißenberg: Das Fortleben (Anm. 13). Dieses Buch besteht aus zwei Teilen: Im ersten berichtet ein »Werkzeug«, das sich auf schamanistische Reisen begibt, von den verschiedenen Sphären der Weißenbergschen Kosmologie. Im zweiten Teil kommen die unterschiedlichen Geister mit ihren genau datierten Botschaften zu Wort.
- 32 Paul Scheurlen: Das kleine Sektenbüchlein, Stuttgart: Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1933, S. 69.
- 33 Linse: Geisterseher (Anm. 12), S. 193.
- 34 Jay Winter: Sites of Memory, sites of Mourning. The Great War in European Cultural History, Cambridge 1995, S. 54 ff.
- 35 Linse: Geisterseher (Anm. 12), S. 194.
- 36 Linse: Geisterseher (Anm. 12), S. 151.
- 37 Vgl. Behrend: Alice und die Geister (Anm. 10), S. 157.
- 38 Linse: Geisterseher (Anm. 12), S. 166.
- 39 Kramer: Der rote Fez (Anm. 9), S. 98 f.
- 40 Eines von vielen afrikanischen Beispielen für die zentralisierte Form von Besessenheit s. Heike Behrend: Geistbesessenheit und Geschlecht. Königsfrauen in Buganda, in: Gisela Völger/Jutta Engelhard (Hg.): Sie und Er: Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich, Rautenstrauch-Joest-Museum Köln.
- 41 Elizabeth Colson: Spirit Possession among the Tonga of Zambia, in: John Beattie/John Middleton (Hg.): Spirit Mediumship and Society, London 1969 S. 69 ff.
- 42 Assmann: Das kulturelle Gedächtnis (Anm. 8).
- 43 Godfrey Lienhardt: Divinity and Experience. The Religion of the Dinka, Oxford 1961, S. 147 ff.
- 44 Kramer: Der rote Fez (Anm. 9), S. 64 ff.
- 45 Kramer: Der rote Fez (Anm. 9), S. 188.
- 46 Jan Assmann: Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik, in: Aleida Assmann/Dietrich Harth (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt/M. 1991, S. 337–355, hier: S. 344.
- 47 Fritz Kramer: Bikini. Atomares Testgebiet im Pazifik, Berlin 2000, S. 7.
- 48 Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt/M. 1991.
- 49 Aufgrund des Polytheismus gibt es nicht das Pathos des Leidens und auch nicht die schreckliche Strafandrohung eines Gottes an sein Volk, das vergessen könnte. Erinnerungsarbeit wird nicht von einem Prinzip der Schuld geleitet; vgl. Assmann: Die Katastrophe des Vergessens (Anm. 46).

Michael Thompson

## BENJI THE BINMAN AND HIS ANTI-ARCHIVE

In the summer of 2000 Britain's *New Labour* government was thrown into a tizzy by the publication in the *Daily Mail* of excerpts from a confidential draft, by one of its senior policy advisors, of its future strategy. At first it was feared that there was a ›mole‹ (in Number 10 Downing Street: someone on the inside must have faxed or e-mailed the secret document to the not entirely friendly newspaper. Then it was a ›hacker‹ in the Conservative Party's Central Office, and accusing fingers were rather publicly pointed in that direction. But, either way, the consensus was that there was some sort of damaging conspiracy with the Murdoch-owned press. Eventually, to the delight of those who had been accused, and to the somewhat malicious amusement of all those who were neither among the ranks of the accusers or the accused, it turned out to be none of these suspects. It was Benjamin Pell, now much better known as Benji the Binman.

Benjamin Pell is a refuse collector, in so far as he wears a cloth cap and a luminous yellow anorak and goes around emptying dustbins, but, unlike most refuse collectors, he does not work for a local authority; he is self-employed. Moreover, he is very selective, removing only some of the refuse – written and typed material that he judges may be of value to him – and from outside only certain premises – City law firms, for instance, and the north London homes of celebrities and policy wonks. It was in the course of these nocturnal excursions in his white van that Benji had acquired what was, in fact, a discarded early draft of the secret strategy document. Once he had it, and had realised what it was, he knew where to take it – to the offices of News International – and the rest, as they say, is history.

Had an offence been committed? The law, unsurprisingly, is not entirely clear about whether, and up to what point in the process, people who are set on getting rid of something are entitled not to be deprived of it. It is, in other words, a ›grey area‹ but, because of the seriousness of the consequences of this particular piece of freelance refuse collection, the police decided to raid and search Benji's house (or, rather, his mother's house, since Benji, who is in his late 30s, is unmarried and still lives at home). In a large wooden shed in the back garden they found more than 200,000 documents, all of which had come from dustbins, and all of which were meticulously organised, indexed, filed and so on.

The most remarkable thing about this awesome Pell archive is that it is composed entirely of documents that have been discarded in order to *form* archives.

The hapless advisor to Number 10 could only work his way towards a satisfactory strategy document by discarding his earlier and not entirely satisfactory drafts and, in the other direction, it would be asking for trouble if the prime minister's office had on its computers not just the final version (which they would then circulate to all those who were authorised to have sight of it) but all the versions leading up to it as well. So, if you cannot create an archive without discarding, what on earth is this shed full of documents that, while having all the characteristics of an archive, is composed of nothing but discards? It is, of course, an *anti-archive*: an affront to all the archives it draws upon in this negative way, in that it clearly has both order and value, while the whole justification for the discards from which it is composed is that they are both amorphous and valueless. Indeed, it is only by discarding them that what is left is able to achieve form and value, and thereby *become* an archive!

Shredders might help, together with ›stand alone‹ computers with programmes that routinely wipe themselves. And a law that got rid of the ›grey area‹, by making it illegal to take possession of anything that has been discarded by someone else, is another possibility. But most Britishers do not want to live as though they are MI5 agents, nor are property rights in rubbish much of a capitalist turn-on. And, even if we did all that, the discards would still have, within and between them, the structure and value that Benji the Binman has now revealed for us all to see; it is just that, without him and his ilk plying their strange and strangely disturbing trade, we would not know about it. Beyond that, perhaps we, and posterity, would all be the poorer. To now go and destroy Benji's anti-archive – an ordered assemblage that, unlike most archives, actually pays for itself and then goes on to show a handsome profit – would surely be a philistine and culturally erosive act; on a par, almost, with Lady Churchill burning Graham Sutherland's portrait of her illustrious husband.<sup>1</sup>

And so it goes! Once Benji's anti-archive is out of the bag we cannot put it back in. Indeed, less than a year later, and despite having been certified by self-appointed psychologists as suffering from an »obsessive-compulsive disorder« (shades of the old Soviet Union!), Benjamin Pell has found himself in line for the coveted *Scoop of the Year* award in the so-called Oscars of British Journalism.<sup>2</sup>

Well, this story – Benji the Binman and his anti-archive – confirms, in a dramatic and up-to-the-minute way, just about every prediction from *Rubbish Theory*.<sup>3</sup>

- You cannot create value without at the same time creating non-value.
- We make sense of our world by whittling it down to manageable proportions.
- This whittling-down cannot be done in an unbiased way.
- Nor can we ever reach general agreement on how this whittling-down should be done.
- Even when the whittling-down has been done, the chances are it will not stay that way.
- And so on . . .

What, then, is the theory that gives us these predictions: predictions that clearly have some relevance when it comes to archive processes?

To answer this question, quickly and simply, I will rely on a 1979 review of *Rubbish Theory*. What I particularly like about this review (I come from an engineering family) is that it is not by a social scientist. It is by a mathematician, Ian Stewart: an up-and-coming young lad back in 1979 but now probably Britain's most distinguished mathematician. He begins with the puzzling business of antique-creation, which, he explains, is one of the key concerns in rubbish theory.

- How does something second-hand become an antique?
- How, on a rather larger and less moveable scale, does a rat-infested slum become part of Our Glorious Heritage?
- And how, coming to the sorts of processes Benjamin Pell has played such havoc with, does a draft memo become a crucial component within a national archive?

Those were the sorts of questions I asked when I was starting my PhD, back in the 1960s, and of course I looked at all the literature – economics especially – to find out what sorts of answers were already on offer. To my amazement, I found that *no* theories answered those questions, and, even more amazingly, according to most existing theories these sorts of dramatic value shifts were actually impossible!

So I had stumbled on a wonderful PhD topic; all I had to do was come up with a theory that (a) accounted for the existence of the two value categories, *transient* (here today, gone tomorrow) and *durable* (a joy forever), and (b) explained how transitions from the former to the latter were possible (and why the reverse transitions were not possible) (Figure 1).

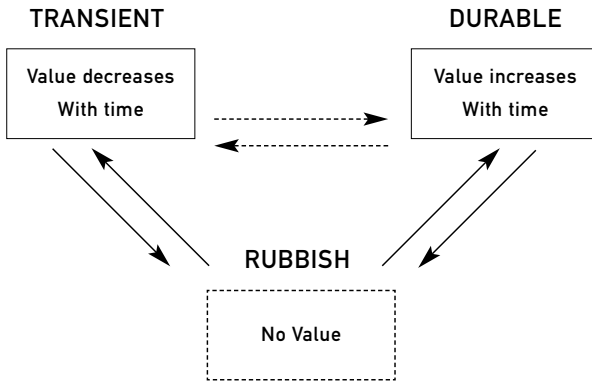


Figure 1: The Basic Rubbish Theory Hypothesis. (The solid boxes denote overt cultural categories; the broken-line box denotes a covert category, like the documents discarded in the formation of an archive. The solid arrows are the transfers that happen; the broken ones the transfers that do not happen, because they contradict the value and/or time directions that define the various categories.)

Ian Stewart, in his review, explains it like this:

Social economists have long recognised two categories of possessable objects: Transient and Durable. [...] The value of one decays to zero, the other increases to infinity. Michael Thompson argues that there is a third, covert category: Rubbish. Rubbish has zero value, hence is invisible to socio-economic theory. But this is blinkered self-delusion: Rubbish provides the channel between Transient and Durable.<sup>4</sup>

If the Rubbish category was not there – if everything in the world was of value, one way or another –, no transfers would be possible. And, even when it is there, there is only one smooth path: from Transient to Rubbish to Durable.

So this is the splendidly simple hypothesis that (a) answers my questions and (b) rescues us from the »blinkered self-delusion« of orthodox economic reasoning. Of course, I produced a host of examples, perhaps the nicest of which were the 19<sup>th</sup> century woven silk pictures – called stevengraphs – that were produced, on Jacquard looms, at the Coventry factory of Thomas Stevens Ltd.

- In 1902, a complete set of 66 stevengraphs cost £ 2.55. Immediately after purchase they were worth nothing, and they stayed that way for the next 50 or so years. But, by 1973, they were worth £ 3,000: about 200 times what they originally cost (allowing for inflation).

Ian Stewart, being a differential topologist (a breed of mathematician whose nose is finely attuned to qualitative differences: state changes, as when ice melts or smooth flow turns turbulent, for instance) is attracted by simple hypotheses that lead to complex and counter-intuitive behaviour. And, having cut his profession-

al teeth on catastrophe theory,<sup>5</sup> he is particularly attracted to simple hypotheses that result in the sort of *discontinuous* behaviour – despising one moment, cherishing the next – that underlies the value transformation of these steven-graphs (and also of inner-London houses which provided my other main example, thanks to my earning my living so as to pay for my PhD – the *Social Science Research Council* having refused to fund it and the head of my university department having tried to have it stopped – in the building trade). Rubbish Theory, Ian Stewart goes on to explain, »studies this mechanism and its all pervasive influence.«<sup>6</sup>

- What sort of people effect the transfer?
- What sort of people try to prevent it?
- What sort of people are able to profit from it?
- What sort of people lose out?

One thing is obvious enough: social status and the ownership of Durables are closely related (as, in the other direction, are marginality and Rubbish). And we all know that money, by itself, does not confer social status. If it did we would not be able to witness that socially fraught process by which those who have acquired »new money« transform it into »old money« by, among other things, buying, and making themselves comfortable with, objects that are Durable (so nicely captured in the Duke of Devonshire's remark, after a rather bourgeois guest had departed: »Cheek of the man, noticing my chairs!«).

But there is another route to the same destination, and creative and upwardly mobile individuals can sometimes emulate Frank Sinatra and do it their way, by convincing the »high priests« that the Rubbish items they have lovingly surrounded themselves with are mis-categorised and are actually sadly-neglected components of Our Glorious Heritage: Durables. This, for example, is what happened in the 1960s and 70s with inner London's terraced housing.<sup>7</sup> And it is by some combination of these two routes – making your new money old and transforming your Rubbish to Durability – that two crucial adjustments can be achieved: (a) keeping the category system abreast of the whole ever-evolving technological process by which objects are produced, consumed and conserved and (b) ensuring that status (comfort with Durables) and power (loads of money) are continually re-aligned.

That, at any rate, is what has to happen if we live, and are to go on living, in a class-based society. But, for that to happen, the controls on the transfers to Durability have to be »just right«: permissive enough to keep the class show on the



road – coming up Donald Trumps with the Durables, as it were – yet restrictive enough not to inflate the Durable category to the point where Durables are so ubiquitous as to no longer be able to denote the crucial conjunction of status and power. Archivists, harking back to the Benjamin Pell story, are right in the middle of all this.

- On the one hand, they are the »clerks«: obedient automata, discarding this, preserving that, so as always to maintain the *status quo* (East Germany's *Stasi* being a striking, and strikingly anti-democratic, example).
- On the other hand, since it is their hands that are on the vital controls, it is they who are determining, perhaps by design, more likely by accident, what sort of a society we will become (the painstaking reassembly of shredded documents from the hastily abandoned US embassy in Teheran, in the early days of the revolution that ousted the Shah, for instance).
- On top of that, and putting a spoke in both these wheels, there are surprises (of which Benjamin Pell's anti-archive, and all its hard-to-contain repercussions, is a fine example) that can so easily cause what, on the face of it, looks like a repeater system to produce the unrepeatable.

How, then, do we trace out all these sorts of shifts: shifts that, in one way or another, take the totality away from the »repeater system« state of affairs that prevails for as long as the controls are »just right«?

This, I need hardly point out, is a big question – probably as big a question as we are likely to come across in social science – which is why I will not try to provide a complete answer here. Instead, I will just point out two things: first, that the overall system (three linked cisterns and two taps) has the potential to generate shifts across two dimensions – status and power – and, second, that to realise that potential there will have to be sufficient heterogeneity among the individual actors for all the different dynamic permutations (opening this tap, closing that one, etc, etc) to be possible. An analogy would be that spooky game where people (and there have to be enough of them) sit around a table, each placing a finger on an upturned glass, and the glass then seems to take on a life of its own, sliding first one way then another across the flat surface.

Heterogeneity, in contradiction of the assumptions that are built into so much of social science – rational choice theory, for instance – requires that rationality be plural: that different people will strive towards different goals, trying to turn the taps this way or that in the expectation that, if they are successful and can

overcome those who are doing everything they can to turn them to different settings, they will bring the totality closer to that goal. The plurality of rationality, moreover, has to be sufficient: just two sets of hands, for instance, would only generate a back-and-forth oscillation, leaving the other dimension of variation unexploited.

Well, this requisite variety<sup>8</sup> is already strongly hinted at in rubbish theory: in the form of the answers to the four questions Ian Stewart has listed: the four »sorts of people« (see »bullet points« above): let us call them the »crashers-through« (those who effect the transfers to Durability), the »high priests« (those, like those literary critics who strive to define what shall be admitted to »the canon«, who try to prevent them), the »levellers« (those who, by flooding the Durable category, are able to diminish both status and power) and the »losers-out« (those who, despite all their efforts, keep finding themselves at the bottom of the pile). This plurality, moreover, being fourfold, gets us beyond the inadequate twofold schemes and provides us with the requisite variety. On top of that, it has a certain plausibility, in that we can all recognise ourselves, and others, within it.

There is, I should now mention, a quite well worked-out theory of plural rationality – it has grown out of the work of Mary Douglas that also provided the point of departure for rubbish theory, and is usually referred to as Cultural Theory<sup>9</sup> – that puts this intuitively appealing fourfold heterogeneity onto a pretty solid and rigorously argued foundation. That foundation consists of four forms of *social solidarity*: four different and socially viable arrangements for the promotion of transactions. Two of these are the familiar hierarchies and markets – the first instituting status differences (asymmetrical transactions) and setting all sorts of limits on competition (accountability), the second instituting equality of opportunity (symmetrical transactions) and actively promoting competition (unaccountability) – while the other two are less familiar and are arrived at by completing the typology that is inherent in the conventional hierarchies and markets distinction: *egalitarianism*, which institutes equality of result (symmetrical transactions) and sets all sorts of limits on competition (accountability), and *fatalism*, which institutes status differences (asymmetrical transactions) and lets competition rip (unaccountability). The »crashers-through«, clearly, are the social beings that characterise the market (the *individualist* solidarity, as it is called), the »high priests« fit the *hierarchical* solidarity, the »levellers« the *egalitarian*, and the »losers-out« the *fatalist*.

Let it be thought that there is some special pleading going on here, and that Cultural Theory's four solidarities have been specially selected, out of an infinitu-

de of ways in which people can relate to the social totality, so as to provide just the right plurality of rationality to generate all the possible shifts away from the class-based state of affairs, I should mention that at the centre of Cultural Theory, there is an *impossibility theorem* – that there are those four, and only those four solidarities – and that this theorem (given certain explicit assumptions about human relationships and transactions) has been proved.<sup>10</sup>

There is also a *requisite variety condition* (not proved but demonstrated by »artificial life« simulation)<sup>11</sup> which states that if one solidarity is there they will all be there: that each is only viable in an environment that contains all the others. The idea here is that, despite the rivalry of the four solidarities (each of which can be seen as all the time trying to extend itself at the expense of the others), each ultimately needs the others to do something vital that it cannot do itself. Markets, for instance, need some extra-market authority – the hierarchy – to enforce the law of contract, egalitarianism needs the inegalitarian excesses of the market and the hierarchy if it is to mobilise the outrage and moral commitment that holds it together, and even fatalists would not be able to be fatalistic if there were no markets, hierarchies and egalitarian groups to exclude them from the decisions that govern their lives!

In the absence of the impossibility theorem, there would be so many fingers on the glass, each pushing in its desired direction, that it would be unable to move anywhere. And, in the absence of the requisite variety condition, some of the different sorts of people could become extinct and the requisite heterogeneity would then be lost. If that happened then the totality would shift away to one or other of the extremities of its possible range and then stay there. History – the ceaseless and never exactly repeated sequences of shifts – would then come to an end, democracy (which requires that all four »voices« are able to make themselves heard, and to enter into constructive argumentation with one another) would be snuffed out, and humanity would be nothing more than a bunch of thinking animals. Or, rather, this is what would happen if what we were dealing with was the exact analogy of the upturned glass with the fingers on it. In fact, the system we are dealing with is a little bit more complicated than this. The fingers (or rather, the hands, because they have to twist) are on the two taps, and they do not move anywhere. What moves is the whole *regime* (in terms of status and power) in response to changes in the contents of the three cisterns, those changes deriving from the struggle to turn the taps this way or that.

So (and this, I think, is where rubbish theory can provide some crucial guidance to Cultural Theory) it is not a simple matter of the solidarity with the strongest wrists causing the totality to move towards the goal it is striving for. The

»feasibility space« is not bounded by four pure and extreme states, each coterminous with the goal of one of the solidarities. All sorts of curvilinear relationships – actions carrying you towards your goal to begin with and then (and with no discernible warning) moving you in the opposite direction – prevent a simple four-to-four mapping from the solidarities to the bounds of the regime space that the interactions of those solidarities create. This means that, if we want to get some sort of a handle on that space, we are going to have to look at what can happen to the contents of the three cisterns as the solidarities battle over the taps, and then relate those changes to changes in status and power.

- At the class apex the controls are »just right«: there is lots of stratification and lots of competition, and the transfers from Transient to Rubbish to Durable are such that the inevitable changes in power are quickly reflected in matching changes in status – the repeater system.
- If the controls become rather more restrictive then status and power will no longer be able to fully re-align themselves and, as they diverge, we will find ourselves being transformed into a *caste*-based society (as in the classical Indian system, where the meat-eating Rajah sits firmly at the head of the power structure but defers to the vegetarian Brahmin within the hierarchy of caste). Whether any social system ever makes it all the way to this apex is highly doubtful. McKim Marriott<sup>12</sup> has shown that, even when caste appears dominant, there is more than a touch of class around, and in 19<sup>th</sup> century Nepal (whose ruler proclaimed it to be the »true Hindustan«) it is doubtful whether the caste-based penal code – the *Muluki Ain* – ever functioned as intended. Indeed, it is doubtful whether any of the apices are stably reachable.<sup>13</sup> But it is certainly possible to move towards and away from each of them and, in that sense, these apices do define the regime space.
- If things are too permissive the Durable category will collapse under its own weight, the status »currency« will be debauched, and the totality will move away at right-angles to the class-caste axis. As status differences disappear transactions become symmetrical and we move onto the increasingly levelled »playing-field« beloved by those who abhor »restrictive practices«, on the one hand, and an unwillingness by those who cannot discern any opportunities in their immediate neighbourhood to »get on their bikes«, on the other. Margaret Thatcher's »enterprise culture« would be located here, and some ferociously individualistic societies – those in the New Guinea highlands, for instance, that engage

in competitive pig-giving – actually get themselves to this apex (though they are not then able to stabilise themselves in that position).<sup>14</sup>

- When I was writing *Rubbish Theory* I thought that that was it, and spoke of these three apices constituting a »rubbish triangle«,<sup>15</sup> but since then I have worked among societies that are on the Tibetan fringe of Nepal and realised that there is a fourth possibility: the one corresponding to the remaining permutation – low on status differences and low on competition – which I had discounted on the grounds that economies of scale would always move a de-stratifying totality in the competitive direction. But Sherpa villagers who rely on a mixture of subsistence farming and trans-Himalayan trading are simply not able to increase their returns by taking one another over. There are, in their geographical location and with the technology available to them, no opportunities for economics of scale, and this means that competition is dampened down to the point where the »enterprise culture«, like the class and caste apices, becomes a repeller, not an attractor. The result – and it can happen in non-Buddhist settings (Wordsworth's »pure Commonwealth« – his beloved Lake District, as it was in the early 19<sup>th</sup> century – is one example)<sup>16</sup> – is a sort of easy-going and convivial individualism that is particularly beguiling to those who espouse »small is beautiful« and are so opposed to globalisation. Yet, for all that, it is not the egalitarian goal. It is not nearly communal enough, and it is far too tolerant of the major disparities in wealth that can result from activities like trans-Himalayan trading.<sup>17</sup>

Returning at last to our archivists, and to the archive processes that they are caught up in, we can now see that they are slap-bang in the middle of all this. They are central to regime formation and to regime transformation, and nothing they do (even doing nothing) can bring them to neutrality. But what they *can* do is gain some understanding of their involvement, and of the range of options that at any moment are available to them, and of the regime shifts that those various options are likely to work towards. At any rate, the optimistic message from this paper is that this possibility – essentially the matching of archive processes to democracy-strengthening – now exists. That said, I would caution that the above sketching of the regime space is highly tentative. It shows that the understanding is possible, not that we actually have it!

- 1 That she did burn it is not known for sure. What is known is that both she and Sir Winston Churchill detested it and that, after her death, this historic portrait – at the time of its execution, the greatest living Englishman by the greatest living English artist – was nowhere to be found.
- 2 The British Press Awards, to use their correct name. The 2001 event was held on 21 March at London's Hilton Hotel, and the report about Mr. Pell being in the running for the coveted prize appeared in *The Independent* – one of the few British newspapers not owned by News International – on that day. At that time, Benji denied (yet again) that he was the source of the leak that caused all the tizzy in Number 10, taking credit only for an impressive list of other scoops. So perhaps it was a mole after all, or a Conservative Party hacker!
- 3 Michael Thompson: *Rubbish Theory: The Creation and Destruction of Value*, Oxford 1979.
- 4 Ian Stewart: Review of *Rubbish Theory*, in: *New Scientist*, 23 August 1979, p. 605.
- 5 E.Christopher Zeeman: *Catastrophe Theory: Selected Papers, 1972–1977*, Reading, Massachusetts 1977.
- 6 Stewart: Review of *Rubbish Theory* (note 4).
- 7 See Thompson: *Rubbish Theory* (note 3) and Michael Thompson: *Welche Gesellschaftsklassen sind potent genug, anderen ihre Zukunft aufzuotroyieren? Und wie geht das vor sich?*, in: Lucius Burckhardt (Hg.): *Design der Zukunft*, Köln 1987, S. 58–87.
- 8 Ashby's law of requisite variety is crucial within cybernetics: the science of control, W. Ross Ashby: *Variety, Constraint and the Law of Requisite Variety*, in: Walter Buckley (ed.): *Modern Systems Research for the Behavioural Scientist*, Chicago 1968, p. 129–136.
- 9 The capital letters are to distinguish this theory (which, properly speaking, is a theory of socio-cultural viability) from other theorising about culture. The common point of departure for this theory (see: Michael Thompson/R. Ellis/A. Wildavsky (ed.): *Cultural Theory*, Boulder/Colorado/Oxford 1990) and rubbish theory is: Mary Douglas: *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*, London 1966. Her »grid:group analysis«, based on the fourfold typology of social solidarities, was first set out in: Mary Douglas: *Cultural Bias*, in: *Royal Anthropological Institute, Occasional Paper No. 35* (1978). Reprinted in: *Mary Douglas: In the Active Voice*, London: 1982, p. 183–254.
- 10 See Thompson/Ellis/Wildavsky (ed.): *Cultural Theory* (note 9), especially Chapter 5.
- 11 See Michael Thompson/Paul Taylor: *The Surprise Game: An Exploration of Constrained Relativism*. Working Paper of the Institute for Management Research and Development, Coventry CV4 7AL, UK 1989.
- 12 McKim Marriott: *Hindu Transactions: Diversity Without Dualism*, in: Bruce Kapferer (ed.): *Transaction and Meaning*, Philadelphia: Institute for the Study of Human Issues 1967, p. 109–142.
- 13 Though it is certainly possible to move far enough towards any of those apices for some of these »voices« to be drowned out to the point where democracy is no longer feasible. So this regime space, if we can delineate it, and come up with some measures or indicators, offers the possibility of our monitoring our archive processes and (if we value democracy) ensuring that we do not inadvertently stray too far towards any of the extremes.
- 14 These are described and analysed in Chapter 9 of Thompson: *Rubbish Theory* (note 3).
- 15 See Figure 13 in Thompson: *Rubbish Theory* (note 3), p. 110.
- 16 This »pure Commonwealth«, Wordsworth explained, »existed in the midst of a powerful empire«. It was its marginality, thanks in part to »the mountains that protected it«, Wordsworth continued, that insulated this »almost visionary mountain republic« from the »substantial frame of society as existing in the laws and constitution of a mighty empire« (William Wordsworth: *Guide to the Lakes* (1810). Ed. by Ernest de Sélincourt 1906, Oxford 1977, p. 68). Similar pockets, but without the mountains, can be found in present-day Britain: »one-man band« haulage contractors, owner-driver taxi firms, family-run restaurants and even boutique breweries, all protected by the absence of economics of scale.
- 17 For a description, and Cultural Theory-based analysis, of Sherpa society see Michael Thompson: *The Problem of the Centre: An Autonomous Cosmology*, in: Mary Douglas (ed.): *Essays in the Sociology of Perception*, London 1982, p. 302–328. Curvilinearity, it would seem, is particularly marked for those who strive towards the egalitarian goal, probably because the inegalitarian solidarities – the markets and the hierarchies – have to be there in such strength if the egalitarian solidarity is to cohere and attract new adherents.

## II. UNIVERSALITÄT (UND REST)





Dagmar Börner-Klein

## ASSOZIATION MIT SYSTEM: DER TALMUD, DIE »ANDERE« ENZYKLOPÄDIE

Der babylonische Talmud, der wohl im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seine heutige Gestalt erlangte, entstand im Laufe von 600 Jahren in den rabbinischen Lehrhäusern Babyloniens. Er ist nicht nur aufgrund seines Umfangs ein beeindruckendes literarisches Werk. Das vielbändige hebräisch-aramäische Opus ist neben der hebräischen Bibel *die* Grundschrift des traditionellen Judentums.

Der Talmud besteht formal aus zwei Teilen, der Mischna und der Gemara. Die Mischna, die um 200 unserer Zeitrechnung bereits schriftlich vorlag, enthält das autoritative, jüdische Religionsgesetz. Die Mischna ergänzt, erklärt oder erneuert die gesetzlichen Vorschriften der hebräischen Bibel. Sie besteht aus sechs Ordnungen, jede Ordnung enthält zwischen 7 und 12 Traktaten, die wiederum in Kapitel unterteilt sind.

Die sechs Ordnungen der Mischna sind folgenden Themengebieten zugeordnet: 1) Anordnungen zur Landwirtschaft und die damit einhergehenden Abgaben an Tempel, Priester und Leviten; 2) Vorschriften zu Fest- und Feiertagen; 3) Familienrecht; 4) Zivil- und Strafrecht; 5) Anweisungen für den Tempelkult und 6) Reinheitsvorschriften.

Der zweite Teil des babylonischen Talmud ist die Gemara, die »Lehre« zur Mischna, in der die Auseinandersetzungen der nach-mischnaischen rabbinischen Gelehrten mit der Mischna zusammengefasst sind. Die Gemara enthält sowohl Erklärungen einzelner Rechtsvorschriften der Mischna als auch Rechtssätze, die die Mischna noch nicht kennt. Sie entfaltet juristische Begründungen und verbindet all dies mit jeweils aktuellen religiösen und ethischen Fragen sowie mit Exkursen zu den unterschiedlichsten Themen und Wissensgebieten. Der Talmud wurde aufgrund der in ihm versammelten Fülle an Informationen immer wieder als enzyklopädisch beschrieben, so auch in der Antwort von Reformrabbinnern auf die Frage *What is Talmud Bavli?*, die im Internet zu finden ist:<sup>1</sup>

The overall character of BT is encyclopedic. Rabbi Adin Steinsaltz states: The Talmud is the repository of thousands of years of Jewish wisdom [...]. It is a conglomerate of law, legend, and philosophy, a blend of unique logic and shrewed pragmatism, of history and science, anecdote and humor.<sup>2</sup>

Im Gegensatz zu modernen Enzyklopädien, in denen Informationen übersichtlich geordnet und möglichst umfassend aufgenommen sind,<sup>3</sup> findet man im Tal-

mun allerdings keine systematische, sondern eine assoziative Präsentation der behandelten Themen.

Wout van Bekkum verdeutlicht dies an folgendem Beispiel.<sup>4</sup> Der Talmud behandelt an verschiedenen Stellen Pflanzen nach einem bestimmten Ordnungsprinzip. Dieses Ordnungsprinzip beruht aber nicht auf einer logischen Klassifikation, sondern hat rein praktische Gründe. So dürfen etwa (nach Schab 106b) bestimmte Pflanzen während des Schabbat nicht gegessen werden. Der Talmud benennt diese Pflanzen und wechselt dann assoziativ das Thema, um Behandlungsanweisungen für Schlangenbisse mitzuteilen. Er geht hier auf die Themen *Botanik* und *Medizin* also nur ein, um zu gewährleisten, dass eine religionsgesetzliche Anordnung möglichst genau eingehalten werden kann.

Dieses assoziative System verwirrt den nicht eingeweihten Leser und verführt ihn dazu, den inhaltlichen »roten Faden« zu verlieren. Es ist daher immer wieder versucht worden, ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis oder einen Sach- bzw. Schlagwortindex zu erstellen, der es ermöglicht, gezielt bestimmte Informationen im Talmud zu finden. Ein Beispiel dafür bietet Mordechai Torczyners Internet-Projekt *WebShas – Index to the Talmud*, das thematisch geordnet den Leser auf einzelne Stellen im Talmud verweist.<sup>5</sup>

Die Themenvielfalt des Talmud durch Indizes handhabbar zu machen, scheint aber nicht im Sinne der Redaktoren des Talmud gewesen zu sein, denn es gibt Hinweise darauf, dass die für den heutigen Leser ungewohnte, assoziative Form der Präsentation von Wissen<sup>6</sup> bewusst gewählt worden ist.

Ein Sichten der mehr als 5000 Blatt Folio zeigt, dass die assoziativen Exkurse des Talmud ein pädagogisches System bilden, in dem der Leser bestimmte Lernziele erreichen kann. Diese Lernziele variieren von Traktat zu Traktat und sind für unterschiedlich informierte Leser definiert: 1) den (frommen) Laien, der sich über seine religiösen Pflichten informiert und der in assoziativen Exkursen über die religiösen Sitten und Gebräuche unterrichtet wird, die zusätzlich für einen gottwohlgefälligen Lebenswandel unabdingbar sind; 2) den Talmud-Studenten im Grundstudium, bei dem das religiöse Grundwissen als bekannt vorausgesetzt wird und der sein Studium aufnimmt, um ein Gelehrter, ein Rabbi, zu werden, und 3) den Talmud-Studenten im Oberseminar, der lernt, die bislang erworbene Gelehrsamkeit auf hohem Niveau zu testen.

Nur zwei Traktate – *Jebamot* und *Ketubbot* – enthalten keine assoziativen Exkurse. Beide Traktate behandeln Themen des Familienrechts. Dabei geht es vor allem um Fragen der Vermögensverwaltung, um erbrechtliche Fragen und um die finanzielle Versorgung von Frau und Kindern, die urkundlich zu regeln ist. Da es im Streitfall eines Schlichters bedarf, muss dieser über die formgerechte Ausstel-

lung von Urkunden ebenso informiert sein wie über die Rechte einer Frau gegenüber ihrem Mann und umgekehrt. Beide Traktate bieten eine Stoffsammlung für die Ausbildung eines Schiedsmannes, die konzentriert auf das Wesentliche geschehen soll.

Für die übrigen Traktate des Talmud gelten in Bezug auf die Verteilung der assoziativen Exkurse folgende zwei Daumenregeln: 1) Je höher die praktische Relevanz eines Traktat-Themas für das tägliche Leben ist (sofern es nicht um die Regelung finanzieller Dinge geht), desto höher ist die Verknüpfung mit assoziativen Exkursen. 2) Je spezifischer das Thema eines Traktats ist, desto spezifischer sind die assoziativen Verknüpfungen innerhalb des Traktats.

Am Anfang der Talmud-Lektüre sollten die Traktate studiert werden, die das religiöse Grundwissen vermitteln. Diese Traktate sind aufgrund ihrer assoziativen Exkurse, in denen religiöses und ethisch-moralisches Grundwissen vermittelt wird, als Lektüre für den nichtprofessionellen frommen bzw. bildungswilligen laienhaften Leser konzipiert. So geht es z. B. im Traktat Berakhot, über Gebete, insbesondere Segenssprüche, in assoziativen Exkursen immer wieder darum, wie man sich im Alltagsleben gemäß der religiösen Sitten und Gebräuche korrekt verhält.

Die Kenntnis dieser Traktate und das in ihnen vermittelte Basiswissen wird bei dem professionellen Talmud-Leser vorausgesetzt, für den sich ebenfalls eigens konzipierte Talmud-Traktate finden. Der professionelle Talmud-Leser ist in rabbinischer Zeit der Leser, dessen Studium des jüdischen Religionsgesetzes mit der Ordination<sup>7</sup> zum »Rabbi« abschloss. Lernziel war es hier, die praxisrelevanten Rechtsvorschriften des rabbinischen Rechts, vor allem des Zivilrechts, zu kennen. Die hohe stoffliche Relevanz des Zivilrechts beschreibt der Talmud in Berakhot 63b: »Wer weise werden will, befasse sich mit dem Zivilrecht, denn du hast in der Tora kein [umfassenderes] Gebiet als dieses; es ist eine unversiegbare Quelle.« Im Bereich des Zivilrechts, wie es sich im talmudischen Recht darstellt, geht es hauptsächlich um Schadensersatzansprüche. Der Richter hat bei jedem einzelnen Fall für oder gegen eine Partei zu entscheiden. Er hat seinen Fall zu bewerten, und er muss idealerweise den konkreten Fall einem (biblischen) Präzedenzfall oder einem biblischen Ge- bzw. Verbot zuweisen können, damit sein Urteil autoritativ abgesichert ist. Dies kann er aber nur, wenn er es gelernt hat, Einzelfälle zu verallgemeinern und zu klassifizieren. Aus diesem Grund geht es in weiten Teilen des Talmud darum, dem Leser zu vermitteln, wie Probleme angemessen, das heißt nach bestimmten, vorgegebenen Regeln zu beurteilen sind.<sup>8</sup> Einige Traktate dienen daher vorwiegend zur Schulung des logischen Denkens, zur Schulung des Geschicks, die (maximal 32) hermeneutischen Regeln anzu-

wenden. Damit diese »Stilübungen« keinerlei praktische Auswirkungen haben oder sich in der Rechtspraxis niederschlagen, finden sich die Abhandlungen zur Schulung des logischen Denkens vor allem in den Traktaten, deren Leitthemen bereits zur Zeit der formativen Periode<sup>9</sup> des rabbinischen Judentums keinerlei Praxisbezug mehr besaßen.

Um die hermeneutischen Regeln anwenden zu lernen, konzipierten die Redaktoren verschiedene »Übungstexte« in den verschiedenen Talmudtraktaten. Diese Übungstexte sind zumeist daran zu erkennen, dass mehrere gleiche, ähnliche oder konträre Fälle aneinander gereiht sind.

Darüber hinaus ist eine systematische Erarbeitung des Wissens um die Anwendung der hermeneutischen Regeln in den Talmud-Traktaten angelegt. Auch hier berücksichtigten die Redaktoren des Talmud ein pädagogisches Konzept, bei dem der Leser von logischen Basisproblemen zu kompliziertesten Anwendungstechniken in Bezug auf die hermeneutischen Regeln geführt wird. Ein Laie, der seine Talmud-Lektüre mit einem der letztgenannten Texte begänne, würde unweigerlich an nicht enden wollenden Dialogen scheitern.

Das erste Problem, dessen sich der Anwender einer hermeneutischen Regel bewusst zu werden hat, ist es, dass zur Lösung eines Problems auf unterschiedliche hermeneutische Regeln zurückgegriffen werden kann und dass die Wahl der hermeneutischen Regel jeweils die Lösung des Falles bestimmt. Es können verschiedene Regeln bei der Lösung ein und desselben Problems angewendet werden. Dies führt aber zu unterschiedlichen Ergebnissen und Zielen. Damit ist aber ein Moment der Willkür, nämlich die freie Wahl der Methode gegeben. Von hier ist die dialogische Struktur des Talmud zu erklären. Es werden zumeist verschiedene Lehrmeinungen einander gegenübergestellt (Rabbi X sagt . . . , Rabbi Y sagt . . . ), und der Leser muss lernen zu erkennen, warum die jeweils genannten Gelehrten zu unterschiedlichen Lösungen desselben Problems gelangt sind. Um den Dialog zu verstehen, muss der Leser rekonstruieren, aus welchem Grund die Gelehrten ihre Entscheidung getroffen haben. In den meisten Fällen liegt die Differenz in der Wahl der hermeneutischen Regel.

Auf diesem Wissen bauen die nächsten Schritte des Erlernens der hermeneutischen Regeln im Talmud auf. Nachdem der Leser gelernt hat, dass die freie Wahl der Regel möglich ist, muss ihm gezeigt werden, dass das Moment der Willkür dennoch weitgehend eingeschränkt werden muss. Dies ist möglich, indem Probleme bestimmten Problembereichen zugeordnet, also Klassifikationen vorgenommen werden müssen. Der Traktat, der bestens geeignet ist, diesen Problembereich zu vermitteln, ist der Traktat Qidduschin, der die Regeln vermittelt, wie man »klassifiziert«, d. h. unterschiedlichste Themen unter demselben Aspekt behandelt.

Qidduschin behandelt das Thema der Antrauung einer Frau. Der Traktat beginnt mit einer Definition von »Antrauung«. Da Antrauung eine bestimmte Form des Erwerbs von Eigentum ist, wird in drei Stufen in absteigendem Wertgefälle (Mensch, Vieh, Sache) die Aneignung von Gütern behandelt. In diese Dreierliste flochten die Redaktoren nach der Abhandlung über die Aneignung von hebräischen Sklaven einen Exkurs über die Auslösung von Immobilien ein.<sup>10</sup> Der zweite sich anschließende Exkurs greift ein Thema auf, das über das Stichwort »Auslösung« mit dem zuvor behandelten Thema verbunden ist: Eine in Gefangenschaft geratene Frau kann mit Geld aus der Gefangenschaft ausgelöst werden. Auch dies ist eine Form des Erwerbs, da man davon ausging, dass der Auslösende die Frau nur zum Zwecke der Antrauung auslöst.<sup>11</sup> Am Ende der Kommentierung des ersten Kapitels werden zwei weitere Themen behandelt. Das erste Thema »Tausch als Erwerbsform« ist assoziativ mit dem Hauptthema verbunden. Das zweite Thema »Eigentumsrecht bei Sakralem und Profanem« knüpft an das Stichwort »Priester« an, der, wie zuvor diskutiert, sich nur bestimmte Frauen antrauen darf. Die sich anschließende Sinneinheit, die die Kommentierung des ersten Kapitels beschließt, behandelt ethisch-moralische und religionsgesetzliche Fragen, die sich aus dem Zusammenleben von Mann und Frau – nach vollzogener Antrauung – ergeben. Das Thema »Antrauung« wird mit der Kommentierung zu Kapitel 2 erneut aufgegriffen. Die Antrauung, die durch die Übergabe eines Geldbetrags oder Antrauungsobjekts erfolgt, kann auch durch einen Bevollmächtigten vollzogen werden. Assoziativ schließen sich ähnliche Fälle an: Eine Beauftragung ist auch im Falle des Stiftens von Opfergaben an den Tempel möglich, ebenso bei der Zeugenaussage vor Gericht.

Da in den meisten Fällen der Vater einen Bräutigam aussucht, dem er seine Tochter antraut, wird die Rolle von Vater, Tochter und zukünftigem Ehemann anschließend behandelt. Es folgt eine grundsätzliche Auflistung der Dinge, mit denen man eine Antrauung vollziehen kann. Für denjenigen, der dann doch die Übergabe eines Schriftstückes vorzieht, in dem er der Braut einen Geldwert überschreibt, werden abschließend die Formvorschriften für eine einfache Urkunde mitgeteilt. Die Formvorschriften leiten dann zu dem nächsten Thema über, den ungültigen, bedingten und vorbehaltlichen Antrauungen. Als Unterfall einer ungültigen Heirat werden zum Schluss des Traktats die religionsgesetzlichen Konsequenzen diskutiert, wenn zwei Personen, die nach dem Religionsgesetz einander nicht hätten heiraten dürfen, die Heirat dennoch vollzogen und Kinder bekommen haben. Der Traktat schließt mit zwei Novellen und allgemeinen Regeln zum Umgang zwischen Mann und Frau. Der Traktat Qidduschin ist so strukturiert nicht nur eine Abhandlung zu einem spezifischen Thema (Antrauung als

Form des Erwerbs), er enthält außerdem eine Einführung in die Methodik der Klassifizierung, die dem Leser vermittelt, wie verschiedenste Dinge unter einem gemeinsamen Aspekt behandelt werden können.

Da es aber nicht genügt, verschiedene Klassifizierungen zu kennen, sondern die Grenzen ihrer Anwendbarkeit ausgelotet werden müssen und die Fähigkeit entwickelt werden muss, Alternativen formulieren zu können, finden sich im Talmud auch Texte, in denen »Standardwissen« in Frage gestellt wird. So wird die in Mischna Baba Qama I,1 vorgegebene Klassifizierung nach 4 Hauptarten von Schädigungen<sup>12</sup> im entsprechenden Talmud-Traktat einer Klassifizierung nach 13 Hauptarten von Schädigungen gegenübergestellt.<sup>13</sup> Dem schließt sich eine dritte Lehrmeinung über 24 Hauptarten von Schädigungen an.<sup>14</sup>

Ein letztes hier anzuführendes Beispiel eines leserspezifisch konstruierten Talmud-Textes bietet der Traktat Sebachim. Der mit 120 Folioseiten zu den umfangreichsten Traktaten des Talmud gehörende Text erklärt minutiös, wie die Schlachtopfer im Tempel darzubringen waren. Diese Anweisungen waren seit der Zerstörung des Tempels jedoch nicht mehr praxisrelevant. Eingeflochten sind nun zahlreiche Exkurse, denen allerdings nur schwer zu folgen ist. Auf den ersten Blick ist der Traktat eine Fundgrube für unterhaltsame Erzählungen. Der Traktat ist aber für den Talmud-Studenten höheren Semesters konzipiert, da gleich zu Beginn auf eine regelmäßige Anwesenheit im Lehrhaus angespielt und zugleich angedeutet wird, dass man sich nicht mit Anfängerproblemen zu beschäftigen pflegt: »Rabina sprach zu Papa: Schade, dass du gestern nicht im Lehrhaus warst, denn Raba trug schöne Dinge vor, Widersprüche, die er auch erklärte.« Die Widersprüche werden im Folgenden diskutiert.<sup>15</sup> Wenig später folgt die Bemerkung:<sup>16</sup> »Resch Laqisch lag im Lehrhaus auf dem Bauch und erhob folgenden Einwand.« Dass diese kritische Haltung durchaus erwünscht, wenn auch unbequem, ist, verdeutlicht eine Erzählung gegen Ende des Traktats,<sup>17</sup> in der ein Schüler begründet, warum er zu einem anderen Talmud-Lehrer gewechselt ist: »Wenn ich den Meister etwas fragte, entschied er es mir aus eigener Erwägung, und wenn ich eine [widersprechende] Lehre fand, konnte ich es widerlegen. Wenn ich aber R. Scheschet etwas frage, entscheidet er es mir aus einer Lehre, und wenn ich eine widersprechende finde, so sind es zwei [gleichberechtigte] Lehren.« Nach dieser Erzählung hat der Schüler die letzte Stufe im Lernziel erreicht, wenn er es schafft, seinen Lehrer zu widerlegen, und wenn er selbst die Stufe des Lehrenden erreicht hat, sodass seine Lehrentscheidung gleichberechtigt neben der seines Lehrers steht.

Nach dem hier beschriebenen pädagogischen Konzept der Redaktoren des Talmud ist eine systematische Anleitung zur Talmud-Lektüre unabdingbar, durch

die ein Leser es vermag, die für ihn geeignete Lektüre auszuwählen. Diese Anleitung konnten in rabbinischer Zeit diejenigen weitergeben, die selbst das Studium des Talmud auf allen Stufen durchlaufen hatten. Das talmudische Konzept sieht damit sowohl ein lineares Lesen (für den Leser auf der höchsten »Erkenntnisstufe«), als auch ein nicht-lineares, themenspezifisches Lesen (für den sich talmudisch bildenden Leser) vor. Der Talmud selbst ist dadurch doppelt definiert. Er erklärt einerseits die religionsgesetzlichen Inhalte, wie sie nach der Mischna vorgegeben sind und in der Systematik der Mischna nach den sechs Ordnungen behandelt werden. Durch das Gefüge der assoziativen Exkurse und der Verflechtung mit Texten zur Einübung der hermeneutischen Regeln hebt er sich andererseits über die Mischnakommentierung hinaus und wird zu einem Instrument der Vermittlung von Wissenswertem schlechthin. Durch das Vermitteln des methodischen Wissens über die Grundlagen der Urteilsbildung, der Systematisierung von Wissenswertem, und den ihnen angemessenen Bewertungskriterien ermöglicht das umfassende Studium des Talmud die *κυκλική παιδεία*, die runde, die allumfassende Bildung, wie die Rabbiner sie definierten und vermittelt wissen wollten. Der Talmud ist damit eine »andere« Enzyklopädie, eine Enzyklopädie, die jenseits des »Wissenswertem« das Wissen vermittelt, Wissen erzeugen und beurteilen zu können.

1 Es handelt sich um die Antwort auf Frage 3.17 unter: <http://www.shamash.org/listarchives/scj-faq/FAQ/03-Torah-Halacha.html>. Das Zitat wanderte von dort weiter. Siehe unter: <http://www.homes.acmcity.com/thematrix/oracle/369/apndx8.html>. Siehe aber auch Günter Stemberger: Einleitung in Talmud und Midrasch, München <sup>8</sup>1982, S. 193: »[Der] B[abylonische] T[almud] weist insgesamt enzyklopädischen Charakter auf. Alles, was in den rabbinischen Schulen gelehrt wurde und für erhaltenswert galt, wurde aufgenommen [...] So ist der babylonische Talmud weniger ein thematisch geschlossenes Buch als vielmehr eine im Aufbau an der Mischna orientierte Nationalbibliothek des babylonischen Judentums.«

2 Das Zitat findet sich ohne die Einordnung als »enzyklopädisch« in: Adin Steinsaltz: *The Essential Talmud*, USA 1976, S. 4.

3 Steven Harvey: Introduction, in: Steven Harvey (Hg.): *The Medieval Hebrew Encyclopedias of Science and Philosophy*, Dordrecht/Boston/London, S. 5: »In short, the medieval Western encyclopedia is a well-ordered, easy-to-use, comprehensive account of already existing information.« Harvey geht im Folgenden auf die Problematik dieser Definition ein.

4 Wout Jac. van Bekkum: *Sailing on the Sea of Talmud. The Encyclopedic Code of Early Jewish Exegesis*, in: Peter Binkley (Hg.): *Pre-Modern Encyclopedic Texts. Proceedings of the Second COMERS Congress*, Groningen, 1.–4. July 1996, Leiden/New York/Köln 1997, S. 208–209.

5 Mordechai Torczyner, *WebShas* unter: <http://www.aishdas.org/webshas>.

6 Im Sinne von »Wissenswertem«.

7 Siehe dazu Dagmar Börner-Klein: *Ordination im Judentum*, in: *Theologische Realenzyklopaedie*, Berlin/New York 1995, Bd. 25, S. 338–340.

8 Siehe dazu Stemberger: *Einleitung* (Anm. 1), S. 25–40, und H. G. Enelow: *The Mishnah of Rabbi Eliezer or the Midrash of Thirty-Two Hermeneutic Rules*, edited From Old Manuscripts, New York 1933.

9 Jacob Neusner: *Foundation of Judaism*, Philadelphia 1988. Ders.: *The Documentary History of the Formative Age*, Bethesda 1994.

- 10 »Auslösung« meint den Prozess des Wiedererwerbs eines verlorenen, verkauften oder ohne Nutzungsrecht vermieteten Gutes. Es wird also ein Unterfall der Aneignung, die »Wieder-Aneignung« behandelt.
- 11 Diskutiert wird im Exkurs aber dann ein Spezialfall: Da es üblich war, Kriegsgefangene zu vergewaltigen, wird die Frage gestellt, ob ein Priester, der nur eine jungfräuliche Frau heiraten durfte, eine Kriegsgefangene auslösen und sich antrauen darf.
- 12 1) durch den Ochsen, 2) durch die Grube, 3) durch Abweiden und 4) durch Feuer.
- 13 BQ 4b: 1) durch den unbezahlten Hüter, 2) den Entleiher, 3) den bezahlten Hüter, 4) den Mieter, 5) die Entschädigung, 6) das Schmerzensgeld, 7) das Kurgeld, 8) das Versäumnisgeld, 9) das Beschämungsgeld und 10) die vier in BQ I,1 aufgelisteten Punkte.
- 14 BQ 4b–5a.
- 15 Seb 2b–3b.
- 16 Seb 5b.
- 17 Seb 96b.



Hedwig Pompe

BOTENSTOFFE – ZEITUNG, ARCHIV, UMLAUF

Der Zufall gibt eine passende Rahmung vor: Die Unterscheidung zwischen ›Universalität‹ und ›Müll‹ lädt zu einer Gleichung ein, die die Differenz spekulativ ein ebnet: ›wenn alles im Archiv ist‹, ist dies vielleicht *alles* auch ›Müll‹? Beobachtbar ist der mutmaßliche Eigenwert jedes Archivs zunächst nur über das, was es außen vor lässt, was es selbst als ›Müll‹ nicht verwerten mag, in einer (medialen) Konkurrenzsituation zu anderen Archiven, die sich vielleicht genau um das kümmern, was andernorts nicht angenommen wird. Um welche medialen Archivfragen kann es aber gehen, wenn man das Medium ›Zeitung‹ mit ›Müll‹ und ›Universalität‹ relationiert?

Als technisch motivierter Ableger des Mediums *Buchdruck* entstehen die ›gedruckten Zeitungen‹ zu Beginn des 17. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Doch drehen sie nicht dem Buch aller Bücher, dem Gutenbergs Erfindung galt, die Kehrseite des Buchdrucks als ungefügtes und kaum mehr kontrollierbares Massenmedium zu? Und dies deutlicher, als es die vielen Bücher nach Gutenberg selbst schon tun? Verbreiten Zeitungen nicht flüchtige Botschaften, statt Aussagen mit Ewigkeitsanspruch in den Speicher der Schrift einzulagern? Erinnert die gedruckte Zeitung nicht vielmehr an das allgemein übliche Vergessen von Informationen, den Austausch überkommener Datensätze zugunsten neuer in einem alltäglichen Vorgang? Erhebt die Druckschrift der ›Zeitung‹ damit spezifischen Einspruch gegen die Druckschrift des ›Buchs‹? Hält mit ihr nur das oder gar alles ›Neue‹ Einzug ins Archiv der täglichen Kommunikation, und wo läge dann dessen beobachtbare Grenze? Welche medienspezifischen Konkurrenzsituationen kann es mit Blick auf die aufgeworfenen Fragen zwischen ›Buch‹ und ›Zeitung‹ (im 17. und 18. Jahrhundert) geben; Konkurrenzen, die sich auf verschiedene Formen des Wissens als Bedingung, Möglichkeit und Effekt von *Kommunikation* bzw. den Umlauf von Kommunikationen als Bedingung, Möglichkeit und Effekt von *Wissen* beziehen lassen?

Die Grenzen und Übergänge, die zwischen ›Buch‹ und ›Zeitung‹ diskursiv verhandelt werden, lassen sich über die phantasmatischen Selbst- und Fremdbeschreibungen beobachten, in denen die McLuhansche These, dass der Inhalt eines Mediums ein anderes Medium sei, thematisch wird. Im Folgenden soll der *mediale Pakt*, den die ›gedruckte Zeitung‹ dort in Aussicht stellt, wo sie sich vom gedruckten Buch unterscheidet, gegen dieses spricht oder von ihm wieder eingeholt wird, zunächst im Rahmen einiger Zuschreibungen vorgestellt werden,

die die moderne Zeitungs- und Publizistikwissenschaft auch für die historische Einschätzung des Mediums vorschlagen. Die Inszenierung der Übergänge der ›Zeitung‹ zum ›Buch‹, die mediale *Übertretung* der ›Zeitung‹ scheint dabei, so die dann vorgestellte Hypothese, einem gemeinsamen Imperativ zur Universalität des Archivs, der die *Kommunikation* über das *Wissen* im 17. und 18. Jahrhundert auszeichnet, geschuldet zu sein.

## I. DIE VERSPRECHEN DER ZEITUNG

Befragt man die gegenwärtige Zeitungsforschung, so steht hier (weiterhin) fest: von ihren ersten bekannten Exemplaren an besitzt die ›gedruckte Zeitung‹ folgende Merkmale, mit denen sie sich noch heute von anderen Printmedien unterscheiden lässt, nämlich: Periodizität, Aktualität, Universalität, Publizität.<sup>2</sup>

Diese vier Definitionsmerkmale beziehen sich auf Bedingungen, Möglichkeiten und Effekte der ›Zeitung‹ als eines Kommunikationsmediums, das die technischen Errungenschaften des Buchdrucks historisch voraussetzt. Mit dem beginnenden Zeitungsdruck im frühen 17. Jahrhundert werden latente Möglichkeiten der Buchdrucktechnik weiter ausgereizt: eine schnellere Produktion und größere Reichweiten von typographisch-formal und inhaltlich standardisierten Texten zu bewirken. In der historischen Konkurrenzsituation zum gedruckten Buch bezeichnen die genannten Definitionsmerkmale vier, so könnte man sie nennen, ›Zeitungstugenden‹; mit ihnen wird ein gesellschaftsbezogener Erwartungshorizont systematisch in die Definitionen des Mediums als *Medium* einbezogen, für das dann eine konstitutive Verbindung von Produktions- und Rezeptionsaspekten zu veranschlagen ist. Vor diesem Horizont können Grenzen und Potenziale der ›gedruckten Zeitung‹ gemessen werden. Diese vier Tugenden, zu denen auch die ›Universalität‹ gehört, sind kurz zu erläutern.

### 1. PERIODIZITÄT

Sie ist nach Jörg Jochen Berns das »Kardinalkriterium«<sup>3</sup>, produziert doch die technisch induzierte, regelmäßige Erscheinungsweise für die drei anderen Tugenden der Zeitung den zukunfts-offenen Faktor ›Erwartbarkeit‹.<sup>4</sup> Die medienspezifisch generierte Erwartbarkeit von *Aktualität*, *Universalität* und *Publizität* wird natürlich historisch unterschiedlich erfüllt oder, so die komplementäre Klage, nicht bedient.<sup>5</sup> Während die von der *Periodizität* abhängige historische Situierung der *Aktualität* dem Zeitungswissen einen offenen *Zeitindex* gibt, werden mit *Univer-*

*salität* und *Publizität* kommunikative Funktionen angesprochen, die einen ›offenen‹ Produktions- und Rezeptionsraum etablieren und letztlich eine Reichweite für die ›ganze Welt‹ versprechen können.

## 2. AKTUALITÄT

Erwartet wird bereits vom Drucker-Herausgeber einer Zeitung des 17. Jahrhunderts die regelmäßige Aktualisierung eines virtuellen Datenbestands, der in seinen externalisierten Formen dann Gegenwartswissen heißt. So wie der »Zeitunger« als Historiograph seine Chronistenpflicht gegenüber seiner Zeit als *Gegenwart* einlöst,<sup>6</sup> so kann mit Hilfe der Zeitungen sich auch jeder Zeitungsleser aktuell ›informiert‹ zeigen; es liegt bei ihm (diesseits aller empirischen Bedingungen wie durchgängiger Alphabetisierung, Kostenfaktoren), ob und in welchem Umfang er über bereitgestelltes Gegenwartswissen verfügt.

## 3. UNIVERSALITÄT

Die Kategorie der so genannten *Universalität* der Zeitungen berücksichtigt die medientypische Vielfalt unter thematischen wie formalen Aspekten. Die das Erscheinungsbild einer Zeitung strukturierenden Paratexte und Layout-Formen, wie der Spaltendruck, die topisch-thematische Rubrizierung von Textsorten über Sparten u. a. m., entwickeln sich erst nach und nach.<sup>7</sup> Bilder treten mit den neuen Drucktechniken des 19. Jahrhunderts zum ›Text‹ der Zeitungen und Zeitschriften.<sup>8</sup> Doch auch die breite Streuung von Themen in den historisch-politischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts und die rasche wie erfolgreiche Ausdifferenzierung in Zeitungstypen über Themen und Textformen im 18. Jahrhundert rechtfertigen es, bereits für diese Zeiträume von der ›Zeitung‹ als einem ›gemischten‹ Medium zu sprechen.<sup>9</sup> Entsprechend vielfältig ›adressiert‹ die Zeitung mit allem, was sie als aktuelles Gegenwartswissen anbietet. Dass möglicherweise für jeden etwas in der Zeitung stehe, wird ab dem späten 17. Jahrhundert mit kritischer Aufmerksamkeit bei den ersten Theoretikern des neuen Mediums registriert.<sup>10</sup>

## 4. PUBLIZITÄT

Die universelle, weil medienspezifisch nicht eingeschränkte Adressierungsleistung der ›Zeitung‹ konfiguriert den Bereich der letzten Tugend, der *Publizität*. Es geht dabei um die gerade von den Zeitungen vollzogene Öffnung des Buchdrucks zum alltäglichen Ereignis<sup>11</sup> und damit zur gesellschaftlichen Kommunikation in ihrer Gesamtheit. Der Kommunikationserfolg des Massenmediums ›Buchdruck‹ – die Möglichkeit wie Vision größerer Reichweiten angesichts stei-

gender Alphabetisierung – wird mit der *Publizität*, die die Zeitungen dem Wissen versprechen, auf eine neue Stufe gehoben.

Im medialen Können, das die ›Zeitung‹ in Aussicht stellt und das Produktions- wie Rezeptionsaspekte konstitutiv und rekursiv verbindet, erscheint die *Universalität* so zunächst als Frage nach den Adressierungsformen von Wissen.

Der historische Wechsel von einer narrativen Form *Zeitung*, die in unterschiedlichen medialen Formaten (mündlich, hand- und druckschriftlich, in Briefen, Einblattgedrucken, Anschlagzetteln u. a. m.) vorliegen kann, zum Medium der gedruckten Zeitung gibt letzterem eine pragmatische Aufgabenstellung mit auf den Weg: Die kommunikative Handlung ›Zeitung‹ vollzieht auch das gedruckte Medium als ein neues Format der Nachrichtenübermittlung und -verbreitung. Die Absicht, *Nachrichten* als adressatenrelevante *Information* bestimmter Absender weiterzuleiten, wird vielfach in den Zeitungstiteln des 17. und 18. Jahrhunderts aufgegriffen.<sup>12</sup> Auch die beiden ersten (erhaltenen) Exemplare der gedruckten Zeitung verweisen in ihren Titeln auf die pragmatische Orientierung des Mediums. Der *Aviso*, gedruckt in Wolfenbüttel, und die *Relation*, gedruckt in Straßburg, beides Wochenzeitungen aus dem Jahr 1609, ›zeigen an‹ bzw. ›berichten‹, d. h. sie informieren ihre Leser über so genannte historisch-politische *Ereignisse* – und zwar im Sinne des Wortes *Nachricht*: damit die Adressierten sich ›danach richten‹.<sup>13</sup> Die Mitteilung der Nachricht geschieht in der Frühzeit in Form von Sammelkorrespondenzen, die der »Zeitung« von seinen Informanten erhält.<sup>14</sup> In seiner Zeitung werden diese Korrespondenzentzettel mit Orts- und Zeitangaben der Korrespondenten versehen<sup>15</sup> und hintereinander abgedruckt.<sup>16</sup> Zettel *einsammeln*, im Druck *speichern* und öffentlich in mehreren (möglichst identischen) Exemplaren *ausgeben* ist der Dreischritt, in dem sich die ›gedruckte‹ von der mündlichen wie handgeschriebenen Zeitung verwandtschaftlich entfernt. In diese medialen Transformationsstufen bleibt die Zeitungs-Nachricht bis heute eingeschrieben. Durch den Druck schließt sich die Zeitung an Vorgaben der ›typographischen Datenverarbeitung‹ an, wie sie Michael Giesecke für den frühen Buchdruck beschrieben hat: Text- und Paratexteinträge geben Auskünfte über Urheber und Eingabestelle in den Speicher der Druckschrift (Drucker, Druckort, Herkunft der Korrespondenz), den Zeitrahmen (Datumsangaben) und Funktionen (Titel).<sup>17</sup> Charakteristisch für die typographische Adresse der gedruckten Zeitung und in der Folgezeit ihre interne Ausdifferenzierung begünstigend ist die räumliche Streuung differenter Produktionsadressen (Korrespondenten, Drucker) für Nachrichten und eine entsprechend streuende Adressierung der anonymen Leserschaft

(und wiederum Re-adressierung durch Leser als neue Produzenten von *Nachrichten*).

Die Ereignisberichterstattung der frühen Zeitungen ist hoch standardisiert; sie selegiert bestimmte Ereignismuster und bindet so die thematische Vielfalt stereotypisch.<sup>18</sup> Rasch breiten sich diese Gegenwartschronologien als Gattung der ›historisch-politischen‹ Zeitung in Deutschland im 17. Jahrhundert aus.<sup>19</sup> Die erste Tageszeitung dieses Typs erscheint bereits 1650 in Leipzig.<sup>20</sup> Das als *Ereignis* Berichtete schreibt sich in den weiten Historia-Begriff der Frühen Neuzeit ein. Die übermittelten Nachrichten über Ereignisse beziehen sich auf Anliegen absolutistischer Herrschaftsausübung, Vorkommnisse, die Handel und Wirtschaft, Religion und Kirche betreffen, und schließlich geht es um spektakuläre Geschehnisse wie Naturkatastrophen, Wundererscheinungen, Unglücksfälle individueller und allgemeiner Art.<sup>21</sup> Eine kaum zu überbietende Themenaufzählung, die die historische Genese aus wie eine weiterbestehende Nähe zu frühneuzeitlichen Flugblättern und Einblattdrucken zeigt, gibt Tobias Peucer 1690: Der Nachrichtenstoff (*materia novellarum*)

besteht (wie bei wirklichen Geschichten) aus besonderen Ereignissen, die durch die Natur, sei es von Gott oder von den Engeln, oder von den Menschen im Staate und in der Kirche gemacht oder ausgeführt worden sind. Da diese jedoch fast unendlich sind, muß aus ihnen eine gewisse Auswahl getroffen werden, so daß Erinnerns- und Wissenswertes vorgezogen wird. Zu dieser Klasse gehören erstens Wunderzeichen, Ungeheuerlichkeiten, wunderbare und ungewöhnliche Werke oder Erzeugnisse von Natur oder Kunst, Überschwemmungen oder furchtbare Gewitter, Erdbeben, Himmelserscheinungen, neue Erfindungen oder Entdeckungen, an denen dieses Jahrhundert besonders fruchtbar war. Zweitens die verschiedenen Arten der Staaten, Änderungen, Regierungswechsel, Kriegs- und Friedensunternehmungen, Kriegsursachen und Kriegsabsichten, Schlachten, Niederlagen, Feldherrnpläne, neue Gesetze, Urteilssprüche, Beamte, Würden, Geburten und Todesfälle von Fürsten, Thronfolgen, Ernennungen und ähnliches öffentliches Zeremoniell, das entweder neu eingerichtet, abgeändert oder abgeschafft wird, der Tod berühmter Männer, das Ende Gottloser und anderes. Schließlich kirchliche und wissenschaftliche Dinge, z. B. der Ursprung dieser und jener Religion, ihre Stifter, die Fortschritte, neue Sekten, Beschlüsse der Lehre, die Riten, die Glaubensspaltungen, Verfolgung, religiöse Synoden, deren Beschlüsse, bedeutende Schriften von Gelehrten, wissenschaftliche Streitfragen,

neue Werke Gebildeter, Unternehmungen, Unglücks- und Todesfälle und tausend andere Dinge, die sich auf Natur-, Bürger-, Kirchen- oder Gelehrten-geschichte beziehen, die in Zeitungen als Vermischtes in erzählender Form eingeflochten zu werden pflegen, damit der Leser durch angenehme Abwechslung erfreut werde.<sup>22</sup>

So gilt für die Sprachhandlung, die die ›Zeitung‹ in der Mitteilung ihrer Nachrichten zu vollziehen hat und vor den Augen ihrer Zeitgenossen auch vollzieht: »Ein Ereignis wird dann zu einem Nachrichtenereignis, wenn darüber berichtet wird.«<sup>23</sup> Mit seiner Nachrichtenfunktion steht das neue Medium ›Zeitung‹ in Konkurrenzbeziehungen zu überkommenen und mit ihm weiter fortbestehenden Kommunikationsformen, die sich natürlicher und künstlicher Übertragungs- und Speichermedien bedienen: den Boten und politischen Gesandten, der Botschaft in mündlicher oder schriftlicher Form, als Flugblatt, Kalender, als Brief, Rechts-Dokument, als Buch.<sup>24</sup> Aber erst mit dem Sammeln, Speichern und Weiterleiten, das die gedruckten Zeitungen im Umlauf von Kommunikation veranlassen, scheint die Moderne als ›Informationszeitalter‹ in der Ausprägung spezifischer Massenmedien wirklich anzubrechen. Es geht mit der ›Zeitung‹, wenn sie sich als Massenmedium der Information selbst ernst nimmt (bzw. ernst genommen wird), seit ihrer Frühzeit um das medial bewirkte *Ereignis der Information* selbst. Zum Kardinalkriterium der *Periodizität* tritt damit die im und mit dem Medium ausgestellte (Primär-)Funktion des *Informierens*:

Zeitungen haben nach deutschem Presserecht die öffentliche Aufgabe zu informieren. [...] Informieren bedeutet dabei, ›in Kenntnis setzen, Auskunft geben, berichten, orientieren‹. Gegenstand des Informierens kann prinzipiell alles sein, was der Fall ist. Das, was der Fall ist, soll Sachverhalt genannt werden.<sup>25</sup>

Hier werden zwei Verwendungsweisen des Begriffes *Information* zusammengebracht, die ein spezifisches Problem des Mediums indirekt thematisieren, das schon Peucers Aufzählung des »Erinnerns- und Wissenswerte[n]« irritiert. Einerseits besteht eine Informationspflicht gegenüber *Nachrichten* mit repräsentativem Anspruch: was alle betrifft, sollen auch alle erfahren können, um sich danach richten zu können. Die Genese solcher wichtigen Nachrichten verläuft meist vertikal; Gott, die Politik (die Ökonomie) sind historisch variable Produktionsorte von Ereignissen und Nachrichten mit erwartbar großer Rezeptionsdichte. Die Unterscheidung wichtig/unwichtig wird aber von der Möglichkeit des Mediums,

*alles* aufnehmend zu berichten, »was der Fall ist«, selbst zu Fall gebracht, »tausend andere Dinge«, wie Peucer sagt. Über den historisch zu spezifizierenden, semantischen Gehalt dessen, welche Sprachhandlungen man unter ›informieren‹ im Sinne von ›benachrichtigen‹ verstanden wissen möchte, greift damit für die ›Zeitung‹ zugleich ein wesentlich umfassenderer Informationsbegriff. Dieser wird im obigen Zitat indirekt (weniger für eine sprachphilosophische Wittgensteinsche Lesart als) für die Perspektivierung des unbegrenzten Gegenstandsbereiches eingesetzt und lässt sich kybernetisch reformulieren: Information ist »irgendein Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied ausmacht.«<sup>26</sup> ›Irgendeinen‹ Unterschied zu machen oder ›wichtige‹ Unterscheidungen zu treffen, um angesichts einer offenen Zukunft aktuell auszuwählen, was aus der Menge möglicher Daten erneut kommuniziert werden sollte, wird zu *dem* Problem des Informationen verarbeitenden Informationspools, den die ›Zeitung‹ für ihre Leser darstellt.<sup>27</sup> Überdeterminierender Anspruch (alles sei eine Information des Genres ›Nachricht‹) und konstitutive Unterbestimmtheit (welche Information wird welchen Unterschied gemacht haben) markieren formal die Pole der historisch variierenden Diskussionen über das, worüber die ›Zeitung‹ informiert.

Ist die Zeitung vor allem ein *Informationsmedium*, so scheint seit ihrer Frühzeit jeder Eintrag zunächst prinzipiell den Anspruch anzumelden, *Nachricht* zu geben bzw. repräsentativen *Bericht* zu erstatten. Denn fingiert nicht die durch die Technik des Buchdrucks nobilitierte Zeitung qua Publikation den Status der ›gerichteten Nachricht‹ für jeden ihrer Einträge? Ist mit dem Publikationsort ›Zeitung‹ nicht jeder Text (jedes Bild) eine ›wichtige Nachricht‹ aus dem Bestand der Ereignisse, dem Archiv des gegenwärtig Wissenswerten? Eine *Nachricht*, die Sender und Empfänger zu einer analogen Aufmerksamkeit gegenüber dem *Ereignis*, seinem *Bericht* und dem *Medium* als dem *Ereignis der Information* selbst zwingt?

Die kritische Zeitungsdebatte, die nach der Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland geführt wird, reibt sich bereits an diesem Problem (und dies bleibt in der Folgezeit konstant): Alles, was in der Zeitung steht, sollte die Relevanz des Ereignisses, dem eine gedruckte Nachricht zur Bedeutung verhilft, bezeugen, damit diese *Nachricht* selbst wiederum als *Information* ernst genommen werden kann, also Folgen zeitigt. In den kritischen Kommentaren zum Ereignis der Information als Nachricht, der Tugend der ›Zeitung‹ als eines gedruckten Informationsmediums, treten dann medienspezifisch Geist und Buchstabe auseinander: Nicht alles, was dort publiziert wird, verdient den Namen der informierenden Nachricht; nicht alles, was dort steht, hätte publiziert werden sollen oder dürfte gar noch weitere kommunikative Aufmerksamkeit beanspruchen, nicht alles

macht einen relevanten Unterschied. Das besondere Skandalon des neuen Mediums, das auf die Frage, was für ein *Archiv* ist die ›Zeitung‹, durchschlägt, läge damit in einem absoluten Begriff der Nachricht, dessen Nichteinhaltung rekursiv mit dem Versprechen, ein Informationsmedium zu sein, verbunden ist.

Dieses Versprechen, das die ›Zeitung‹ auf einen Begriff der Information als Nachricht verpflichtet, mit dem sie über- und unterbestimmt ist, wird in der Kette der Informationsgewinnung nie eingehalten: Längst nicht alles, was geschieht, wird berichtet, auch liest nicht jeder *alles*, was berichtet wird. Die problematische Konstruktion des Versprechens, die jede moralische Nachfrage an das Ethos der Informationsverarbeitung (als Aufnahme, Speicherung und Rezeption) steuert, beruht damit für die ›Zeitung‹ auf der phantasmatischen Koppelung von Aktualität, Universalität und Publizität: *Alles* könnte in der ›Zeitung‹ stehen, dies *alles* könnte relevant sein und *alle* betreffen, *alles* Publierte sei ein kommunikatives Ereignis.

Angesichts der besten Absichten, nämlich der offensichtlichen Fülle des Mitgeteilten, tritt aber auch das inverse Problem auf: Jeder konkrete Einzelfall in einer sich nach und nach ausdifferenzierenden Zeitungslandschaft tendiert als Mitteilungspool dazu, mit der Welt der (für ihn möglichen) Informationen zusammenzufallen – und zwar angesichts ständiger Begründungsnot gegenüber legitimer Auswahl, trotz ständig praktizierter Auswahl, die die Unruhe und das schlechte Gewissen der ›Zeitung‹ erzeugt. Und je mehr in einer ›Zeitung‹ steht, je mehr sie sich ihrer virtuellen Tugendhaftigkeit annähert, umso weniger ist die individuelle, operativ erzeugte Systemgrenze (oder gar die Grenze des *Systems* ›Zeitung‹)<sup>28</sup> zu beobachten. Mit der Universalitätsanstrengung der ›Zeitung‹ beginnt so die beobachtbare Crux aller Massenmedien (schließlich der Weltkommunikation in ihrer Gesamtheit), in ihrer Einheit unbeobachtbar wie die Welt (der Informationen) zu werden.

Der Programmbereich ›Nachricht‹, der sich informationstheoretisch gesehen auf alle Zeitungseinträge erstreckt, folgt (nach Luhmann,<sup>29</sup> aber auch nach dem ›gutherzigen‹ wie ›politisch-instrumentellen‹ Zeitungsmacher der Frühen Neuzeit) der stillschweigenden Voraussetzung, dass die gelieferte Information ›wahr‹ sei. Die konstitutive Verkoppelung der Informationspflicht mit der Wahrheitspflicht zeigt sich am deutlichsten in der Aufregung über die Zeitungslüge – auch dies ein Übel, zu dem sich schon die Zeitungskritiker des 17. Jahrhunderts äußern. Die Hermeneutik des Verdachts, die die Gutgläubigkeit von Lesern (aber auch von Zeitungsdruckern gegenüber ihren Korrespondenten oder letzteren gegenüber ihren Informanten – möglicherweise den Lesern anderer Zeitungen) schützen



soll, beruht auf der Annahme, dass auch in Fragen der Wahrheit Geist und Buchstabe der ›Zeitung‹ zusammenfallen. Wenn nicht das, was der Fall ist, wahr ist, was dann? Ist aber jeder Eintrag als Nachricht und stillschweigend als eine ›wahre‹ Information lesbar (und entsprechend kommunizierbar), so kann ein weiterer Syllogismus gelten, der den Anspruch des ›schnellen‹ Mediums gegenüber ›langsameren‹ Medien zu steigern vermag: Alles, was die Zeitung als *aktuelles* Informationsmedium sagt, ist wichtig, und was sie gerade Mal nicht sagt, sei das Unwichtige: etwa das (ewig) Gestrige. Über Wahrheit und Lüge kann damit im ›außermoralischen‹ und zugleich innermedialen Sinne entschieden werden: Das, was gestern geschehen ist, sei nicht mehr ›zeitgemäß‹, und nur das Zeitgemäße zählt! Vor der beschleunigten Historisierung des Gültigen qua fortlaufender Aktualisierung ist das Medium selbst nicht gefeit: Nichts sei so alt wie die Zeitung von gestern, ist die Standardeinsicht der Selbstanwendung der Aktualisierungsmaxime. Diese schließt gerade nicht aus, dass Vergangenes, in anderen Archiven ad acta Gelegtes, durch die Veröffentlichung in der Zeitung wieder ›aktualisiert‹ werden kann.

Sosehr eine Beobachtung der Zeitung immer nur darauf setzen kann, dass das Medium seiner spezifischen Sorgfaltspflicht gegenüber dem aktuellen Wahrheitsstatus der Berichterstattung nachkommt (und sich über die ›Lüge‹ empört oder mit dem ›Gestrigen‹ langweilt), so leicht kann sich die Kritik am Medium in eine spöttische Abwehrhaltung gegenüber der Arroganz des obigen Syllogismus transformieren und die Universalitätsfiktion gegen das Medium selbst wenden: *Alles*, was in der ›Zeitung‹ steht, ist Alltägliches, nie wirklich Wichtiges, sondern banales Geschwätz – dies alles ist im Vergleich mit anderen Orten der Wissensproduktion und -speicherung nur ›Müll‹.

Auch hier scheint die ›Zeitung‹ sich in ihren Stärken ihrer medienspezifischen Schwächen zugleich bewusst. Viele Titel gerade des 17. Jahrhunderts und der die Qualitäten des Mediums einschätzende Diskurs warten mit dem Begriff bzw. der Figur der *Fama* auf, um die Ambivalenz zwischen ›Müll‹ und ›Nicht-Müll‹ allegorisch zu fassen. *Fama* gibt der Komplementarität bis Ununterscheidbarkeit von *Gerücht* und *Ruhm* im Umlauf der Kommunikation, dem sich die ›Zeitung‹ verpflichtet, ein doppelsinniges Gesicht. Als Prosopoë weist *Fama* in der Konstellation des medialen Versprechens auf eine weitere, ständig zu prozessierende Spannung hin, deren genuiner Austragungsort die gedruckte Zeitung gerade mit Blick auf ihre Aufgabe, wahrheitshaltige Nachrichten zu verbreiten, zu bleiben scheint: den kommunikativen Wechsel zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, der in einer ›typographischen‹ Kultur die Erinnerung der *Schrift*

an ihre (auch) mündliche Genese und Weiterverarbeitung ständig wach hält. Kann die gedruckte ›Zeitung‹ gegenüber der mündlichen, aber auch geschriebenen Zeitung ihren Wahrheitsanspruch durch und in ihrer Druck-Schriftlichkeit steigern, so hängt ihr der Verdacht der unsicheren, nämlich mündlichen und deshalb oftmals trügerischen Abkunft all ihrer Nachrichten immer auch an: Die ›Zeitung‹ verrät dann das wahrheitsstabilisierende Archiv der Schrift als *arché*, als Ursprung, weil sie zu schnell Informationen aus allen Kommunikationsformaten aufnimmt und diese zu schnell reproduziert und weiterverbreitet, weil ihre Informationen flüchtig wie der Tag sind. Sie ebnet trotz ihrer Druckschriftlichkeit den Unsicherheiten des Gerüchts den Weg und muss deshalb auf Verfahren sinnen, den eigenen Ruhm, den Ruhm des Mediums, wie den Ruhm dessen, dem sie zur Öffentlichkeit verhilft, sicherzustellen. Zeitungs-Geist und Zeitungs-Buchstabe, unterschiedslos alles, was die ›Zeitung‹ als ›Zeitung‹ sagt, zirkulieren zu lassen, fallen in *Fama*, die alle brauchen und alle fürchten, damit zusammen.<sup>30</sup>

Alles Mitgeteilte unterschiedslos als *Nachricht* begrüßen zu wollen: alles sei wahr und wichtig, vereint den professionellen wie den sorglosen Zeitungsmacher und -leser. *Alles* aufnehmen und weiterkommunizieren zu wollen, führte jedoch in den Kollaps des Informierens wie des Informiertseins.<sup>31</sup> Natürlich wird auch im Informationsmedium ›Zeitung‹ nur aus bereits vorhandenen Mitteilungen etwas selegiert und so die Unterscheidung ›Mitteilung‹ und ›Information‹ in kommunikationstheoretischer Hinsicht operativ gehandhabt, um in diesem Sinne *Informationen* für das System ›Zeitung‹ überhaupt erst zu erzeugen.<sup>32</sup> Und Gleiches gilt für die Funktionsstellen *Produzent* und *Leser*, die in analogen Diskussionen angesichts der Erfahrung, die man mit dem neuen Medium der gedruckten Zeitung (einer potenziellen Mitteilungsüberfülle für jedermann) macht, thematisch werden. Doch scheinen bestimmte, als problembezogen entfaltete Hinsichten auf das Medium im späten 17. und im 18. Jahrhundert damit zusammenzuhängen, dass man sich der Wahrheitsfiktion und der Universalitätsanforderung zugleich ausliefert. Gesellschaftliche Anliegen, wie ›die Menschheit in ihrem geschichtlichen Fortschritt‹ beobachten und fördern zu wollen, lassen es beispielsweise wünschenswert erscheinen, der Informationspflicht als gesellschaftlicher Praxis so wenig wie möglich Grenzen zu setzen und zugleich ›falsche‹ Berichterstattung wirksam zu unterbinden. Der Aufklärungsoptimismus setzt dann nachhaltig darauf, dass *jeder* seiner Zeitungs-Einträge ein *Ereignis* fortschreitender Wahrheitspublikation sei und als Informant des Fortschritts auftrete, der *alle* angeht. Die Druckschrift der ›Zeitung‹ soll dabei helfen, beständiges Archiv und flüchtige Kommunikationen mit dem Blick auf Wahrhaftigkeit kurzzuschließen.

Im Folgenden wird das Verhältnis von ›Zeitung‹ und *Archiv* unter der Wahrheitsoption des Zeitung(s)informations)universalismus thematisiert. Zu beobachten ist dabei auch, wie der räumlich organisierte, taxonomische Speicher des frühneuzeitlichen Wissens im 18. Jahrhundert im Medium der ›Zeitung‹ von Strukturen einer Verzeitlichung des Wissens erfasst wird.

## II. GOTT, DIE WAHRHEIT ODER: »ALLES SEI INFORMATIV« IST EIN GERÜCHT IM INNERMEDIALEN SINNE

Die Fragen, ob alles im Speicher ist und ob dies alles wahr sei, lassen sich von der Frage, wie alles in den Speicher kommt, nicht trennen. Die Nachricht über die soziale Wahrheit der universellen Kommunikation, die die ›Zeitung‹ ausstellt, ›Du *kannst* aus jeder Mitteilung eine Information machen‹, wird von einem besonderen Gerücht überliefert. Es sagt: Gott war der erste Zeitungsmacher. Diese frohe Botschaft, die den Imperativ der *Nachricht*: ›Du *sollst* aus jeder Mitteilung eine Information machen‹, verkündet, findet man etwa bei Kaspar Stieler, einem der ersten umfassenden Zeitungstheoretiker. Stielers Abhandlung *Zeitungs Lust und Nutz* von 1695 stellt das von anderen misstrauisch beäugte Druckmedium ›Zeitung‹ in den Zusammenhang göttlicher Informationspolitik, ein göttliches Postsystem mit Nachrichtenproduktion und Distributionsmitteln:

Wer etwas erheben will/pfleget entweder grosse Hern/oder Hochweise Männer mit einzumischen/und von denenselben einen Glanz und Ansehen zu erborgem/welches wir aber alhier nicht nötig haben/in dem der allerhöchste GOTT selber der erste Zeitungs verkündiger gewesen ist/und sich nachgehends durch seine heilige Zeitungs-träger: die Profeten/im Alten; und die Apostel im neuen Testament erwiesen hat/daß er die Zeitung liebe/wehrt halte/und sie durch die ganze Welt ausgestreuet wissen wolle. Denn/so hat er schon im Paradis die fröliche Zeitung: JEsus Christus gestern und heut/und derselbe auch in alle Ewigkeit/erschallen lassen [...]. Und auf diese fröliche Zeitung haben alle Patriarchen/Gottfürchtige Könige und Profeten sich dermassen im Glauben gegründet/als ob alles gegenwärtig oder geschehen wäre. Was war auch diß vor eine schöne Zeitung/als GOTT stracks nach der Sündflut/den Noah versicherte/er wolte hinfort nicht mehr schlagen/alles was da lebet/wie er gethan hätte.<sup>33</sup>

Natürlich hat Gott mit dem erhabenen Pragmatismus seiner ersten Nachricht – ›und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht‹ – und deren enormer informationstheoretischer Relevanz keine Probleme gehabt. Gottes Postsystem hebt auch seit alters her im Schema Typos-Antitypos sein universelles Wissen auf. Sein heilsgeschichtlich strukturierter Speicher ist mit alten wie mit neuen Einträgen für alle Menschen schon immer aktuell und relevant gewesen. Die aktuellste Wahrheit, die des jüngsten Tages, hält der Speicher des göttlichen Wortes genauso bereit wie jede zitierende Wiederholung seiner ›res‹ und ›verba‹. Stieler bezieht sich selbstverständlich auf die in der Bibel als heiliges Wort Gottes niedergelegten ›Zeitungen‹, die alle daraus abgeleitete Weltgeschichte als Heilsgeschichte zu umfassen vermögen. Die menschliche Memoria soll sich ihrerseits auf den Informationswert des göttlichen Speichers und seine universelle Reichweite, seine verborgenen wie offenbaren Elemente erinnernd und neu erschließend beziehen. Genau diese Aufgabe vollzieht Stieler, wenn er das neue Medium Zeitung in den Kontext göttlicher Nachrichten einschreibt, um »Glanz und Ansehen zu erborgen«.<sup>34</sup>

Aufgrund der Annahme ihrer endlichen Uninformiertheit gegenüber göttlicher Allwissenheit bleibt menschliche Kommunikation dabei auf die unablässige Vervollständigung ihrer Wissensbestände angewiesen. Wie andere Einträge (etwa des Polyhistor) in das Buch der Welt arbeitet auch die Zeitung im 17. Jahrhundert so dem vertikal instruierten, neuzeitlichen Wissensdurst zu. Dieser hofft immer auch auf die ›von oben‹ beglaubigte Relevanz jedes neuen Eintrags. Die vertikale Beglaubigungsstruktur unter weltimmanenten Bedingungen interessiert die ›Zeitung‹ im Rahmen absolutistischer Herrschaftsausübung. Diese bemächtigt sich des Mediums, bevor gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit den ersten ›gelehrten Journalen‹ (in Deutschland) weitere professionelle Verwalter des Wissens die neuen medialen Möglichkeiten der Zeitung erkennen.<sup>35</sup>

Dass auch andere Informationen streuen, die nicht durch eine obrigkeitliche Nachrichtenpolitik kontrolliert werden können, auch dies wird als Effekt des neuen Mediums beobachtet. Interessanterweise setzt die Zeitung in ihren emblematischen Sinnbildern auf Allegorien, die der Berufung auf die ›göttliche‹ Zeitung und ihrer wahrheitsverbindlichen Referenzialisierbarkeit zu widersprechen scheinen: Hermes, Götterbote zwar, doch als römischer Merkur auch Schutzgotttheit der Kaufleute und Diebe, und Fama, die zwiespältige Göttin des Gerüchts wie des Ruhms. Sie sind die Schutzpatrone der neuen Kommunikationsform ›Zeitung‹, die damit an ikonographische Bestandteile und tradierte Sinnbestände des Boten-, Post- und Kaufmannswesens anschließt.<sup>36</sup> Fama und Merkur lenken

im Auftrag der ›Zeitung‹ die Aufmerksamkeit von einer göttlichen Streuung auf die proteusartige, horizontale Ausbreitung aller Wissensbestände. Die Ersetzung Gottes durch Merkur und Fama macht aus gottgefälliger wahrer Information, der sozialen wie historischen Resistenz des göttlichen Speichers, trotz höchster Kommunikationserfolge ein zirkulierendes weltliches Gerücht: Jede neue Information als Eintrag in den Speicher des Weltwissens muss ihre Wahrheitsfähigkeit je und je neu beglaubigen lassen.

Paul Jakob Marperger, Zeitungstheoretiker des frühen 18. Jahrhunderts, interessiert sich für das Gerücht als Effekt umlaufender Kommunikation.<sup>37</sup> Er fragt 1726, warum man die Zeitungen auch »Couranten« nenne:

Couranten heissen sie, weil sie von einer Stadt, ja (wie es theils mit Lügen, theils mit Plaudereyen gar gebräuchlich ist) von einem Hause zu dem andern lauffen, also, daß solche denen von hohen Bergen herunter rollende Schnee-Ballen gleich seyn, welche, wie klein sie auch anfänglich gewesen, endlich entsetzlich groß, ja von kleinen Kindern in wenigen Tagen zu großen Riesen werden, also daß der Vater der sie gezeuget, selbige hernach selber nicht mehr kennet, und sich über ihren geschwinden Wachs-  
thum verwundern muß.<sup>38</sup>

Auf unheimlich schnelle Weise wächst der Speicher des Wissens in der gerade von den Zeitungen veranstalteten Zirkulation an. Um das Schneeballsystem der gedruckten Kommunikationen in den Griff zu bekommen, entwickeln die Zeitungsproduzenten des 17. Jahrhunderts einen besonderen Operationsmodus, der die Textsorte ›Nachricht/Bericht‹ generiert – im Unterschied etwa zu einer über die ›reine Nachricht‹ hinausgehenden Kommentierung, die die berichteten Ereignisse bewertet. Die *Nachricht* als operativer Textmodus versucht, in der Trennung der ›res‹ von unnützen ›verba‹ *res* und *verba*, Ereignis und Worte zusammenfallen zu lassen. Die Versachlichung des Ereignis-Eintrags in der ›Nachricht‹ lässt sich über die Einhaltung des purifizierenden klassisch-rhetorischen Fragensets – ›wer, wann, wo, warum und wie‹ – bei den frühen gedruckten Zeitungen beobachten.<sup>39</sup> Die Formgebundenheit der *res* an ihre *verba*, die vom Genus der objektiven Nachricht, des objektiven Berichts in Abrede gestellt zu sein scheint, wird über die in der Frühaufklärung dann einsetzende Ausdifferenzierung in Textsorten-Typologien wieder zugänglich und beobachtbar gemacht. Hier ›pure‹ Nachricht, dort ›beurteilender Kommentar‹ (oder unterhaltende Erzählung, Werbung u. a. m.) setzen in ihrer genrespezifischen Trennung eine interne Ausdifferenzierung der ›Zeitung‹ in Gang. Dennoch bleibt jeder Kommentar, jede Mei-

nung, jeder Eintrag eines Genres eine Nachricht im umfassenden Sinne der aufgestellten Überlegung, dass die Zeitung ein Informationsmedium sei.

Die ›kernige‹ Linie, denn so lautet die Metapher für den auf ihren zuverlässigen ›Kern‹ reduzierte oder verdichtete Nachricht, lässt sich als so genannter ›Faktenjournalismus‹ bis in die Gegenwart hinein verfolgen. Es geht dabei um die Entscheidung für die Fiktion der reinen Proposition, des reinen Inhalts.<sup>40</sup> Im Absehen vom Medium der Sprache, der Sprachvermitteltheit der ›Nachricht‹, werden so neue zeitungstypische (kurze) Textformen geschaffen, an deren Spitze heute die kurze dpa-Meldung steht. Mit der Produktion der ›objektiven Tatsache‹ als selbstblindem Textereignis wird die soziale Entscheidung über ›Wahrheit und Lüge‹ eines Textes im medialen Sinne für die Zeitung attraktiv. Die dekontextualisierte, vereinzelte Nachricht erscheint im synchron mitgelieferten Umfeld anderer Nachrichten-Texte als ihrer medial gegebenen Gegenwart – dem kontingenten Schriftarchiv des Tages. Die Zufälligkeit der Ansammlung, die augenfällig die »ungeordnete[n] Zeitungen« (Christian Weise)<sup>41</sup> auszeichnet, wird ab dem späten 17. Jahrhundert an die Person des Zeitungsmachers (der Drucker und/oder Herausgeber), als den verantwortlichen ›Urheber‹ des Produkts rückgebunden. Er stellt seine Verantwortung gegenüber der objektiven Nachricht allerdings gerade in der Dissimulation seiner Urheberschaft unter Beweis. Gilt die scheinbare gelungene Trennung von *res* und *verba* zunächst der Abwehr des Vorwurfs einer Parteilichkeit,<sup>42</sup> so stilisiert der Nachrichtenmacher des späten 18. Jahrhunderts sich, seine Korrespondenten und ihr analoges Entäußerungsmedium zum neutralen Durchgangsort von Nachrichten: August Wilhelm Schlözer, Zeitungsmacher und -theoretiker des späten 18. Jahrhunderts, bevorwortet in diesem Sinne seine sehr erfolgreichen »Stats-Anzeigen« 1782 folgendermaßen:

Anfänglich war diese periodische Schrift mein Werk. [...] Aber schon seit merern Jaren ist sie nicht mein Werk mer: ich bin blos Sammler, Herausgeber, Handlanger bei Andrer ihren Dienstleistungen, Ausspender fremder Woltaten.<sup>43</sup>

Und bei der Dienstleistung ›Faktenvermittlung‹ denkt er:

Meiner PrivatMeinung nach [...] darf der glückliche Bewoner solcher Gegenden, wo Preßfreiheit neben der heil. Justiz thronet, wenn von *Factis* die Rede ist (denn da *Facta*, und vollends nackte *Facta*, ein ungewontes Auge, gleich der nackten Schönheit, weit stärker rüren, als *Rai-sonnemens*, oder verkleidete, mit Declamationen beladene *Facta*; so ist

bei jenen, wider die gemeine Meinung, noch mer Vorsicht, wie bei diesen, erforderlich); alles drucken lassen, »1. was wahr ist, und 2. sich als wahr erweisen läßt; falls 3. dessen Bekanntmachung überwiegenden Nutzen verspricht, und 4. weder der Einsender noch der Herausgeber der Anzeige, durch specielle Pflichten, an dessen Bekanntmachung gehindert wird.«<sup>44</sup>

Die Verteidigung der »Facta« gegen die Worte des Raisonnements und rhetorischer Deklamation verhält sich in gewisser Weise antimedial, weil sie alle weiteren Überlegungen zur Sprache als Form distanziert. Diese ziehen unter dem Stichwort der *Kritik* und des *Raisonnement* seit der Frühaufklärung auch in die Debatten über Zeitungen und deren Sprache ein, wie das ›kritische Raisonnieren‹ zeitgleich eine genrespezifische Kommentarfunktion gerade in den Zeitungen ausbildet, die die nachhaltige Ausdifferenzierung des Mediums und damit seine ›Geschwätzigkeit‹ vorantreibt. Zugleich verhält sich aber auch der Versuch, sprachneutrale Faktizität in der Nachricht einzuholen, im Sinne der spezifischen Moralität der ›Zeitung‹, die damit ebenfalls genuine Textsorten produziert.

Worauf Schlözer in seinen Bemerkungen zu Aufgaben und Funktionen der Zeitung dennoch nicht verzichten kann, ist die soziale und personale Rekontextualisierung aller Kommunikationen – der Stoff, aus dem er so gut wie seine Boten und damit auch ihre Nachrichten sind. Nun weiß Schlözer am Ende des 18. Jahrhunderts, dass nicht allein der gute Wille und ein integrierender Charakter ausreichen, um das Problem der ›Wahrheit der Faktizität‹ mit Ethos-Annahmen und über ›korrekte‹ Berichterstattung zu lösen. So rückt er, bei aller Sprachdistanziertheit, der fortlaufenden »Berichtigung« eine Berechtigung ein. Als eigene Verfahrensrationalität der ›Zeitung‹ beobachtet, kommt die periodische Erscheinungsweise dem aufklärerischen Anspruch zupass:

Denn Berichtigungen werden, auch bei aller mensch=möglichen Vorsicht, immer nötig seyn. Es scheint auch wirklich, daß man immer mer einsieht, wie dies ein notwendiges Uebel der Preßfreiheit und Toleranz sei [...].<sup>45</sup>

Im ständig anwachsenden Umlauf der Kommunikationen trägt die ›Zeitung‹ so auf ihre Weise zur kritischen Verzeitlichung der immer größer werdenden Wissensbestände bei; deren periodisches Wachstum wie deren Korrektur von Tag zu Tag ist für den Aufklärer ein unhintergehbare »Übel« und tritt doch nur als notwendige Folge einer positiv besetzten »Preßfreiheit und Toleranz« auf.

Das »Übel« des nachfolgenden Eintrags mit korrigierender Funktion (zugunsten einzuholender Wahrheit) bezeichnet präzise das ›metaleptische Postprinzip‹ des 18. Jahrhunderts: Dasjenige, was Wahrheit begründen soll und voraussetzt, kommt immer auch nach – Information. Der gedruckte Speicher der Schrift, der erinnerungs- und aufbewahrungswerte Informationen bereithält, soll beherrschbar bleiben und läuft sich doch ständig als Wahrheit wie als Gerücht davon. Dieser Umlauf, zu dessen Potenzierung und Beschleunigung die ›Zeitung‹ beiträgt, ist ein die Ereignisse und ihre Worte zeitlich transformierender Prozess, in dem die *Neuigkeit* auch bei der Wahrheit *den* Unterschied machen soll – und auch hier sind gerade die Zeitungen zweckdienlich:

Novellen nennet man sie, a novo aliquo, von dem was Neues uns zu Ohren oder zu Gesichte kommt, und vorher nicht bekannt gewesen, gesehen und gehöret worden [...].<sup>46</sup>

Es geht damit um die Frage, wie sich die auf die aktuelle Neuigkeit einstellende und flüchtig zirkulierende Zeitung zum Gedächtnis der *Historia* verhält, das in seinen überkommenen Modellen räumlich-topisch organisiert gedacht wurde. Die Konkurrenzsituation zwischen ›Zeitung‹ und ›Buch‹ als unterschiedlichen Medien, die den Narrativen der *Historia* einen ›medialen‹ Ort geben, tritt hier besonders deutlich zu Tage. Für die ›Zeitung‹ geht es dabei immer auch um die prekäre Verbindung von Gerücht und Ruhm, die die Figur der *Fama* leistet und auf die sich die historiographisch ausgerichtete Nachrichtenfunktion der Zeitung ebenfalls beziehen soll.<sup>47</sup> So heißt es bei Kaspar Stieler:

Dahero hat auch die Zeitung mit den Historien so eine grosse verwantnüss/ und ist darzwischen kein ander unterscheid/als/daß die Historie ihre Ordnung hält und bey einer Sache bleibet; die Zeitung aber in allerhand Königreiche fleuget/bald über Meer streichet/bald in die neue Welt horchet und stückweise heraus holet/was von einem Tage zum andern alda vorgehet. Und/gleich wie die Historie ohne die Zeitung nicht fortgesetzt werden mag: Also hätte diese so viel Nutzen und Glauben nicht/wann sie den Strich ihrer Gültigkeit nachgehends aus jener nicht haben noch halten möchten.<sup>48</sup>

Die Unbekümmertheit einer bald hierhin, bald dorthin streichenden Zeitungs-*Fama* ist dahin, wo sich die ›Zeitung‹ an ihren Nutzen und die »Gültigkeit« ihrer historiographischen Aufgaben erinnert sieht. Sosehr sie die Lücken der her-



kömmlichen Historie mit Gegenwartswissen aufzufüllen vermag, so sehr »geht« der *Zeit*, die in ihrer Druckschrift zum Zuge kommt, die *Geschichte* immer »nach«. Die Wahrheit der Schrift in der Zeit, die sich selbst überholt, ist nicht zu haben ohne die Wahrheit einer Geschichte des bereits Verschrifteten, und doch hinkt alle Geschichte der eiligen Zeit und damit sich selbst immer hinterher:

Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestrieb zu stehen; es wacht allerdings auch über die Reize von außen, die von beiderlei Triebarten als Gefahren eingeschätzt werden, aber ganz besonders über die Reizsteigerungen von innen her, die eine Erschwerung der Lebensaufgabe erzielen. Hieran knüpfen sich ungezählte andere Fragen, deren Beantwortung jetzt nicht möglich ist. Man muß geduldig sein und auf weitere Mittel und Anlässe zur Forschung warten. Auch bereit bleiben, einen Weg wieder zu verlassen, den man eine Weile verfolgt hat, wenn er zu nichts Gutem zu führen scheint. Nur solche Gläubige, die von der Wissenschaft einen Ersatz für den aufgegebenen Katechismus fordern, werden dem Forscher die Fortbildung oder selbst die Umbildung seiner Ansichten verübeln. Im übrigen mag uns ein Dichter (Rückert in den *Makamen des Hariri*) über die langsamen Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntnis trösten:

»Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.  
.....

Die Schrift sagt, es ist keine Sünde zu hinken.«<sup>49</sup>

### III. HINKENDE BOTEN ODER: WIE KOMMT DIE ZEITUNG ZUM ARCHIV?<sup>50</sup>

Der bereits mehrfach zitierte Paul Jakob Marperger bietet noch eine weitere Bestimmung für das Kommunikationsmedium Zeitung an:

Relationes heisset man die Avisen, weil sie referiren, was hin und wieder in der Welt sich zugetragen, vielmals aber kommt der hinckende Bote hinten nach, daß nemlich das referirte unwahr sey [...].<sup>51</sup>

Der hinkende Bote ist ebenfalls eine Figur des Flugblatt-, Kalender- und Zeitungswesens des 16. und 17. Jahrhunderts. Er ist über die Ikonographie des Post- und Botenwesens mit derjenigen von Merkur und Fama verknüpft.<sup>52</sup>

Der hinkende Bote belehrt den schnellen Botenläufer und dessen leichtgläubige Zuhörer eines Besseren: »hinkende post, hinkender bote«, heißt es im Grimmschen Wörterbuch, »wird von einer später einlaufenden unangenehmen nachricht gesagt«. <sup>53</sup> Unangenehm oder ein »Übel«, wie Schlözer meint, ist seit dem mittleren 18. Jahrhundert, dass dann auf ganz formale Weise jede Geschichte ihre Zeit und damit ihre Geschichte hat, jede noch so neue Nachricht nicht mehr davor sicher ist, in ihrem der Faktizität oder einer »höheren« Wahrheit geschuldeten Anspruch überholt zu werden, egal ob durch gute oder schlechte Nachrichten; und dies nicht zuletzt, weil sich darin die »Aktualität« der neuen Zeitungsnachricht bestätigt, geradezu bestätigen muss. <sup>54</sup>

Auf der zunehmend beschleunigten Strecke zwischen Korrespondenten und Drucker-Verlegern scheint die schnell publizierte Zeitungsnachricht wahrheitskorrigierende Filter anderer Art hinter sich zu lassen, zu überspringen. Auch sie, die das menschliche Medium des schnell reitenden Boten mit eiligen mündlichen oder schriftlichen Botschaften auf Dauer ersetzen wird, hat keine Zeit, irgendwo länger zu verweilen. Kann man für den *Aviso* und die *Relation* ein ungefähres Zeitmaß von zwei Wochen annehmen, die eine Sammelkorrespondenz brauchte, um als aktuelles Wissen ihren Druckort zu erreichen, beschleunigt sich der Vertrieb der »heißen«, »druckfrischen« Ware »Nachricht« künftig immer mehr (bis zum fast stündlichen Abgang von Korrespondenzen im 18. Jahrhundert):

Der Verkauf der Avisen geschiehet in grossen Städten von einem oder mehr deroselben Verlegern, täglich, oder nur zu gewissen Post- und Avisen-Tagen, und zwar, so zu reden gantz brühheiß in ihren Häusern, oder darzu anderwärts in der Stadt habenden Boutiquen, so bald selbige nur aus denen Druckereyen kommen, also, daß vielfältig dergleichen gedruckte Zeitungen, wenn sie gleich mit der Post weggesendet werden, noch gantz feucht und naß über 10 bis 20 Meilen an Ort und Stelle kommen, wo sie hin gesendet werden. <sup>55</sup>

Der Zeit verknappende Umlauf der Nachricht perspektiviert die Informationsverarbeitung durch den Buchdruck im »Buch« als langsame Medienpraxis. Dem »Buch« gegenüber vernachlässigt wiederum die eilfertige »Zeitung« den situativ angereicherten Kontext des überkommenen Buchwissens. Die dekontextualisierten Zettelnachrichten verlieren den Zeitbezug der langen Dauer und die damit verbundene Sicherheit bestimmter Zuordnungsverfahren von Ereignissen und ihrer Darstellung.

Zugleich ist die gedruckte Zeitung des 17. und 18. Jahrhunderts noch lange nicht Herr über ihre kontextuelle Weiterverarbeitung. So kopiert sie mit ihrer schnellen Art die mündliche Kommunikationssituation und deren Kontextsicherheiten nur zum Teil. Denn der zeitlichen Nähe der gedruckten Nachricht und ihrer Rezeption zum referierten Ereignis korrespondiert keine räumliche Nähe desjenigen, der die Zeitung als Kommunikationspartner benutzt; das wiederum macht die Zeitung als neues Medium so spannend: möglichst schnell und regelmäßig über etwas noch so weit entfernt Liegendes informiert zu werden. So wird die kurze Frage an den schnellen Boten aus der Ferne – ›was gibt's Neues‹ – von den ersten Zeitungstheoretikern des späten 17. Jahrhunderts als affektive Grundsituation jedweder Zeitungsproduktion angesehen. Verdächtig ist die *curiositas* des Zeitungslesers aber dennoch, weil in ihr ein bedenkenloses Substitutionsverfahren vermutet wird. Die Bereitschaft, das schon Bekannte gegen das Neue einfach auszutauschen, produziert den Effekt der »Zerstreuung«, der bei den Zeitungen geduldet wird, aber auch hier unter Verdacht geraten kann. Es ist das künstliche Gedächtnis der Schrift, das dem in seiner Zerstretheit gedächtnislosen Zeitungsleser, seinem unzuverlässigen natürlichen Gedächtnis, das vielleicht nur über Tageseinheiten und geringe Aufnahmekapazitäten bei der Abspeicherung verfügt, dann erneut zur Hilfe kommen soll. Diese Hilfestellung gelingt aber nur mittels eines Medienwechsels, der auf das ›Buch‹ zielt.

Die Gefahr, die bei allen Informations- und Lesesüchtigen bereits um 1700 droht, ist das Ausbleiben des *iudiciums*. Dieses braucht Zeit, ob in der vergleichenden Lektüre mehrerer Zeitungen oder im zirkulierenden *Gespräch*. Doch reichen lesen und Gespräch allein nicht hin, man sollte das Gehörte und Gelesene wiederum »notiren«, wie ein Beobachter der Zeitungseffekte im späten 17. Jahrhundert meint. So inszenieren die *Erbaulichen Ruhestunden* (1676–1680) von Johann Frisch in zeittypischer Manier ein solches Gespräch, das vorführt, wie auch die Zeitungsleser an die druckgestützte Memoria heranzuführen seien.<sup>56</sup> Die Anekdote über den schnellen Boten, die zu schnell Gehör und Glauben schenkenden Zuhörer und beider Beschämung durch den langsam »hinkenden Boten«, dient dabei als Folie der Verteidigung der ›Zeitung‹ wie einer erinnernden Eingemeindung ins Archiv der Schrift: Es kann nicht tadelnswert sein, sagt ein Gesprächsteilnehmer, wenn man weiß,

daß ein ander von einem oder anderen Nachricht hat/denselben befraget was passiret sey: [...] auch/wenn man vermuthend ist etwas zu vernehmen/welches des notirens werth ist: Denn die Historische Wissenschaft ist ein unerschöpfliche Brunquell allerhand nöthiger und nützlicher Leh-

ren: Es habe einer für eine Profession was er will/die Historia wird ihm Nutzen schaffen/wo er nur so viel verstandes hat/daß er den Kern so in den Schalen der Umstände verborgen lieget/finden/und bey rechter Gelegenheit appliciren kan. Wer aber so witzig nicht ist/dem ist wenig oder nichts daran gelegen/ob er weiß was geschehen oder nicht. Wenn ein solcher Neue Zeitungen höret/ists gleich als ob einer im Nebel durch eine Stadt fährt/da er ebenso viel von nachsagen kan/als währe er nicht da gewesen.<sup>57</sup>

Um erfolgreich zu kommunizieren, muss man den Wechsel zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit beherrschen und immer erneut das künstliche Archiv der Schrift einsetzen. Nicht umsonst invertiert die zitierte Bemerkung die Gedächtnisarchitektur der Memoria-Tradition: Durch Nachfrage gewonnenes Wissen geht dem natürlichen als dem schriftlosen Gedächtnis gleich wieder verloren, es gleicht einer im Nebel verborgenen Stadt, deren verstreute *loci* weder erkannt noch mit *imagines agentes* erneut belegt worden sind.

Doch scheint das gedruckte Notationssystem der Zeitungen selbst auf der Schwelle zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu verharren und damit den Applikationsvorschriften eines auf einer schon geordneten *Memoria* beruhenden *iudiciums* ebenfalls nicht zu genügen. Nur mangelhaft bauen Zeitungen am verschrifteten/gedruckten Archiv des Wissens mit, ein Mangel, der sowohl ihr topisches Zuordnungsvermögen wie die Techniken des *invenire* als eines erinnernden Wiederfindens betrifft.<sup>58</sup> Es ist damit das ›Buch‹, das als kritisch hinterherhinkender Schwellfuß der Wahrheitsfindung die umherstreunenden Zeitungen verfolgt. Erst das ›Buch‹ als überindividuelles und überzeitliches Zeitungs-Archiv sichert den für die Wahrheitsfindung geforderten operativen Modus einer vergleichenden Vorher-Nachher-Lektüre der Zeitungsnachrichten mit langfristigem memorialen Zeitrahmen; es begünstigt die Konstruktion von *Geschichte* als Re-Konstruktion von Einzelereignissen in größeren, womöglich Gesamtzusammenhängen. Dem die Einzellieferungen einer Zeitung archivierenden ›Buch‹ droht im 18. Jahrhundert dann natürlich auch selbst das historisierende Übel der unaufhörlichen Revision der Revisionen.

Damit das ›Buch‹ hinter der schnellen Zeitung nicht im Latenzstadium verharrt, wird es sichtbar gemacht: »Uebrigens«, schreibt Schlözer in seinem schon zitierten Vorwort zum Jahresband der »Stats-Anzeigen«,

ist dies Buch keine Zeitung: sondern ein Buch, wie alle Bücher, die UniversitätsDocenten, für welche alles BücherSchreiben nur Neben= nicht HauptSache ist, liefern können.<sup>59</sup>

Doch nicht erst mit der Autorfunktion des 18. Jahrhunderts im Rücken gelingt es den buchmacherischen Zeitungsvätern, ihre bis zur Unkenntlichkeit entstellten Schneeballkinder, die in die Welt gesetzt und im Umlauf sich ständig verändernden Nachrichten, wieder einzufangen.

Zu einem ordentlichen, und das heißt dann zunächst, zu einem ›gelehrten‹ Buch gehören, besonders wenn es viele Informationen versammelt, Paratexte wie Titel, Inhaltsverzeichnisse und Register. Bereits die ersten und vielleicht deshalb überhaupt erhaltenen Zeitungen, der *Aviso* und die *Relation*, erscheinen im Quartformat als Jahressbände mit Jahrestitelblatt; der Herausgeber der *Relation*, Johann Carolus, verzichtet noch angesichts göttlicher und obrigkeitlicher Wissensallmacht, aber auch schon aufgrund von Zeitknappheit und mit Blick auf eine selbsttätige, kritische Leserschaft auf die nachträgliche Revision offensichtlicher ›Falschmeldungen‹ im Archiv. Er stellt dies in einer Vorbemerkung zum Jahressband seiner Wochenzeitung dem aufmerksamen Leser anheim:

Als wollte der großgünstige Leser solcher/wie auch/was in der Eyl vbersehen/seinem vernünftigen wissen nach/vnbeschwert selbstn Corrigiren, Endern vnd verbessern [...].<sup>60</sup>

Karl Philipp Moritz, einer der vielen Wahrheitssucher des späten 18. Jahrhunderts, verlegt das Übel der Revision als »Revision der Revision« bereits in die einzelnen Lieferungen seiner Zeitschrift. Aber auch er versäumt es nicht, wie sich für viele andere zeitgenössische Projekte zeigen ließe, im Titel der Zeitung bereits auf die unverzichtbare Größe eines die Nachrichten sammelnden und über die Zeitverfallenheit der ›Zeitung‹ hinausreichenden *Archivs* hinzuweisen: *Gnothi Sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* (1783–93). Viele Zeitungsprojekte aller Genres, die unbekümmert als Loseblattsammlung der Tagesgeschichte starten, erscheinen schließlich als Jahressband in Buchform, dem Primärarchiv der Zeitung. Damit wandern sie dann auch in die Aufstellung und Ordnung der privaten wie öffentlichen Bibliotheken ein.<sup>61</sup> Die Einregistrierung in die gelehrte Praxis der Buchproduktion ist der archivalische Aufmacher, dem die Zeitungsmacher des 17. und 18. Jahrhunderts vertrauen, um die historiographische Dignität ihrer Zeitung und ihrer Nachrichten unter Beweis zu stellen. So gibt etwa der Herausgeber der ersten Tageszeitung von 1650, der *Einkommenden Zeitungen*, auf dem Jahrestitelblatt folgende Nachricht über seinen Zeitungsjahressband aus: Dessen Zweck sei es,

aus diesen unsern neu-einlauffenden Kriegs- und Welthändeln ein so vollständiges Werck zusammen zu tragen/daß/wann das Jahr mit Gott

zu Ende man solche jedesmal in einem besonderen Bande beysetzen und nach der Zeit/durch Vermittlung eines Registers/so dann mit anzufertigen/als in einem Jahr- und Geschicht-Buche zu bedürffender Wissenschaft sich gnugsam erholen könne [...].<sup>62</sup>

Die Kunst zu wissen, »Wissenschaft«, wird hier deutlich in den Kontext von gelehrter Praxis gestellt, und besonders die Herausgeber der gelehrten Journale folgen in der Aufmachung ihrer Jahresbände dann diesen Vorgaben.<sup>63</sup> Dabei kann das Verhältnis zwischen aktuellem Journal als »Tag-Buch« und dem »Jahr-Buch«, differenten Aufbewahrungsorten von (bis zu täglich) neuem und wieder vergangenem Wissen, auch umakzentuiert werden:

Die gelehrte Correspondentz ist, so wie auch bey politischen Gazetten, die Hauptquelle aller Nachrichten, und so zusagen, die Seele einer gelehrten Zeitung. Fehlet es an der, so fehlts auch gantz gewiss an täglichen Neuigkeiten, mangelt es aber darann, und kommt man bloss mit solchen Sachen, die etwa nur in demselben gantzen Jahr sich zugetragen, oder mit unaufhörlicher Erzehlung, der darinn nach und nach herausgegebenen Bücher aufgezogen, so mangelt es an einem wesentlichen Stücke des Journals, und dasjenige, was ein Tag-Buch seyn solte, wird zu einem Jahr-Buch oder Chronik.<sup>64</sup>

Die Register der Jahresbände scheinen dabei an die Stelle einer die Welt der Ereignisse zusammenschrumpfenden Chronik zu treten und ihrer Form nach eine überblicksartige Kondensierung all dessen, was mitteilenswert gewesen ist, zu versprechen: Als wichtig in der anwachsenden Fülle der Informationen bleibt übrig, was den Weg in das Register der Gelehrsamkeit gefunden hat. Die alphabetischen Register der »Sachen« und »Namen« eröffnen der nachschlagenden, systemisch sich orientierenden Suche im Archiv dabei andere Wege als etwa die Inhaltsverzeichnisse solcher Jahresbände; letztere stellen eher die kontingente und stetig anwachsende Häufung der Welt der Informationen in den Zeitungsbänden aus:

Weil bey anwachsender Materie gelehrter Neuigkeiten die Recensionen derer gelehrten Monats-Schriefften nach und nach theils seltener theils kürztzer in diesen Zeitungen wurden, und aber vielen mehr mit umständlicher Nachrichten von Büchern gedienet war, als mit Neuigkeiten: so geschah es, daß man im Jahr 1734 anfieng, nebst denen Gelehrten Zei-

tungen annoch besondere Blätter unter der Aufschrift: Nöthiger Beytrag zu den wöchentlich herauskommenden Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, wöchentlich ein Stück auszugeben, worinnen nur die gelehrten Monats-Schriefften von Artickel zu Artickel umständlich recensiret wurden. Sowohl über diese Beyträge als die Gelehrten Zeitungen selbst, kam im Jahr 1740 ein Universal-Register in 8 heraus, so den Titel hatte: Universal-Register der Leipziger Gelehrten Zeitungen, von deren Anfang, das ist, vom Jahre 1715, biß zum Beschluß des Jahres 1737, ingleichen die zwey ersten Bände der Beyträge zu diesen Zeitungen [...].<sup>65</sup>

Im Kontext des archivierenden Buchs und seiner »Universal-Register« überleben so alle einmal gedruckten Nachrichten ihr tägliches Verfallsdatum im Nachhinein, beschwert mit den (textuellen) Apparaturen der Gelehrsamkeit. Die konstitutive Verschränkung von Archiv und Umlauf, die eine nachgelieferte Bevormundung durch die metaleptische Druck-Schriftprothese impliziert, indem der Neuigkeit des ›Blattes‹ die aufgeschwellte Wahrheitspost des ›Buches‹ hinterherhinkt, sei an einem relativ beliebigen Beispiel kurz demonstriert.

Die *Mannigfaltigkeiten*, die es als typische Wochenschrift des 18. Jahrhunderts verstanden, sich im Reihentitel über »neue«, »neueste« und »allerneueste Mannigfaltigkeiten« 15 Jahre lang zu halten und ständig zu ›verjüngen‹ (1770–1785), statten ihren ersten Jahresband mit folgenden paratextuellen Eintrittstoren aus: Titelei (Jahrestitel) – »Vorbericht zum ersten Jahrgang der Mannigfaltigkeiten« – »Verzeichnis der im ersten Band enthaltenen Kupfer« – »Anzeige der im ersten Band enthaltenen Sachen« (das sind die Inhaltsverzeichnisse für das erste Vierteljahr usw.) – Titelbogen für »Des ersten Jahrgang Erstes Vierteljahr September bis November 1769« – »Vorbericht« (zu der ersten Lieferung). Dann folgen die angebotenen Lieferungen der Einzelhefte in chronologischer Reihenfolge.<sup>66</sup> Selbstverständlich kommentiert der »Vorbericht« des Jahresbandes den »Vorbericht«, der die erste Lieferung begleitet hatte. Als kritischer Kommentar vergleicht er das Geleistete mit dem Versprochenen. Als seinerseits neueste Nachricht verfolgt so das Gesetz des Vaters die unordentlichen Nachrichtenkinder. Die aktuelle Buchveröffentlichung der Zeitungsnachrichten stellt damit den Versuch dar, das Prinzip des Vatermords jeder neuen an jeder alten Nachricht rückgängig zu machen. Zugleich schreibt sich das nachträgliche Jahresvorwort in die temporalisierte Struktur der Wahrheitsermittlung ein – zukunfts offene Projekte waren die Zeitungen schon lange, bevor die Bücher die Zeitverfallenheit der Informationen im modernen Sinne der Historisierung zur Kenntnis nehmen. Viele Vorreden der

Zeitungsbücher des späten 18. Jahrhunderts nennen sich selbst »Vorerinnerung« und lassen sich vielleicht auf die vorgeführte Weise auf das ›metaleptische‹ Post-Dispositiv der Wahrheit beziehen. Ein melancholischer Chronos-Saturn, der seine aufbegehrenden Kinder frisst, und Ödipus, der seinen Vater in voreiliger Unkenntnis mordet und dessen Wahrheitsfindungsprozess in der Zeit mit einem hinkenden Schwellfuß emblematisch verbunden ist, scheinen sich so im Zeitungs-Archiv-Buch des 18. Jahrhunderts zu begegnen.<sup>67</sup>

#### IV. VERSTREUTE ANMERKUNGEN ZU WEITERER MEDIENKONKURRENZ

Die mit der Erinnerung versprochene Archivfrage trägt damit der *Zeit* die *Geschichte* wieder an. Das skizzierte Wechselspiel zwischen Zeitung und Buch orientiert sich dabei ganz an der Wahrheitsfrage. Über das wechselseitige Aufklärungsbestreben zwischen Gegenwart und Geschichte hinaus lässt sich für die Gegenwärtigkeit der ›Zeitung‹ die Archivfrage: ist alles versammelt? ist dies alles wichtig? welcher Zusammenhang besteht zwischen den vielen Informationen? – auch von anderer ›universalistisch‹ inspirierter Seite stellen.

Der aktuelle, synchrone Schnitt durch dafür ausgegebenes Gegenwartswissen unterscheidet vieles im Nebeneinander. Doch ist er deshalb schon ein ›kritischer‹ Zuschnitt im Zeichen der ›Moderne‹? Das impliziert die Frage nach der Wissensordnung, die ein Layout vorschlägt. Doch folgt man diesem Vorschlag, wenn man eine Zeitung liest, zumal, wenn man nicht *alles* liest? Was ereignet sich im Zeit-Sprung von Eintrag zu Eintrag, Rubrik zu Rubrik? Was ereignet sich beim zerstreuten Wechsel von Spalte zu Spalte? Versammeln sich die Beiträge wie die Bilder eines Albums? Wie wirbt die Zeitungs-Seite, historisch gesehen, für die Funktion ›Informieren‹?<sup>68</sup> Die kritische Verbindung zu einer auf epistemologischen Gewinn hin orientierten Lesart, die die ›Form‹ des Layouts sich selbst zum Thema macht, gibt es etwa bei Lichtenberg.<sup>69</sup> Unter der Überschrift »Nachahmung der englischen Cross-readings« erklärt er in einer Anmerkung den Modus:

Man muß sich vorstellen, das Lesen geschehe in einem öffentlichen Blatte, worin sowohl politische, als gelehrte Neuigkeiten, Avertissements von allerlei Art, usw. anzutreffen sind: der Druck jeder Seite sei in zwei oder mehrere Kolumnen geteilt, und man lese die Seiten *quer durch*, aus einer Kolumne in die andere.<sup>70</sup>



Und dann kann man über die Zufallswürfe synchroner Nachrichten und einer der Lineatur der Zeile folgenden Leserichtung ausprobieren, was für neue Informationen gewonnen werden können:

Gestern disputierte unter dem Vorsitz des Herrn Leibmedicus –  
Ein Hengstfüllen mit einem weißen Pleß vor dem Kopf.

[..]

Heute wurde Frau N... von Zwillingen entbunden –  
Wer auf zehne pränumeriert, kriegt eines umsonst.

[..]

Die Vermählung des Grafen v. P... ist glücklich vollzogen worden –  
Er hat aber Gottlob! nicht gezündet.

[..]

Die neue Galanteriekrämerin am Markte verkauft –  
Schnupfen, Kopfweh und andere Zufälle.<sup>71</sup>

Zur selbstironischen Volte in der Verbindung von Schnupfen, Kopfweh und anderen Zufällen, die der Synchronisationskunst der ›Zeitung‹ mit etwas neu ordnender Nachhilfe auf die Sprünge kommt, sind allerdings längst nicht alle gelehrten Leser fähig.

Zumeist überwiegt das offensichtlich am Erscheinungsbild der Zeitungen und Zeitschriften gewonnene Misstrauen, dass die Versammlung von Nachrichten nicht nur ›Unordnung statt Ordnung‹ in der Zeit der Gegenwart ausstellt, sondern dass größtmögliche Fülle dann nur noch eine aller Memoria entzogene ›zerstreute‹ Leere universellen Wissens erzeugen könnte.

Die Autoren des *Zedler* etwa, die selbst dem eklektischen Enzyklopädismus ihrer Zeit folgen, stehen in ähnlicher Weise vor der Frage: ›wo hört Universalität eigentlich auf?‹<sup>72</sup> Der anonyme Beiträger des Eintrags »Zeitung« beobachtet am Tagesschrifttum der Zeitungen die allen Einheitsfiktionen der Universalität scheinbar spottende geringe Reichweite:

Der Inhalt der Zeitungen solte freylich von lauter merkwürdigen Begebenheiten, Veränderungen, und Vorfällen handeln: allein man kriegt täglich Blätter in die Hände, welche mit nichtswürdigen Kleinigkeiten, oder mit Nachrichten angefüllt sind, woraus sich kein Mensch etwas nehmen kan.<sup>73</sup>

Wie Lichtenberg ›entnimmt‹ der Anonymus dann aber doch etwas, allerdings der durch die Spalten vorgegebenen Leserichtung folgend. Diese zitierende Entnah-

me schlägt nicht den Witz aus den sich in ihrer Fremdheit befreundenden Einträgen, sondern die gelehrte Empörung über die Dislozierung durch den Zufall. Auf die obige Bemerkung folgt eine durchnummerierte Liste von 1–12, die Zeitungseinträge abrufte, denen in den Augen des Lexikonmachers das verbindliche (systembezogene) Lemma zu fehlen scheint. Die Liste des Enzyklopädisten ist im Prinzip nach oben offen wie die Zählung einer Zeitung (n-1) und kann ihre eigene Auswahl ebensowenig wie der inkriminierte Gegenstand, zumindest nicht ohne weiteres, begründen:

- 1) In dem Haag ist ein Erpresser angelangt, und Ihre Hochmögenden, die Herren General=Staaten, sind gestern wieder versammelt gewesen. [...] 3) Der Graf von Horn ist auf seinem Land=Gute: Der Staats=Secretair Höpken aber in der Stadt Stockholm. [...] 5) Gestern fiel die Carosse des Herrn N. um; er blieb aber unbeschädigt. [...] 8) Madame N. will sich lassen von ihrem Manne scheiden, und in ein Kloster gehen. [...] 12) Die Nonnen des Klosters N. haben eine alte baufällige Wand ihres Klosters reparieren lassen.<sup>74</sup>

Es bedarf schon eines ironischen Kleistischen Abgesangs auf das 18. Jahrhundert, um aus der Nebenordnung und Gleichrangigkeit von Informationen aller Art, der davonlaufenden unbegrenzten Chronik der Gegenwart ohne ersichtlichen Zusammenhang, die objektive *Merkwürdigkeit* des Zufalls, die novellistische Eigenart der ›Neuigkeiten‹ ästhetisch wieder freizusetzen und, auf noch hintergründigere Weise, das novellistische Vermögen (des Autors, des Zufalls) den Kleinigkeiten eines alltäglichen Abendblättchens zu widmen.

Ein Blick auf geschichtsphilosophische Einschätzungen, die neben den Zeitungen und Enzyklopädien ebenfalls den Königsweg des *Universellen* im 18. Jahrhundert antreten, zeigt, dass auch hier das Gebot gilt: Nichts darf umkommen, denn es könnte wichtig sein oder werden. Dieses Gebot steuert die kritischen Operationen eines historischen Relativierungsvermögens, dessen Konzepte mit Lessing, Herder u. a. beginnen und im Historismus des 19. Jahrhunderts dann ihren philologischen Archivtausch ausleben werden. In Konkurrenz zur aufklärerisch-idealistischen Geschichtsphilosophie erzählt und inszeniert die ›Zeitung‹, dass es womöglich bei den vielen Geschichten bleibt, die nur in der Form bestimmter Umschriften in den neuen Kollektivsingular *Geschichte* eingebracht werden können. Die Erzählkunst einer Zeitung, deren neben- und aneinander reihende Textur sich ihrer medialen Disposition verdankt, verharret vor der ge-

schichtsmächtigen Philosophie im Status einer ›bloßen‹ Quellenansammlung. Der kontingenten Ansammlung fehlt ein zeichen- oder sprachtheoretisch rückgekoppeltes, sinnstiftendes Zentrum, das eine Textur als Narrativ in eine symbolische Ordnung überführen könnte. Mit dem philosophisch eingeführten Zentrum lassen sich die »Eintagsfliegen« der Zeitung, die »Ephemeriden«, als die Herder die Blätter seiner Zeit einmal kritisiert, an den Rändern dieses Zentrums positionieren, das man auf neue Weise besetzen möchte. Alles zu sammeln (Stimmen der Völker etwa) wird erst wieder dort attraktiv, wo die Sinnzentrierung schon in die Ablagefächer des Zukünftigen eingetragen worden ist.

Um dieses Sinnzentrum kümmert sich die Ästhetik des 18. Jahrhunderts auch in der allmählichen Trennung des gelehrt(-wissenschaftlichen) vom dichterischen Betrieb. Poetologisch kommt man bei dem Medium ›Zeitung‹ zunächst nicht sehr weit. Das populär ausgerichtete Notprogramm, auf das sich die meisten Zeitungsmacher von der Früh- bis zur Spätaufklärung berufen, nämlich die Prodesse-delectare-Formel mit dem gemischten Medium zu bedienen, macht die Grenzen wie das Können der Zeitungs-Universalität ebenso sichtbar wie unbeobachtbar, denn immer steht zu viel wie zu wenig in den eigenen oder anderen Blättern. Auch die gängige Leitunterscheidung der aufklärerischen Kommunikations-Universalität, die die ganze Welt über Teil-Ganzes-Bezüge in den Blick nehmen möchte, reicht bei den Zeitungen nicht hin. Der ›Zeitung‹ als Register der Teile des postulierten Ganzen fehlt das symbolische Darstellungsvermögen der (neuen) dichterischen Sprache, die schlankweg behaupten kann, dass im Einzelnen das Ganze repräsentiert sei. Die Neben- und Hintereinanderordnung von Textsegmenten als Wirklichkeitsausschnitten, die in ihrer Eigenart sehr wohl der neuen Textordnung folgen können, verläuft damit auch hier quer zur philosophisch und ästhetisch hochgerechneten Universalität von Geschichts- und Dichtungstheorie.

So kann man sich allerdings ästhetisch gerechtfertigt und auktorial-gottgleich begabt für alle und alles verantwortlich fühlen und dennoch exklusive Programme gerade auch in Zeitschriften mit zeitungstypischer Informationspflicht auf den Weg bringen. Dies geschieht etwa mit den elitären Zeitschriftenprojekten der Klassiker (und dann auch der Romantiker), die das Prinzip *Auswahl* für die eigene Zurichtung emphatisieren, um damit den ›Müll‹, den andere Zeitungen auswählen, distanzierend zu beobachten. Hier gelingt es auf ganz andere Weise als bei Schlözer, den simulierten Nachrichtenmacher in der informierenden Sprachhandlung der ›Zeitung-Nachricht‹ zum Verschwinden zu bringen: nicht weil man behauptet, medial durchlässig für objektive Informationen aller Art wie das analoge Entäußerungsmedium ›Zeitung‹ zu sein, sondern weil der besondere,

*dieser* Autor zum Medium des Ereignisses seiner Informationen wird, deren Wahrheit aber für alle Welt gelten soll. Die Struktur der Zeitung, eine kontingente und je und je nur begründbare Auswahl möglicher Informationen bereitzuhalten, lässt sich dann als mediale Schwelle zum Archiv inszenieren; über diese vom *gate-keeper* verwaltete und symbolisch aufgeladene Schwelle müssen alle schreiten, wenn sie dem Dienst am Bedeutenden in das Archiv der Klassik folgen wollen, das nur das ›Wichtigste‹ versammeln will. Auch hier sind Titel und Ankündigungen oder Vorreden die Kopfleiste für das Vorhaben und die prägnante ›Nachricht‹, die alle interessieren sollte. So stellen etwa einige Sätze der *Propyläen*-Einleitung von 1798 in einer überkodierten Semantik den ›ganzen‹ Raum in Aussicht, den die kommenden Segmente vielleicht genauso wenig ausschreiben werden wie andere zeitgleiche Unternehmungen, dem man sich aber verpflichtet fühlt und dessen ganzheitliche Dignität man in der eigenen Person und in der Gruppe der Freunde repräsentativ gegeben sieht – trotz einiger konjunkti- scher Schlenker, die einen geschichtsphilosophischen Aufschub des Bedeutenden durch die Bedeutenden signalisieren:

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Tor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Äußern, zwischen dem Heiligen und dem Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur atheniensischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsere Absicht; nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können: man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.<sup>75</sup>

Der auf die neuen Literaturkonzepte verweisende Konjunktiv spielt mit der Virtualität des wichtigen Archivs des Wichtigen, wie zugleich die Erwartbarkeit der Raumgebung des ›Würdigen‹ in der Ankündigung auf den neuen Imperativ der Kunst verweist. Dieser Imperativ der klassischen Archivbezüge wendet sich

gleichermaßen gegen behauptete banale Alltäglichkeiten des allgemeinen Diskurses wie gegen die überkommenen, nur zum Teil transformierten Züge gelehrter Praktiken; die Gelehrten bemühen sich ihrerseits zeitgleich um die disziplinäre und damit eine eigene neue Zurichtung der ›Zeitung‹, auf die sie so wenig verzichten können wie die ›bedeutenden‹ Dichter, mit welchen sie die Verachtung der neuen massenmedialen Effekte teilen.

- 1 Vgl. Johannes Weber: »Unterthenige Supplication Johann Caroli Buchtruckers«. Der Beginn gedruckter politischer Wochenzeitungen im Jahre 1506, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 257–265.
- 2 Vgl. Thomas Schröder: Die ersten Zeitungen. Textgestalt und Nachrichtenauswahl, Tübingen 1995, S. 28 f.; eingeführt in die Zeitungsforschung wurden diese vier Parameter zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vgl. Hans Bohrmann: Theorien der Zeitung und Zeitschrift, in: Joachim-Felix Leonhard/Hans-Werner Ludwig/Dietrich Schwarze/Erich Straßner (Hg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen, Berlin/New York 1999, S. 143–148, bes. S. 146, und zur Kritik an der Ahistorizität dieser formalen Bestimmungen (ebd.) – dennoch scheinen sie eine gewisse Plausibilität zu besitzen angesichts der schwierigen Beantwortung der Frage, was ein Medium ist.
- 3 Jörg Jochen Berns: Zeitung und Historia: Die Historiographischen Konzepte der Zeitungstheoretiker des 17. Jahrhunderts, in: Daphnis 12/1 (1983), S. 87–109, hier: S. 92.
- 4 Vgl. zur zeitlich unbegrenzten Offenheit jedes Zeitungsprojekts gegenüber der Zukunft Wilmont Haacke: Die Zeitschrift – Schrift der Zeit, Essen 1961; Haacke erweitert die »Wesensmerkmale der Presse« deshalb noch um das Prinzip »Kontinuität«: »Das Versprechen ›Fortsetzung folgt‹ charakterisiert keineswegs nur den herkömmlichen Zeitungs- und Zeitschriften-Roman. Es bestimmte das Wesen der Presse längst, ehe sie den Roman in sich aufgenommen hatte. Dem Journalismus ist das Gestrige uninteressant, das Heutige höchst bemerkenswert, doch nichts reizt ihn mehr an als das Morgen. Die Zeitung läßt die Vergangenheit weit hinter sich, sie tummelt sich im Heute – und wirft sich täglich der Zukunft entgegen.« (ebd., S. 215 f.).
- 5 Ich unterscheide im Folgenden nicht zwischen *Zeitung* und *Zeitschrift*; bis in das späte 18. Jahrhundert steht der Begriff ›Zeitschrift‹ für analytische Selbstbeschreibungen noch gar nicht zur Verfügung, vgl. Hansjürgen Koschwitz: Der früheste Beleg für das Wort »Zeitschrift«, in: Publizistik 13 (1968), S. 41–43; Wilmont Haacke: The Origin of the Word ›Zeitschrift‹, in: Gazette 15 (1969), S. 43–47. Die formalen Definitionsmerkmale der Periodizität, Aktualität, Universalität und Publizität gelten für *Zeitung* und *Zeitschrift*, und ihre relationale Erfüllung müsste für den Einzelfall je genauer bestimmt werden; sie lassen sich, gerade im 18. Jahrhundert, für eine ausdifferenzierte Typologie oder analytische Bibliographie nur begrenzt verwenden (vgl. hierzu auch Jürgen Wilke: Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts. 1688 bis 1789, 2 Bde., Stuttgart 1978).
- 6 So heißt es 1609 in der Vorrede zum »Calendarium Historicum Decennale Oder zehnjährige Historische Relation« (nach Blühm/Engelsing »eine Nachrichtensammlung, mit der die Zählung der Leipziger Maßrelationen« beginnt) mit Blick auf den historiographischen Nutzen auch der gedruckten Zeitungen: »Ich rede aber hier nicht allein von den alten Geschichten, so sich vor undenklichen Jahren zugetragen und sind aufgezeichnet worden. Sondern ich verstehe es auch auf die modernos Historiographos, ja auch auf diejenigen, so heutigen Tages die avisi, riporti und neuen Zeitungen beschreiben.« (zit. nach Elger Blühm/Rolf Engelsing (Hg.): Die Zeitung. Deutsche Urteile und Dokumente von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bremen 1967, S. 20 f.; das erste Zitat ebd. S. 20).
- 7 Vgl. Gerhard von Graevenitz: Memoria und Realismus. Erzählende Literatur in der deutschen ›Bildungspresse‹ des 19. Jahrhunderts, in: Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hg.): Memoria. Vergessen und Erinnern, München 1993, S. 283–304; Almut Todorow: Topik und Pressediskurs. Zur Aktualisierung gesellschaftlicher Einbildungskraft im November 1918: »Die deutsche Revolution«, in: Thomas Schirren/Gert Ueding (Hg.): Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium, Tübingen 2000, S. 393–410.

- 8 Vgl. Roger Münch: Technische Herstellung von Zeitungen und Zeitschriften bis ins 20. Jahrhundert, in: Leonhard/Ludwig/Schwarze/ Straßner (Hg.): Medienwissenschaft (Anm. 2), S. 827–830.
- 9 Vgl. zu Aspekten typologischer Ausdifferenzierung bei Zeitungen und Journalen: Johannes Weber: Deutsche Presse im Zeitalter des Barocks, in: Hans-Wolf Jäger (Hg.): »Öffentlichkeit« im 18. Jahrhundert, Göttingen 1997, S. 137–150; Holger Böning: Aufklärung und Presse im 18. Jahrhundert, in: ebd., S. 151–163; Ernst Fischer/Wilhelm Haefs/ York-Gothart Mix (Hg.): Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700–1800, München 1999.
- 10 Vgl. dazu: Verf.: Die Zeitung – Eine Büchse der Pandora, in: Jürgen Fohrmann/Erhard Schüttelpelz (Hg.): Die Kommunikation der Medien (i. E.).
- 11 Vgl. Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 29.
- 12 Vgl. zur Titelgebung: Rudolf Hillenbrand: Deutsche Zeitungstitel im Wandel der Zeiten. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Zeitung, Diss. Univ. Erlangen-Nürnberg 1963.
- 13 Vgl. den Eintrag »Nachricht« im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm: »Nachricht, f. erst seit dem 17. jahrh. 1) mittheilung zum darnachrichten und die darnachachtung [...] 2) überhaupt mittheilung einer begebenheit u.s.w., zur kenntnisnahme derselben, und allgemeiner: gegebene oder erhaltene mündliche oder schriftliche kunde von einer person oder sache, meldung, anzeige, überlieferung [...].« (Jacob Grimm/Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13: N-Quurren, Leipzig: 1889, Neudruck: München 1984, Zitat Sp. 103).
- 14 Nach Thomas Schröder gibt es für den »Aviso« und die »Relation« nur Hinweise darauf, dass den Druckern der Zeitungen handschriftliche Korrespondenzen vorlagen, dass also nicht auf in mündlicher Form übermittelte Berichte zurückgegriffen wurde; vgl. Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 178.
- 15 Vgl. Schröder, ebd., S. 59, 136.
- 16 Mit Schröder sind diese die Gestaltung der frühen Zeitungen prägenden »Korrespondenzen« als »primäre[s] Gliederungselement« anzusprechen (ebd., S. 58).
- 17 Michael Giesecke: Der Buchdruck in der Frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt/M. 1991, S. 323 u. ö.
- 18 Vgl. Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 52 f., 134 f.
- 19 Vgl. zur These eines fehlenden politischen Zentrums als Faktor der Begünstigung einer regionalen Ausbreitung im deutschen Sprachraum (im Unterschied zu England oder Frankreich) Berns: Zeitung und Historia (Anm. 3).
- 20 Unter dem Titel »Einkommende Zeitungen« in Leipzig 1650, vgl. Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 7.
- 21 Vgl. Schröder, ebd., S. 126 f. u. ö., der mit Blick auf die Gewichtung der einzelnen Themen im »Aviso« und der »Relation« Bekanntes der Zeitschriftenforschung präzisiert.
- 22 Tobias Peucer: De Relationibus Novellis [...] / Über Zeitungsberichte [...], in: Karl Kurth (Hg.): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christopherus Besoldus (1629), Ahasver Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen, Brünn/München/Wien 1944, dt. Übersetzung: S. 90–112, hier: S. 97 f..
- 23 Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 92.
- 24 Vgl. Horst Wenzel: Boten und Briefe. Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger, in: ders. (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 86–105; Bernhard Siegert: Vögel, Engel und Gesandte. Alteuropas Übertragungsmedien, in: ebd., S. 45–62.
- 25 Erich Straßner: Kommunikative Aufgaben und Leistungen der Zeitung, in: Leonhard/Ludwig/Schwarze/Straßner (Hg.): Medienwissenschaft (Anm. 2), S. 837–851, hier: S. 837.
- 26 Gregory Bateson: Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt/M. 1981, S. 488.
- 27 Vgl. für die historische Perspektivierung von Selektionskriterien Jürgen Wilke: Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft, Berlin/New York 1984.
- 28 Vgl. dazu Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, Opladen 1995.
- 29 Vgl. ebd., S. 25.
- 30 Vgl. zu medienspezifischen Lesarten der Figur der »Fama« Hans-Joachim Neubauer: Fama. Eine Geschichte des Gerüchts, Berlin 1998; Georg Stanitzek: Fama/Musenkette. Zwei klassische Pro-

- bleme der Literaturwissenschaft mit ›den Medien‹, in: ders./Wilhelm Voßkamp (Hg.): Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaft, Köln 2001, S. 135–150.
- 31 Permanentes ›Rauschen‹ auf allen Kommunikationskanälen wäre die Folge; vgl. zu hier anschließbaren informationstheoretischen Annahmen: Claude E. Shannon/Warren Weaver: Mathematische Grundlagen der Informationstheorie, München/Wien 1976.
- 32 Vgl. Luhmann: Die Realität der Massenmedien (Anm. 28).
- 33 Kaspar Stieler: Zeitungs Lust und Nutz. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695, hg. v. Gert Hagelweide, Bremen 1969, S. 19.
- 34 Auf die diffizile theologische Kasuistik, die versucht zu klären, mit wem Gott sprach, als er sprach: ›es werde‹, kann hier nicht eingegangen werden, auch nicht auf das Problem der personalen Einheit der Trinität, die den Botengang der göttlichen Nachricht in ihrer Zirkulation zeigt. Bernhard Siegert, der diese scholastischen Überlegungen rekonstruiert, kommt selbst zu folgendem Schluss: »Der Kanal, die Post, geht dem Gott voraus. Denn Engel, griechisch *angeloí*, sind bekanntlich, insofern sie etymologisch Bedienstete des *angareion*, des persischen Relaispostsystems, des ersten der Geschichte, sind, buchstäblich nichts als Postreiter. Nichts Sterbliches gibt es, berichtet Herodot, das schneller einträte als diese *angeloí*. Gott ist also kein Großer Anderer, der am Anfang aller Zeiten als DAS WORT gewesen wäre. Am Anfang war die POST, und die Post ist der Ursprung Gottes.« (Siegert: Vögel, Engel und Gesandte [Anm. 24], S. 55). ›Post-modern‹ ist diese Einschätzung, insofern sie das voraussetzt, was sie medial verschiebend zitiert und als nachmoderne Äußerung zugleich ablöst: die nicht zuletzt der Sprachphilosophie geschuldete Historisierung von Gottes Wort im 18. Jahrhundert, die seiner Rede und den Formen ihrer Verkündigung eine Geschichte gibt, die diesen Worten nun erkenntniskritisch vorausgehen kann.
- 35 Die von Otto Mencke nach den französischen (*Journal des Scavans*, 1626–68) und englischen (*Philosophical Transactions*, 1665–1676) Vorbildern herausgegebenen *Acta Eruditorum* erscheinen ab 1682 in Leipzig; vgl. Joachim Kirchner: Zur Entstehungs- und Redaktionsgeschichte der *Acta Eruditorum*, in: Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 65/4 (1928), S. 75–88.
- 36 Zahlreiche der von Bogel und Blühm verzeichneten Zeitungen des 17. Jahrhunderts führen Fama, Merkur, Zusammensetzungen mit Post, Zeitung, Aviso und Relation im Titel und zeigen in ihrer Emblematisierung die Figur der Fama, Merkurs, reitende und Fußboten des kaiserlichen Reichspostsystems (Else Bogel/ Elger Blühm: Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis mit historischen und bibliographischen Angaben, 3 Bde., Bremen 1971–85); vgl. auch die Abbildungen in: Klaus Beyrer/Martin Dallmeier (Hg.): Als die Post noch Zeitung machte. Eine Pressegeschichte, Frankfurt/M. 1994.
- 37 Vgl. zur Person Marpergers und seiner Schrift *Anleitung Zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung [...] Ordentlicher und Außerordentlicher Zeitungen und Avisen [...]*, o. O., o. J. von 1726 Blühm/Engelsing (Hg.): Die Zeitung (Anm. 6), S. 94, 287 f.
- 38 Paul Jakob Marperger: *Anleitung Zum rechten Verstand* (Anm. 37), zit. nach Hillenbrand: Deutsche Zeitungstitel (Anm. 12), S. 40; Marperger könnte mit seinem Bild des anwachsenden Schneeballs an den *locus classicus* für die Effekte der Fama in Vergils ›Aeneis‹ anschließen: »Fama, ein Übel, geschwinder im Lauf als irgendein andres,/ ist durch Beweglichkeit stark, erwirbt sich Kräfte im Gehen,/ klein zunächst aus Furcht, dann wächst sie schnell in die Lüfte,/ schreitet am Boden einher und birgt ihr Haupt zwischen Wolken.« (Vergil: Aeneis, hg. u. übers. v. Johannes Götte/Marie Götte, Stuttgart<sup>2</sup> 1965, S. 143).
- 39 Vgl. dazu Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), S. 166 f. u. ö.; als Lasswellsche Formel übt diese Hinsicht in der Publizistikforschung wie im Journalismus weiterhin eine gültige Funktion aus: »A convenient way to describe an act of communication is to answer the following questions: Who/Says What/In Which Channel/To Whom/With What Effect?«, Harold D. Lasswell: The Structure and Function of Communication in Society, in: Lyman Bryson (Hg.): The Communication of Ideas, New York 1948, S. 37–51, hier: S. 37; vgl. dazu Henk Prakke: Die Lasswell-Formel und ihre rhetorischen Ahnen, in: Publizistik 10 (1965), S. 285–291.
- 40 Entsprechend werden auch sog. »Zeitungskerne« als chronikartige Verdichtung und Rapport einiger Geschehnisse, über die die Zeitungen berichten, aus der Menge der Nachrichten herausgefiltert und andernorts veröffentlicht.
- 41 Christian Weise: *Schediasma Curiosum de Lectione Novellarum [...]*/Interessanter Abriß über das Lesen von Zeitungen [...], Frankfurt/Leipzig 1685 (zuerst 1676), in: Kurth (Hg.): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung (Anm. 22), dt. Übersetzung: S. 46–85, hier: S. 50.



- 42 Jörg Jochen Berns: »Partheylichkeit« und Zeitungswesen. Zur Rekonstruktion einer medienpolitischen Diskussion an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, in: Wolfgang F. Haug (Hg.): Massen, Medien, Politik, Karlsruhe 1976 (Argument-Sonderband 10), S. 202–233.
- 43 August Ludwig Schlözer: Allgemeiner Vorbericht, in: ders. (Hg.): Stats-Anzeigen, Bd. 1, Göttingen 1782, o. S., unter Abschnitt II; auch diese Auffassung besitzt weiterhin in der Publizistik und ihrer Wissenschaft Gültigkeit, vgl. Straßner: Kommunikative Aufgaben der Zeitung (Anm. 25): »Beim Prinzip des weitergebenden, des vermittelnden Informierens wird der Redaktion bzw. den Journalisten die Verantwortung für Auswahl, das Gemeinte, für das Aufgeschriebene nur noch insoweit überlassen, als mit raschem Blick auf den Bildschirm diese Auswahl getroffen wird, wobei meistens den von den Agenturen gegebenen Signalen für wichtige Ereignisse, besonders wichtige oder eilige etc. gefolgt wird [...]«, S. 838.
- 44 Schlözer: Allgemeiner Vorbericht (Anm. 43), unter IV.
- 45 Schlözer, ebd., unter IX.
- 46 Marperger: Anleitung Zum rechten Verstand (Anm. 37), zit. nach Hillenbrand: Deutsche Zeitungstitel (Anm. 12), S. 39 f.
- 47 Zwischen registrierender Chronik in Buchform und Flugschriften oder anderen Bekanntmachungen mit annoncierendem Charakter stehend, könnten hier natürlich noch andere Vergleichsmedien herangezogen werden.
- 48 Stieler: Zeitungs Lust und Nutz (Anm. 33), S. 14 f.; ohne Bezug zur Figur der Fama dieses Zitat auch bei Berns: Zeitung und Historia (Anm. 3), S. 105.
- 49 Sigmund Freud, in: ders.: Jenseits des Lustprinzips, Studienausgabe, hg. v. Alexander Mitscherlich u. a., Bd. III, Frankfurt/M. 2000, S. 271 f.; es handelt sich dabei um die abschließenden Bemerkungen von Freuds Text, die auf bezeichnende Weise eine Auslassung der vorletzten Verszeile vornehmen: Im von Rückert übertragenen Gedicht heißt es dort: »[...] Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken./Viel besser ist hinken, als völlig zu sinken./Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken.« (zit. nach: Friedrich Rückert's gesammelte Poetische Werke in zwölf Bänden, 11. Bd., Frankfurt/M 1869, S. 239). So wie Freud hier zitiert und auslässt, liegt es nahe zu denken, dass der Untergang, den der Todestrieb dem Lustprinzip lustvoll bereiten will, auch bei ihm abgewendet werden soll – von der eigenen Theorie-Schrift und der »Lebensaufgabe«. Bei der Schrift, die sagt, dass es keine Sünde sei zu hinken, handelt es sich um eine Anspielung auf einen Koranvers: »Der Koran sagt bei Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde (nämlich vom Kampfe zu Haus zu bleiben).« (Rückert, ebd., als Anmerkung der Herausgeber).
- 50 Die nachfolgenden Überlegungen berühren sich mit Thesen, wie sie von Graevenitz für die Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts aufstellt; was dort wieder zu gelingen scheint, nämlich den Umlauf von Wissensbeständen historistisch im Layout von Zeitungsbältern und Jahrgangsbänden und einer das »Archiv« betonenden Ikonographie stillzustellen, gilt so noch nicht im 18. Jahrhundert; hier greift eher die Beunruhigung über den beschleunigten Umlauf, der nicht mehr im alten Sinne »topologisch« gebändigt werden kann; vgl. von Graevenitz: Memoria und Realismus (Anm. 7).
- 51 Marperger: Anleitung Zum rechten Verstand (Anm. 37), zit. nach Hillenbrand: Deutsche Zeitungstitel (Anm. 12), S. 40.
- 52 Vgl. die Abbildung bei Karl Schottenloher: Flugblatt und Zeitung. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Bd. I: Von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Neu herausgeg., eingel. und erg. v. Johannes Binkowski, München 1985 (zuerst 1922), S. 251, und das Flugblatt von 1678 »Der Flüchtige Mercurius passiret durch die gantze Welt mit seinem Hinckenden Bothen« bei Joachim Höller: Die Invaliden. Die vergessene Geschichte der Kriegskrüppel in der europäischen Literatur bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart/Weimar 1995, S. 360; dort ergänzt der rechte Hinkefuß, der Teufel, das Ensemble passend.
- 53 Deutsches Wörterbuch (Anm. 13), Bd. 10: H–Juzen: Leipzig 1877, Sp. 1446.
- 54 Hier geschieht somit auf eine zumeist unspektakuläre Weise, was in anderen Diskussionen des 18. Jahrhunderts als der Unterschied, der *den* Unterschied zu allem anderen machen soll, durchbuchstabiert und als Hoffnung auf das absolut Neue, etwa in der Kunst, gefasst wird; vgl. hierzu Boris Groys: Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie, München/Wien 1992.
- 55 Marperger: Anleitung Zum rechten Verstand (Anm. 37), zit. nach Blühm/Engelsing (Hg.): Die Zeitung (Anm. 6), S. 94.



- 56 Vgl. zur Verbindung von Gesprächsliteratur und Zeitung: Gotthart Frührsorge: Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises, Stuttgart 1974.
- 57 Johann Frisch, zit. nach Blühm/Engelsing (Hg.): Die Zeitung (Anm. 6), S. 49; bei den *Erbaulichen Ruhestunden* könnte man von einer frühen Form einer ›Zeitungsbeilage‹ sprechen; sie wurde wohl mit der *Altonaischen* bzw. *Europäischen Relation*, in denen sie annonciert wurde, zusammen verkauft (vgl. Blühm/Engelsing, ebd., S. 47). In der Ankündigung von Frisch zeichnen sich bereits die Unterschiede ab, die (ohne eine entsprechende gattungstypologische Begrifflichkeit) die Ausdifferenzierung in ›Zeitung‹ und ›Zeitschrift‹ andeuten: Es sollen »merkwürdige Unterredungen/darin neben Anführung der vornehmsten Begebenheiten dieser Zeit/allerhand nützliche und erbauliche Materien dehnen [sic] Liebhabern derselben/sonderlich aber der anwachsenden Jugend zu Nutz/fürgestellt werden. Es haben die Liebhaber alle Woche einen Bogen/und also einen Discursß zu erwarten.« (ebd.)
- 58 Vgl. zur Mnemotechnik als Textmodell: Manfred Weinberg/Martin Windisch: Einleitung, in: DVjS 72 (1998), Sonderheft: Medien des Gedächtnisses, S. 1–13; zur Metapher des Raums als Gedächtnismodell aus neurolinguistischer Perspektive vgl. Erika Linz: »The warehouse theory of memory ist wrong« – Zur Performativität semantischer Wissensstrukturen (in diesem Band).
- 59 Schlözer: Allgemeiner Vorbericht (Anm. 43), unter IX.
- 60 Johann Carolus, zit. nach Blühm/Engelsing (Hg.): Die Zeitung (Anm. 6), S. 18.
- 61 Auf der anderen Seite entfalten sich die Treffpunkte, wo im täglichen Umsatz Zeitungen und Bücher, ohne schriftliches ›Ethos‹, gelesen und besprochen werden: Kaffeehäuser, Lesesäle in Leihbibliotheken u. a. m.
- 62 Timotheus Ritsch, zit. nach Hillenbrand: Deutsche Zeitungstitel (Anm. 12), S. 34.
- 63 Vgl. dazu Martin Gierl: Kompilation und die Produktion von Wissen im 18. Jahrhundert, in: Helmut Zedelmaier/Martin Mulsow (Hg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2001, S. 63–94.
- 64 In der Vorrede zum »Hamburgischen Berichte von neuen gelehrten Sachen« 1732, zit. nach Erich Straßner: Kommunikative Aufgaben und Leistungen der Zeitschrift, in: Leonhard/Ludwig/Schwarze/Straßner (Hg.): Medienwissenschaft (Anm. 2), S. 852–864, hier: S. 859 f..
- 65 N. N.: Zeitung, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Großes Vollständiges Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste [...], 1732–1754, Band 61: Zas-Zet, Nachdruck: Graz 1998, Zitat Sp. 912.
- 66 Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift, Jg. 1–4, Berlin 1770–73, hg. v. F. H. W. Martini.
- 67 Das moderne Zeitungsarchiv heute perspektiviert die Zeitung wieder als »Dokument« i. S. von ›arché – eine zum Ursprung virtuell bereinigte Quelle, aus der erneut aussortiert werden kann, was für den Historiker der »Zeitgeschichte« uninteressant zu sein scheint: ungebundenes Geschwätz, scheinbar jenseits historisch-politischer Zusammenhänge stehend: »Die Dokumentationsaufgabe ist in demokratischen wie totalitären Staaten identisch. Mit dem Bestreben, den Lesern eine möglichst umfassende Information über das aktuelle Geschehen zu geben, verbindet sich, vor allem beim Archivieren von Zeitungen und Zeitungsjahrgängen, der Anspruch nach einer Objektivität der Zeitungsinhalte, womit sich die Kriterien wie Richtigkeit, Sachlichkeit, Ausgewogenheit, Transparenz oder Vielfalt verbinden. Wird unparteilich und sachlich dargestellt, was der Fall ist, so hat das Berichtete Gültigkeit über den Zeitpunkt der Wieder- und Weitergabe hinaus. Es erhält dokumentarisches Wert. Zeitungsinhalte sind bzw. enthalten damit dokumentarisches Material, dienen als Quelle für das Studium der Zeitgeschichte. Zeitungsarchive sind dann historische Quellsammlungen, was die Historiker aber lange nicht erkannten oder erkennen wollten. Vor allem die Wiedergabe der Originaläußerungen von Zeitzeugen, das Abdrucken von Reden, Parlamentsdebatten, Expertendiskussionen etc. zeigt die Dokumentationsfunktion deutlich auf.« (Straßner: Aufgaben und Funktionen der Zeitung [Anm. 25], S. 850).
- 68 Vgl. die Gegenüberstellung einer originalen Aviso-Seite und einer im modernen Spalten-Layout fingierten Aviso-Seite bei Schröder: Die ersten Zeitungen (Anm. 2), Abb. 15/16, S. 52/53.
- 69 Vgl. dazu auch Reinhard Döhl: Exkurs über Aleatorik, unter: <http://www.uni-stuttgart.de/ndl1/aleatori.htm>.
- 70 Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher, in: ders.: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. II: Sudelbücher II, Materialhefte, Tagebücher, Frankfurt/M. 1994, G 144, S. 161.
- 71 Ebd., S. 161 f.

72 Vgl. dazu auch Gierl: *Kompilation und die Produktion von Wissen* (Anm. 63).

73 Johann Heinrich Zedler: *Großes Vollständiges Universal Lexikon* (Anm. 65), Sp. 899.

74 Ebd., Sp. 899 f.

75 Johann Wolfgang Goethe: *Einleitung in die Propyläen* (1798), in ders.: *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. v. Erich Trunz, Bd. 12, München <sup>13</sup>1982, S. 38.

Friedrich Balke

## DIE ENZYKLOPÄDIE ALS ARCHIV DES WISSENS

### 1. DIE WURZEL DES WISSENS

Enzyklopädien sind Archive des Wissens, insofern sie nicht nur die Verwaltung des Wissens besorgen, sondern auch seine Herkunft (*arché*) anzugeben beanspruchen. Sie sind es aber auch in jenem Sinn, den Michel Foucault dem Begriff des Archivs in diskursanalytischer Perspektive gegeben hat: Mit dem Ausdruck Archiv ist nicht nur »die Summe aller Texte [gemeint], die eine Kultur als Dokumente ihrer eigenen Vergangenheit oder als Zeugnis ihrer beibehaltenen Identität bewahrt hat«; das Archiv ist vielmehr vor allem auch ein »Gesetz«, und zwar ein »Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelne Ereignisse beherrscht«. Das Archiv ist also keineswegs auf seine Funktion als Aufbewahrungsort diskursiver Spuren zu reduzieren, sondern als ein *System der Aussagbarkeit*<sup>1</sup> in den Blick zu nehmen. Es registriert nicht bloß passiv, was in es eingeht, sondern bezeichnet zugleich die Gesamtheit der Regeln, die mögliche Gegenstände, Äußerungspositionen, Begriffe und strategische Optionen formieren. Im Folgenden soll dieser diskursanalytische Archivbegriff gezielt für die Untersuchung jener Wissensspeicher fruchtbar gemacht werden, die Enzyklopädien darstellen. Im Mittelpunkt steht die Enzyklopädie *sans phrase*, die man als das Hauptwerk und Propagandainstrument der Aufklärung bezeichnet hat und als deren viel bewunderter Organisator gemeinhin Denis Diderot gilt. Ich beabsichtige hier nicht, »die (Kurz-)Biographie eines Buches« zu schreiben (das haben längst andere getan)<sup>2</sup> – auch wenn es sich im konkreten Fall um eine Erfolgsgeschichte sondergleichen handelt. Vielmehr soll die Frage nach der *Produktivität* des Archivs auf enzyklopädische Wissensordnungen angewendet werden, wobei es zum einen um die Bestimmung des Einsatzes der Enzyklopädie im Prozess der Rationalisierung bzw. Disziplinierung des Wissens (inklusive der Erschließung neuer Wissensfelder) geht, zum anderen um die Fähigkeit dieser Wissensordnung, den philosophischen Diskurs selbst in seinen spekulativsten Ausprägungen (das Projekt Hegels) tiefgreifend umzuwandeln.

Man kann die Entstehung von Enzyklopädien, so auch die Entstehung der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1751–1781) in Zusammenhang mit der Konsolidierung eines Wissenschaftssystems bringen, dessen Funktion in der beständigen und das heißt eben: kollektiv organisierten Erzeugung von immer neuem Wissen besteht. Exponentielle Wissens-

zuwächse oder, wie Diderot in dem Stichwort »Enzyklopädie« der *Enzyklopädie* schreibt, »die schnellen Umwälzungen, die in den Dingen der menschlichen Bildung stattfinden«,<sup>3</sup> Umwälzungen, wie sie seit dem 18. Jahrhundert beobachtet, begrüßt und zugleich beklagt werden, rufen das Bedürfnis nach einer übersichtlichen »Verknüpfung« (Diderot) der in allen Büchern verstreuten Wissenspartikel hervor. Die Enzyklopädie, selbst wenn sie wie die Diderotsche ursprünglich auf 8 bis 10 Bände geplant ist (und am Ende einen Umfang von 17 Text- und 11 Kupferstichbänden erreicht), geht aufs Ganze, sie zielt darauf ab, wie es Diderot gleich eingangs des besagten Artikels ausdrückt, »die auf der Erdoberfläche verstreuten Kenntnisse zu sammeln, das allgemeine System dieser Kenntnisse den Menschen darzulegen, mit denen wir zusammenleben, und es den nach uns kommenden Menschen zu überliefern.«<sup>4</sup> Die »Enzyklopädie«, heißt es im »Prospekt«, duldet – streng genommen – überhaupt keine Auslassung.<sup>5</sup> Sie verfährt also ihrer Intention nach exhaustiv. Und doch kann sie, will sie die Welt des Wissens nicht dadurch abbilden, dass sie sie in sich selbst einfach wiederholt, auf ein Prinzip der Reduktion von Komplexität nicht verzichten. Der Figur des Sammlers, der sich bückt, um das auf der »Erdoberfläche« verstreute Wissen aufzulesen, steht daher die Figur des Philosophen gegenüber, dem es um nichts Geringeres als um die Freilegung der Wurzel geht, aus der alles empirisch vorfindliche Wissen entspringt. Während sich der Sammler in der Dimension der Horizontalität (›Erdoberfläche‹) bewegt, steigt der Philosoph in die anthropologisch konzipierte Tiefe hinab, um, wie es d’Alembert 1750 im »Prospekt der Enzyklopädie« formuliert, den »Stammbaum aller Wissenschaften und Künste« zu zeichnen. Verwurzelt ist alles enzyklopädisch gesammelte Wissen in der »Natur des Menschen«, also in dem alle Kulturwissenschaften allererst ermöglichenden Kollektivsingular, der, wie Foucault in *Les Mots et les Choses* gezeigt hat, jene neue humanwissenschaftliche Instanz wird, der es zukommt, alle Repräsentationen zu beglaubigen.

Die Diderotsche Enzyklopädie steht zweifellos an der Schwelle der neuen anthropologisch zentrierten wissenschaftlichen Konfiguration, deren Entstehung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Foucault rekonstruiert hat. Unübersehbar ist sie noch getragen vom Vertrauen in die Bezeichnungs- und Unterscheidungskraft der Sprache. Erkannt werden kann nur, was auch einen Namen erhalten kann. Die Dinge (soweit sie erkannt werden können) und die Wörter stehen in einem Verhältnis der prästabilierten Harmonie zueinander. Die »Struktur« der Dinge ermöglicht ihnen, »sich in Sprache zu transkribieren«<sup>6</sup>. Dieses Vertrauen des klassischen Zeitalters in die Bezeichnungskapazität der Sprache finden wir auch bei Diderot: »Bezeichnet ist alles, was in der Natur bekannt ist, sowie alles, was man in den Künsten erfunden hat, und jede Erscheinung, jedes

Handwerk, jedes Werkzeug. Es gibt Ausdrücke für die Dinge, die außer uns bestehen, wie für die Dinge, die in uns bestehen. [...] Man sagt ›das Weltall‹, man sagt ›ein Atom‹: das Weltall ist das Ganze, das Atom der kleinste Teil davon.«<sup>7</sup> Aber die Sprache der Enzyklopädisten erschöpft sich schon nicht mehr in ihrer Bezeichnungskapazität, sie ist nicht länger das neutrale Medium der Repräsentation oder Transkription,<sup>8</sup> sondern gewinnt ein Eigenleben. Wenn es, wie Foucault schreibt, »die fundamentale Aufgabe des klassischen ›Diskurses‹ ist [. . .], *den Dingen einen Namen zuzuteilen und ihre Existenz in diesem Namen zu benennen*«,<sup>9</sup> wenn dieser Diskurs also wesentlich »Nomenklatur« oder »Taxinomie« ist, dann ändert sich das mit der Enzyklopädie insofern, als diese Nomenklaturen anders ›verwurzelt‹ werden: »Die Sprache ›verwurzelt sich‹ nicht bei den wahrgenommenen Dingen [die sie lediglich redupliziert, FB.], sondern beim aktiven Subjekt«, dem einzelnen zunächst, dem kollektiven vor allem, das plötzlich, etwa in Gestalt des ›Volkes‹ zum Schöpfer der Sprache wird. Unmittelbar bevor Diderot die klassische Geste der Nomenklaturen wiederholt, stellt er daher unmissverständlich fest: »Die Sprache eines Volkes bringt diesen Wortschatz hervor, und der Wortschatz ist ein ziemlich getreues Verhältnis aller Kenntnisse dieses Volkes.«<sup>10</sup> Wenn die Sprache etwas ausdrückt, so Foucault mit Blick auf die Entstehung der modernen Philologien, »dann nicht, insofern sie die Dinge imitiert und redupliziert, sondern insoweit sie das fundamentale Wollen der Sprechenden offenbart und übersetzt«. »Wer in einer Sprache spricht«, notiert Foucault unter Hinweis auf Humboldts ›energetischen‹ Sprachbegriff (ergon/energeia), »ist das Volk.«<sup>11</sup>

Inwieweit bereits die der Enzyklopädie zugrunde liegende Sprachtheorie diesen neuen linguistischen Expressionismus bzw. Energetismus vorwegnimmt, erkennt man daran, dass Diderot der Analyse des sprachlichen Referenzwertes eine stilistische Untersuchung der Sprache zur Seite stellt, deren Aufgabe es ist, ihr spezifisches Eigenleben gerade auch in seinen verborgensten Aspekten zu erhellen: »Nun treten aber«, schreibt Diderot, »im allgemeinen bei allen Völkern in der Entwicklung der Sprache und des Geschmacks unzählige kleine Umwälzungen und kaum merkliche Ereignisse (*une infinité de révolutions légères, d'événements peu remarqués*) ein, die nicht überliefert« und also nicht in jenen klassischen Wörterbüchern aufgefunden werden können, in denen die Sprache ganz auf ihre fremdreferenzielle Funktion zurückgenommen ist. Ein Wissen über die unzähligen kleinen Umwälzungen und kaum merklichen Ereignisse kann man nur erwerben, wenn man den »Stil der zeitgenössischen Autoren« analysiert, »der durch diese vergänglichen Umstände bedingt und modifiziert ist.«<sup>12</sup> Dass es sich um »kaum merkliche« Ereignisse und »unzählige kleine« Umwälzungen handelt,

mindert ihre Bedeutung für die neuen Episteme nicht, weil für sie der Raum des Wissbaren nicht länger mit dem des Sichtbaren zusammenfällt. Das Sichtbare ist vielmehr nur noch als Wirkung tiefer liegender, verborgener Kausalitäten zu begreifen, die »großen horizontalen Abläufe der *taxonomia*« sind in einer »dunklen Vertikalität« verankert, die sich nicht von selbst aufklärt, sondern in die ein aktiv perzipierender Blick Licht bringen muss.

Die Enzyklopädie offenbart gerade an jener Stelle, an der sie ganz im klassischen Sinne ihr Vertrauen in die Bezeichnungskraft der Sprache beteuert, dass sie längst Teil jenes säkularen Prozesses geworden ist, in dessen Verlauf sich die europäische Kultur, wie es Foucault formuliert, »eine Tiefe« erfindet, »in der nicht mehr von Identitäten, unterscheidenden Merkmalen, zusammenhängenden Tafeln mit all ihren Wegen und möglichen Bahnen, sondern von großen verborgenen Kräften, die von ihrem ursprünglichen und unzugänglichen Kern her entwickelt sind, und vom Ursprung, von der Kausalität und der Geschichte die Rede sein wird.«<sup>13</sup> Die kaum merklichen Ereignisse und kleinen Umwälzungen, die die Sprache verändern, künden von den großen verborgenen Kräften, die jene Entwicklungen allererst ermöglichen, die im Mittelpunkt der neuen historizistischen Episteme stehen. Die Zeitlichkeit hört auf, eine negative Bedingung des Seins zu sein. Sie schränkt dessen Vermögen nicht länger ein, sondern bildet ganz im Gegenteil die spezifische Artikulationsweise seiner Potenz: Weil die Dinge nicht schon von allem Anfang an vollendet sind, ist ihnen eine ›Entwicklung‹ beschieden, die als ein unabschließbarer Steigerungsprozess vorgestellt wird, dessen ›Motor‹ paradoxerweise eine konstitutive Endlichkeit (statt einer konstituierten und dann eingeschränkten Unendlichkeit) ist. Es kann nicht länger angehen, die Dinge, ihre verborgenen Entstehungsgründe und unvorhergesehenen Entwicklungssprünge im Namen der Namen zu kritisieren, die wir gewohnt sind, den Dingen beizulegen. Die Sprache, das Ensemble der Bezeichnungen und Unterscheidungen kann auch zu einem Hindernis der Entwicklung werden, sie kann sich lähmend auf die Kräfte auswirken und dazu führen, dass man das Neue unter dem Zeichen des Alten verbirgt. Das Hohe und Wertgeschätzte verdankt sich häufig, so Diderot, »einem seltsamen Zufall, einem sonderbaren Umstand, manchmal auch einem genialen Aufschwung«, in jedem Fall also einer primordialen Initiative, die in dem Moment stillgestellt wurde, in dem sie einen Namen erhielt, der sich allen späteren Erneuerern als Modell aufzwingt und ihren Erfinderelan hemmt. Erfinder müssen daher zuerst und vor allem das »Joch« der Benennung brechen und laufen gerade deshalb Gefahr, kulturell zunächst gar nicht wahrgenommen zu werden, weil ihre geniale Initiative keinem bestehenden »Muster« entspricht.<sup>14</sup> Es wächst schweigend und im Dunkeln.

Genau diese subrepräsentative Kraft des Ereignisses ist es nun aber, die die Enzyklopädisten dazu veranlasst, »in den Hauptfähigkeiten des Menschen die allgemeine Einteilung zu suchen, der wir unsere Arbeit untergeordnet haben«. Denn, wie es weiter heißt: »Gibt es im unendlichen Raum irgendeinen vorteilhafteren Punkt, von dem wir jene unermesslichen Linien ausgehen lassen könnten, die wir zu allen anderen Punkten ziehen wollen?« Der Mensch ist für Diderot, und das bezeugt seine Zugehörigkeit zur neuen, postklassischen bzw. anthropologischen Konfiguration, nicht einfach ein Begriff neben anderen Begriffen, sondern »der einzigartige Begriff, von dem man ausgehen und auf den man alles zurückführen muß (*le terme unique d'où il faut partir & auquel il faut tout ramener*)«<sup>15</sup> – man beachte die imperativische Formulierung, die die kaum verhüllte Performativität des Begriffs anzeigt. Das vormalige Tableau des Wissens, das die Erkenntnisse in einem »sich selbst zeitgleichen [also nicht evolvierenden, FB.] System«<sup>16</sup> organisiert, mutiert zu einem – auch grafisch realisierten – Stammbaum, also zu einer Genealogie, die in der ›Natur des Menschen‹ verwurzelt ist. Die Wurzel des Stammbaums bildet der in drei basale Vermögen ausdifferenzierte »Verstand« des Menschen: den drei Vermögen – Gedächtnis, Vernunft und Einbildungskraft – entsprechen drei fundamentale Wissensgebiete, nämlich Geschichte (einschließlich der Naturgeschichte und der aus der ›Verwendung der Natur‹ hervorgehenden Künste, Handwerke und Manufakturen), Philosophie (einschließlich der Naturwissenschaft) sowie Dichtung (weltliche wie geistliche): »Von unseren Fähigkeiten [Gedächtnis, Vernunft, Einbildungskraft] haben wir unsere Kenntnisse abgeleitet.«<sup>17</sup>

## 2. DER EINSATZ DER ENZYKLOPÄDIE IM PROZESS DER DISZIPLINIERUNG DES WISSENS

Welche Anstrengungen Hegel dann auch unternommen wird, um seine philosophische Enzyklopädie von der so genannten »gewöhnlichen Enzyklopädie«, die die Wissenschaften lediglich »empirisch« aufnehme, zu trennen: staunenswert bleibt doch das Faktum, dass er sich überhaupt genötigt fühlt, für das Geschäft der »Darstellung des allgemeinen Inhalts der Philosophie« auf den Titel der Enzyklopädie zurückzugreifen. Die Unterscheidung zwischen dem Empirischen bzw. dem Positiven oder bloß Statuarischen auf der einen und dem Spekultativen auf der anderen Seite, auf die Hegel so großen Wert legt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er mit der Wahl dieses Namens die Zugehörigkeit seiner Philosophie zu einer diskursiven Formation offen einbekennt, deren Pointe gerade darin besteht, den philosophischen Diskurs zu entmachten. Bereits die Diderotsche

Enzyklopädie enthält symptomatischerweise das Lemma »Philosophie« zweimal. Einmal findet es sich als eigenständiger Eintrag und dann ein zweites Mal in Klammern gesetzt hinter dem Eintrag »Enzyklopädie«, übrigens einem der längsten Einträge überhaupt. Was früher einmal ›Philosophie‹ hieß, so bedeutet diese Geste, wird nun unter dem Stichwort ›Enzyklopädie‹ verhandelt. Auf diesen Zug des enzyklopädischen Projekts, der auf den ersten Blick verwundern muss, wenn man bedenkt, dass es ja einer Initiative von Philosophen entsprungen ist und ganz maßgeblich von Philosophen getragen wurde, hat Michel Foucault in seinen Vorlesungen am Collège de France von 1976 hingewiesen, die posthum unter dem Titel *Il faut défendre la société* veröffentlicht worden sind (dt. *In Verteidigung der Gesellschaft*). Dass Hegel die unphilosophische Stoßrichtung des enzyklopädischen Projekts sehr genau gesehen hat, kann man im Übrigen bereits der »Vorrede« zur *Phänomenologie des Geistes* entnehmen, in der er bekanntlich sich und seine Leser zu nichts Geringerem als zu einem organisierten Verrat an der Philosophie ermuntert: »Daran mitzuarbeiten, daß die Philosophie der Form der Wissenschaft näherkomme, – dem Ziele, ihren Namen der *Liebe* zum *Wissen* ablegen zu können und *wirkliches Wissen* zu sein –, ist es, was ich mir vorgesetzt.«<sup>18</sup> Der neue Name dieser ›Wissenschaft‹ wird daher auch nur vorübergehend ›Phänomenologie‹ sein. Bereits seit 1808 unterrichtet Hegel in Nürnberg, so wie es das »Allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten« aus demselben Jahr in Bayern vorschrieb, seine Oberprimaner in »Philosophische[r] Enzyklopädie«, um dann ab 1817 in Heidelberg sein eigenes »Haus des Geistes« ebenfalls konsequent als »Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften« einzurichten. Im Folgenden möchte ich die These vertreten, dass der spekulative Charakter des Hegelschen Systems – wir erinnern uns: »Ein Philosophieren *ohne System* kann nichts Wissenschaftliches sein«<sup>19</sup> – weniger in seiner viel gerühmten Begriffslogik zu suchen ist, als vielmehr in der Art und Weise seiner konsequenten Wissenssynthetisierung liegt, die von der Intention einer universellen Kommunikabilität aller auf- und angelesenen Wissenspartikel getragen wird. Wenn auch die Philosophie von den empirischen Wissenschaften strikt geschieden ist, bereiten diese doch auf der anderen Seite »jenen Inhalt des Besonderen dazu [vor], in die Philosophie aufgenommen werden zu können«, so wie sie (die empirischen Wissenschaften) umgekehrt »die Nötigung für das Denken [enthalten], selbst zu diesen konkreten Bestimmungen fortzugehen.«<sup>20</sup> Die empirischen Wissenschaften und die Philosophie bilden also durchaus ein Rationalitäts- bzw. Rationalisierungskontinuum, die empirischen Wissenschaften finden sich daher in dem sattsam bekannten Sinne im System der Philosophie als Wissenschaft ›aufgehoben‹.



Foucault zeigt nun am Beispiel der staatlich vorangetriebenen Prozesse der Rationalisierung des Wissens im 18. Jahrhundert, dass das Projekt der ursprünglichen, hegelisch gesprochen: ›gewöhnlichen‹ Enzyklopädie eine ganz entscheidende Rolle in diesen Prozessen spielte. Die populäre Aufklärungsmythologie geht an dem eigentlichen Problem der Aufklärer vorbei. Die Aufklärer kämpften nicht so sehr an der einen Front, an der das Licht des Wissens auf die Dunkelheit der Vorurteile trifft; sie sahen sich vielmehr in einen unabsehbaren Velfrontenkrieg verwickelt, den verschiedene Wissensformen untereinander austrugen, Wissensformen, die sich durch ihre interne Struktur, durch die Interessen derer, die von ihnen profitierten, sowie durch ihre Machteffekte voneinander unterschieden. Was im 18. Jahrhundert zu beobachten ist und wovon insbesondere die fast 3000 Kupferstiche der Enzyklopädie zeugen, ist nicht so sehr ein vollständig neues technisches Wissen, sondern die staatlich beförderte konzertierte Aktion zu einer Zusammenführung ganz unterschiedlicher, vor allem anwendungsorientierter Wissensformen, die im Konflikt miteinander standen. Die Enzyklopädisten treffen auf eine wissenspolitische Situation, in der gilt: »[...] ein multiples Wissen, ein Geheimwissen, ein Wissen, das als Reichtum und als Garantie von Unabhängigkeit funktioniert: Als zerstückeltes besaß das technologische Wissen seine Funktion.«<sup>21</sup> In den Prozess der von Intellektuellen vorangetriebenen Wissensgeneralisierung bzw. Wissensrationalisierung interveniert in Frankreich der Staat, vor allem auch deshalb, weil er sich, wie Foucault zeigt, zunehmend im Namen des Wissens, genauer: eines konkreten historischen Wissens über die usurpatorischen Ursprünge der Monarchie in seiner Legitimität in Frage gestellt sieht und daher seinerseits als eine Instanz aufzutreten lernen muss, die ihre Macht im Medium des Wissens ausübt und regeneriert. Foucault unterscheidet im Einzelnen vier große Maßnahmen, derer sich der Staat bedient, um sich als Instanz nicht bloß der Disziplinierung seiner Untertanen, sondern vor allem auch der relevanten Wissensbestände zu empfehlen: »la mise en discipline des savoirs«.<sup>22</sup>

1. Eliminierung bzw. Disqualifizierung kleiner, ›unnützer‹ und wirtschaftlich kostspieliger Wissenssorten.
2. Wechselseitige ›Normalisierung‹ der übrig bleibenden Wissenssorten, um sie aufeinander abzustimmen und sie untereinander kommunizieren zu lassen – und zwar die Wissensformen ebenso wie diejenigen, die ihre legitimen Inhaber sind (zu diesem Zweck ist insbesondere die Beseitigung sämtlicher Barrieren, geographischer wie berufsständischer, vonnöten: Von daher erklärt sich die Polemik gegen alle Formen der Verbindung des Wissens mit dem Geheimnis).

3. Hierarchische Klassifikation des Wissens, die es erlaubt, die konkretesten und materiellsten Formen (die zugleich die untergeordneten Wissensformen sind) mit den abstraktesten und leitenden Formen zu einem System zusammenzuschließen, das ›alles‹ enthält.
4. Pyramidale Zentralisierung, die eine möglichst umfassende Kontrolle des ›Wissensprozesses‹ garantiert und ermöglicht, »zugleich von unten nach oben die Inhalte dieses Wissen [savoirs] und von oben nach unten die Gesamtrichtungen und die allgemeinen Organisationsformen, denen man den Vorzug geben möchte, zu übertragen.«<sup>23</sup>

Mit Blick auf das Unternehmen der Enzyklopädie kann Foucault nun zeigen, dass es völlig unzureichend ist, ihren Einsatz in der weltanschaulichen Durchsetzung eines globalen philosophischen Materialismus zu vermuten; die Effekte dieses Unternehmens sind viel spezifischerer Natur, sie bestehen im Wesentlichen in der Arbeit an der *mise en discipline des savoirs*, an der Normalisierung und Homogenisierung des zuvor in alle Himmelsrichtungen zerstreuten und von seinen Nutznießern eifersüchtig gehüteten technologischen oder allgemeiner: anwendungsorientierten Wissens. Was sich im 18. Jahrhundert abspielt, ist die Zusammenfassung des zerstreuten Wissens zu einer Wissenschaft im Singular, die zwar intern auf vielfältige Weise ausdifferenziert ist, deren Provinzen jedoch auf einem gemeinsamen Feld situiert sind, das ihre prinzipielle wechselseitige kommunikative Erreichbarkeit bzw. Adressierbarkeit garantiert. »Vor dem 18. Jahrhundert«, so Foucault, »gab es die Wissenschaft nicht«;<sup>24</sup> was es gab, waren Wissenschaften (im Plural), die über kein gemeinsames Dispositiv, kein gemeinsames Organisations- und Kommunikationssystem verfügten. Was vor der Erfindung der Wissenschaft als diskursivem Apriori alles ›legitimen‹ Wissens existierte, war die Philosophie, die den organisatorischen Rahmen für die Kommunikation unterschiedlicher Wissensbestände abgab. Mit dem Auftauchen der ›einen‹ Wissenschaft, genauer: der Wissenschaftlichkeit als diskursivem Regulator aller soziale und kulturelle Geltung beanspruchenden, polymorphen Wissensformen muss die Philosophie auf ihre fundamentale und fundierende Rolle verzichten. Und genau darin, so möchte ich Foucaults Überlegungen fortführen, liegt auch der Grund für die Selbstabdankung der Philosophie *als Philosophie* bei Hegel: Philosophie muss lernen, sich ihres Namens zu schämen, weil sie nicht länger das ausschlaggebende wissenspolitische Regime ausüben kann, das vielmehr an die Instanz der disziplinären Wissenschaft übergegangen ist, die einzig dazu befugt ist, die Wissenschaftlichkeit eines bestimmten Wissens zu kontrollieren.<sup>25</sup> Mit der Philosophie verschwindet auch das für das klassische Zeitalter typische Projekt

der *Mathesis universalis* von der Bühne. An die Stelle von fundierenden oder vorgeordneten Universalprojekten tritt ein – mit Luhmann zu sprechen – selbstreferenziell operierender Kontrollmodus der Wissenschaften: »Die Wissenschaft hat als allgemeiner Bereich, als disziplinarische Wissenspolizei [*police disciplinaire des savoirs*] sowohl die Stafette der Philosophie als auch der *Mathesis* übernommen.«<sup>26</sup>

Ein neuer Typ von Universität – in Frankreich napoleonischen, in Deutschland goethe-humboldtschen Typs – spielt die zentrale institutionelle Rolle bei der Implementierung des neuen Wissensregimes. Nur ein Wissen, das im universitären Raum entstanden ist – nur eine Philosophie, deren Protagonisten zu Universitätsbeamten geworden sind – kann fortan noch Anspruch auf Autorität erheben. Und die Vehemenz des antiklerikalen Engagements, wie es gerade für die ›materialistisch‹ gesonnenen französischen Aufklärer der Enzyklopädie charakteristisch ist, erklärt sich nicht aus einer bloß weltanschaulich motivierten Entscheidung oder Haltung, sondern ist das Ergebnis des konsequenten Funktionsverlustes der alten, wesentlich kirchlich und theologisch verantworteten Wahrheitspolitik, die im Modus der Zensur operierte. Auf die alte und äußerst kostspielige Orthodoxie kann in dem Augenblick verzichtet werden, in dem sich ein neuer ›weltlicher‹ Selektionsapparat konstituiert hat, der seine Funktion nicht länger dadurch ausübt, dass er die Übereinstimmung bestimmter Aussagen mit einer ihnen transzendenten Wahrheit prüft, sondern dadurch, dass er die Regelmäßigkeit der Äußerungen, genauer: ihre regelgerechte Erzeugung durch die dafür vorgesehenen Instanzen überwacht. Über die ›Legitimität‹ der Aussagen entscheidet nicht ihr Inhalt, sondern der Modus ihrer Hervorbringung. Alles dreht sich um die Frage, ob derjenige, der Wissensansprüche erhebt, lizenziert ist, solche Ansprüche vorzubringen: »Das Problem wird darin bestehen zu erfahren, wer gesprochen hat, ob er qualifiziert war zu sprechen, auf welcher Ebene sich diese Aussage ansiedelt, in welche Gesamtheit sie sich einfügen läßt, worin und in welchem Maße sie mit anderen Formen und anderen Typologien des Wissens konform ist.«<sup>27</sup> Von der Orthodoxie zur ›Orthologie‹, von der Zensur der Aussagen zur Disziplin der Äußerung, wie Foucault diesen Wechsel im Wissenscontrolling resümiert. Ich füge noch hinzu, dass sich die Disziplinierung des Wissens keineswegs bloß auf die ›naturwissenschaftlichen‹ und technologischen Bereiche beschränkt, sondern im 18. Jahrhundert mit der Gründung eines Ministeriums für Geschichte in Frankreich auch jenes Wissen erreicht, in dessen Namen die Ansprüche der monarchischen Zentralgewalt permanent bestritten wurden: In dem Moment, in dem die Monarchie erkennt, in welchem Maße die Geschichte zum zentralen Diskurs des politischen Kampfes geworden ist, erlässt sie kein – ohnehin nicht durchsetz-

bares – Diskursverbot, sondern stimuliert bei den ihr wohlgesonnenen Intellektuellen das Projekt einer Wiederaneignung des historischen Wissens zum Zweck der Herrschaftsstabilisierung, wobei ›Wiederaneignung‹ eben bedeutet: Transformation eines rebellischen Diskurstyps durch die Konstitution eines Nationalarchivs in der späteren *École des Chartes*: »Der königlichen Macht ging es darum, das historische Wissen, die historischen Wissen zu disziplinieren und solchermaßen ein Staatswissen (*savoir d'État*) zu errichten.«<sup>28</sup>

### 3. DAS EREIGNIS HEGEL: DIE GEBURT DER ARCHIV-PHILOSOPHIE

Vor diesem diskursgeschichtlichen Hintergrund können wir daher sagen: Wenn Hegel die Philosophie als Enzyklopädie reorganisiert, dann geht es auch ihm darum, sie in ein »*savoir d'État*« zu verwandeln. Denn so wie es vor dem 18. Jahrhundert keine Wissenschaft gab, sondern nur Wissenschaften, gab es vor Hegel zwar Philosophien, aber keine Philosophie im Singular. Bekanntlich setzt Hegels enzyklopädisches Projekt genau dort an. Der Skandal der Philosophiegeschichte besteht aus seiner Sicht im immerwährenden Kampf der philosophischen Schulen, der nur allzu leicht zum Überdruß des Publikums führe: »In Ansehung der Philosophie aber läßt man es sich zu«, schreibt Hegel in der *Enzyklopädie*, »die Verschmähung derselben damit zu rechtfertigen, weil es so verschiedene Philosophien gebe und jede nur *eine* Philosophie, nicht *die* Philosophie sei, – als ob nicht auch die Kirschen Obst wären.«<sup>29</sup> Hegel löst nun das Problem der irreduziblen Pluralität philosophischer Schulen nicht dadurch, dass er sich mit einer von ihnen identifiziert und sie als die einzig wahre zu erweisen sucht; auch er ersetzt – in den Begriffen Foucaults – die vormalige Orthodoxie durch eine Orthologie: Hegel konzipiert seine eigene Philosophie als einen metaphilosophischen Raum der »Er-Innerung«<sup>30</sup>, der ein geregeltes Nebeneinander alles philosophisch bislang Gedachten zulässt. Die Differenzen zwischen den philosophischen Schulen werden so weit reduziert, dass sie nur mehr als Differenzen einer zugrunde liegenden Philosophie, eines umfassenden »Ganzen« erscheinen, dessen Träger niemand anderes als der ›Geist‹ ist und dessen materielle Infrastruktur, wie man weiß, ein Zettelkasten: »Die der Zeit nach letzte Philosophie ist das Resultat aller vorhergehenden Philosophien und muß daher die Prinzipien aller enthalten: sie ist darum, wenn sie anders Philosophie ist, die entfaltetste, reichste und konkreteste.«<sup>31</sup>

Für diesen Typ von Archiv-Philosophie ist wie für den neuen Typ disziplinierter Wissenschaft ein *Wahrheitsopportunismus* konstitutiv. Hegels Philoso-

phie ist in einem strukturellen, nicht denunziatorischen Sinne *Philosophie der Polizei*, insofern sie nicht Partei ergreift in den philosophischen Scharmützeln, sondern allen Positionen ihr begrenztes Recht und damit ihren Platz anweist. Der Geist trifft überall nur auf sich selbst, er ist im Grunde nichts anderes als eine Lektüre- und Sammelstrategie, die nicht nach dem Inhalt bestimmter Wahrheiten oder Prinzipien fragt, sondern nach dem, was man die diskursive Ökonomie einer philosophischen Lehre nennen könnte: Wie lässt sich das kommunikativ so und nicht anders Vorgebrachte spekulativ ›reorganisieren‹, Hegelisch gesprochen: ›aufheben‹, sodass sich die »besonderen *Prinzipien*« eines Systems als »Zweige eines und desselben Ganzen« darstellen? Eine Lektürestrategie zweiter Ordnung, die nicht das Falsche vom Wahren trennt, um es aus dem Diskurs auszuschließen, sondern die eine neue Regularität der philosophischen Aussageproduktion durchzusetzen versucht, eine Orthologie, die unter dem Titel ›Geist‹ entfaltet wird und deren Zwang nicht darin besteht, zu bestimmten philosophischen Wahrheiten zu verpflichten, sondern alles Philosophieren auf ein einziges (hinreichend flexibles, also ›dialektisierbares‹) Medium festzulegen und als einzig legitime philosophische Äußerungsposition die des Beamten zuzulassen. Die Dialektik, der Name, den er für dieses Medium wählt, mag zwar so alt sein wie die Philosophie, zumindest die Platons, wie Hegel bescheiden einräumt. Ihre Funktionsweise und ihr Einsatz als Medium der ›Normalisierung‹ und ›Homogenisierung‹ philosophischer Positionen geht aber zweifellos auf das Projekt einer Verwandlung der Philosophie in ein *savoir d'État* zurück. Was sich durch Hegel vollzieht, ist nichts anderes als der Eintritt der Philosophie(n) ins Archiv. Genau darin besteht die Pointe seiner Diagnose vom Ende der Geschichte. Ende der Geschichte heißt schlicht: ihre Aufhebung im und durch das Archiv, das der wahre Name des Geistes ist.

#### 4. DIE ENZYKLOPÄDIE ALS ARCHIV DER NATIONALEN WISSENSKONSTITUTION

Hegels innerphilosophische Absetzung seines Begriffs der Enzyklopädie vom Begriff einer gewöhnlichen Enzyklopädie kann also nicht über die grundsätzliche diskursive Solidarität zwischen seinem Unternehmen und der Enzyklopädie Diderots und d'Alemberts hinwegtäuschen. Lassen Sie mich zum Schluss noch einmal auf diese Enzyklopädie zurückkommen. Wir hatten gesagt, dass man die Stoßrichtung des Unternehmens verfehle, wenn man allein in der un-absehbaren Vermehrung des Wissens den Anlass für seine Entstehung sieht. Zwar muss man sich der Arbeit einer rationellen Wissensorganisation umso

intensiver widmen, als gilt: »Während die Jahrhunderte dahinfließen, wächst die Masse der Werke unaufhörlich, und man sieht einen Zeitpunkt voraus, in dem es fast ebenso schwer sein wird, sich in einer Bibliothek zurechtzufinden wie im Weltall, und beinahe ebenso einfach, eine feststehende Wahrheit in der Natur zu suchen wie in einer Unmenge von Büchern.«<sup>32</sup> Die Enzyklopädie, so könnte man nach solchen und anderen Zeilen in Diderots entsprechendem Artikel denken, organisiert lediglich den Zugang zu einem Wissen, das sich außerhalb ihrer unablässig vermehrt.

Wer jedoch Diderots langen Artikel sorgfältig und bis zu Ende liest, findet die Bestätigung für Foucaults These, dass die Enzyklopädie ihrerseits an dem Prozess der Wissenserschließung und Wissensvermehrung aktiv beteiligt ist – und zwar insofern es ihr gerade um jenes Wissen geht, für das es noch keine Bibliotheken gibt, das vielmehr in Form des Know-hows der Handwerker und praktischen ›Künstler‹ gespeichert ist und daher allererst die wissenschaftliche Aufmerksamkeitsschwelle zu überschreiten hat. Wir hatten gesehen, dass es ein wenig irreführend ist, wenn Diderot schreibt: »Ich habe gesagt, dass es nur einem philosophischen Jahrhundert zustand, eine *Enzyklopädie* zu wagen, und ich habe dies behauptet, weil dieses Werk durchweg mehr geistigen Mut erfordert, als man in den kleinmütigen Jahrhunderten des feinen Geschmacks zu haben pflegt.« Mut war allerdings gefordert, aber eben kein spezifisch philosophischer, sondern einer, der darauf ging, den wissenschaftlichen Diskurs auf eine Weise zu reorganisieren, dass er sich auch jenen philosophisch verpönten Wissenssorten öffnete, die maßgebend für das waren, was man im 18. Jahrhundert unter dem Begriff der Konstitution zu denken beginnt. Dass die Philosophen, vor allem die juristisch gebildeten unter ihnen, eine ›konstitutionelle Revolution‹ anstrebten, dass sie ihr ganzes Denken der Beförderung von Gesetz und Verfassung unterstellten, hat den Blick darauf versperrt, dass die Konstitution ursprünglich nicht ein Begriff des Rechts oder der kollektiven Übereinkunft, sondern der Kraft und der Überwältigung ist, dass sein Einsatz ganz wesentlich medizinisch-militärischer (»*médico-militaire*«, wie Foucault sagt)<sup>33</sup> Art ist. Die Konstitution bezeichnet ein bestimmtes feststellbares und modifizierbares Kräfteverhältnis. Dieses medizinisch-militärische Konzept der Konstitution geht, wie Foucault gezeigt hat, in die Definition dessen ein, was dann der Abbé Sieyès am Vorabend der Revolution den »dritten Stand« nennt, also in den Begriff der Nation, dessen viel beschriebene und historisch so wirkungsmächtige Dynamik in der Tat durch keine juristischen Definitionskünste stillzustellen ist. Zu einer Nation gehört zwar ihre rechtliche Verfasstheit und in diesem Sinne: eine gesetzesförmige Konstitution; aber diese ›formale‹ Konstitution ist nicht ausreichend, damit eine Nation als Nation

zu existieren in der Lage ist. Das ›nationale Existenzniveau‹ setzt auf einer tiefer liegenden, gewissermaßen ›substanzielleren‹, funktionalen Ebene an, es ist definiert durch die Gesamtheit der handwerklichen, landwirtschaftlichen und industriellen Künste, also durch die ökonomische ›Leistungskraft‹ einer Bevölkerung. Man muss die historischen von den juristischen Existenzbedingungen einer Nation unterscheiden, hört Sieyès nicht auf, seinen Lesern einzuschärfen. Denn: »Weder Vertrag noch Gesetz, noch Konsens können wirklich eine Nation hervorbringen.«<sup>34</sup> Was Sieyès seinen Lesern zuruft, ist: Der dritte Stand ist in Wahrheit die französische Nation, weil nur er über die substanziellen und funktionalen Existenzbedingungen einer Nation verfügt, aber bislang noch von Klerus und Adel, die sich das Verfügungsrecht über die Produkte des ›produktiven Standes‹ angeeignet haben, daran gehindert wird, seiner ›Konstitution‹ auch den entsprechenden formalen, also rechtlichen Ausdruck zu verleihen.

Die Enzyklopädie ist auch das Inventar der Kräfte dieser virtuellen Nation; entscheidender noch als ihre Funktion der Wissensverwaltung ist die der Wissensermittlung: Denn das Wissen, auf das es unter nationalpolitischen Bedingungen vor allem ankommt, ist eben eines, das noch kein formelles Statut hat und denjenigen, die über es verfügen, indem sie es zur Anwendung bringen, allererst entlockt werden muss. Die Enzyklopädie ist zweifellos ein Projekt der Gelehrten, aber ihr eigentlicher Impetus besteht darin, ein bislang unter Gelehrten wenig geschätztes oder noch völlig unbekanntes Wissen in den Raum einer neuen disziplinär organisierten Wissenschaftlichkeit aufzunehmen. Die Entwicklung und die Ursprünge der »Künste« (*arts*) – gemeint sind die handwerklichen und technischen Fertigkeiten – zu erforschen, erfordert eine ganz andere Aufmerksamkeit von den Historikern als im Fall des explizit erzeugten und publizierten Gelehrtenwissens: »Die Gelehrten« (*savants*), so Diderot, »setzen sich auseinander; sie schreiben, machen ihre Entdeckungen geltend, widersprechen anderen und stoßen auf Widerspruch. Solche Auseinandersetzungen machen die Fakten bekannt und legen die Daten fest. Die Künstler (*artistes*) dagegen leben im Unbekannten und Verborgenen, jeder für sich; sie tun alles im eigenen Interesse, aber kaum etwas für ihren Ruhm. Es gibt Erfindungen, die jahrhundertlang von einer Familie gehütet werden.«<sup>35</sup> Die Unsicherheit der »Daten« (*dates*), wie sich Diderot ausdrückt, ist ein wissenspolitischer Skandal, dem durch systematisches Recherchieren begegnet werden muss. Es geht darum, das Wissen der Handwerker für den Diskurs zu erschließen, damit es seinen Charakter eines Geheimnisses verliert und in den schrankenlosen Kommunikationsraum der späteren *scientific community* Eingang finden kann. Die Normalisierung der Wissensformen im 18. Jahrhundert, hatte Foucault geschrieben, bestand präzise darin, sie miteinan-



der kommunizieren zu lassen und zu diesem Zweck »les barrières du secret«<sup>36</sup> niederzureißen. Daher ist eine Art Ethnographie des Inlands bzw. der arbeitenden Bevölkerung nötig, die bezeichnenderweise dem monarchischen Staat abgetrotzt werden muss, der aus Sicht der ›kritischen Intellektuellen‹ ein Interesse daran hat, die Fragmentiertheit des unmittelbar praktisch und technisch wirksamen Wissens aufrechtzuerhalten, weil auf diese Weise die Verbesserung der Konstitution des dritten Standes am wirksamsten verhindert werden kann: »Es wäre zu wünschen«, schreibt Diderot, »daß die Regierung gestattete, die Manufakturen zu betreten, bei der Arbeit zuzusehen, die Arbeiter auszuforschen und Zeichnungen von den Werkzeugen, den Maschinen und dem Gebäude selbst zu machen.«<sup>37</sup>

Diesem Wunsch nach systematisch betriebener Industriespionage scheint sich der Staat allerdings nicht wirklich verschlossen zu haben, der vielleicht auch deshalb die Enzyklopädie wenn schon nicht vor der Zensur, so doch vor ihren Auswirkungen bewahrte, weil er mit dem wissenspolitischen Anliegen ihrer Protagonisten in Wahrheit sympathisierte. Diderot weiß das nur zu gut, wie man daran erkennt, dass nicht der monarchische Staatsapparat zu den »gefährlichsten Feinden« der Enzyklopädie gehört, sondern gewisse »Staatsbürger«, die er schlicht »schlechte Menschen« (*méchants hommes*) nennt. Ihre Schlechtigkeit besteht in nichts anderem als in einer falschen Interpretation des wahren staatlichen Interesses, das noch einmal den eigentlichen Einsatz des enzyklopädischen Unternehmens in aller Klarheit zu erkennen gibt. Denn diese »schlechten Menschen« möchten nicht etwa die Arbeit an der Enzyklopädie im Keim ersticken, sie möchten vielmehr ihre kommunikative Reichweite aufs Drastischste beschränken, indem sie ihre Lektüre einem einzigen Leser vorbehalten, nämlich dem mit dem Staat identifizierten Monarchen: »Hört man sie reden, so könnte man meinen, daß eine fertige *Enzyklopädie* – eine allgemeine Geschichte der Künste (*une histoire générale des arts*) – nichts anderes sein dürfte als ein großes Manuskript, das in der Bibliothek des Monarchen fürsorglich eingeschlossen und nur seinen Augen, nicht aber anderen zugänglich ist: ein Buch für den Staat und nicht für das Volk (*un livre d'État, & non du peuple*). Wozu – sagen sie – soll man die Kenntnisse der Nation, ihre geheimen Angelegenheiten, ihre Erfindungen, ihre Gewerbe, ihre Hilfsquellen, ihre Geheimnisse, ihr Wissen, ihre Künste, ja ihre ganze Weisheit allgemein kundmachen?«<sup>38</sup> Diese »guten Staatsbürger«<sup>39</sup> und darum »schlechten Menschen« verkannten vollständig, dass bereits die vorrevolutionär-reformerische Selbsttransformation der französischen Monarchie im 18. Jahrhundert im Kern auf eine Neusituierung der Staatlichkeit und der von ihr ausgehenden Machteffekte im Register des Wissens und des Wissbaren hinauslief. Jedenfalls zeigt sich Diderot mit der Ausbeute seiner Manufakturexpeditionen



hochzufrieden und fügt hinzu: »Es gibt nur wenige Geheimnisse, die man auf solche Weise nicht ergründen kann. Nach ihrer Ergründung müßte man alle diese Geheimnisse – ohne Ausnahme – öffentlich bekanntmachen.«<sup>40</sup>

##### 5. DAS PANOPTICON ALS ›ENZYKLOPÄDISCHE MASCHINE‹

Dies eben geschieht in der Enzyklopädie, die sich als ein Archiv der nationalen Wissens- und insofern Selbst-Konstitution auch deshalb erweist, weil sie medial neue Wege beschreitet, vor allem, indem sie das *Bild* seiner künstlerischen Bestimmung entzieht und es systematisch für die Darstellung von technisch-maschinellen Abläufen nutzt. Roland Barthes hat völlig Recht, wenn er in einem äußerst hellsichtigen Essay anmerkt, dass die Enzyklopädie unsere Aufmerksamkeit vor allem deshalb verdient, weil sie »eine autonome Ikonographie des Gegenstandes« erfindet.<sup>41</sup> Was zeichnet den enzyklopädischen Gegenstand aus? Worin besteht seine Spezifik? Sie liegt in der durchweg unterstellten Freundschaftlichkeit des Gegenstandes gegenüber dem Menschen: »Das Bild ist das bevorzugte Ausdrucksmittel dieser menschlichen Präsenz, denn es gestattet, diskret am Horizont des Gegenstands einen unveränderlichen Menschen anzuordnen; die Kupferstiche der Enzyklopädie sind immer mit Leben erfüllt [...]. Sie können sich den abgelegensten, den wildesten Gegenstand der Natur vorstellen; seien Sie versichert, dass selbst dann noch ein Mensch in einer Ecke des Bildes zu erkennen sein wird; er wird den Gegenstand betrachten, messen oder überwachen und davon wie von einem Schauspiel Gebrauch machen.«<sup>42</sup> Hier dürfen wir durchaus auch an das von Foucault im Kontext seiner Studien zur Formation der modernen Macht-Wissen-Relation analysierte Bild des *panoptischen Schauspiels* denken, in dem die Präsenz des überwachenden Menschen selbst dann noch spürbar und wirksam ist, wenn er sich für die Überwachten als unsichtbar erweist. Das Panopticon ist durchaus eine Maschine in dem Sinne, in dem die enzyklopädischen Kupferstiche sie abbilden: Diese Maschine bricht mit der souveränen Machtausübungsprozedur absolutistischer Regime, weil sie den Sozialreformern zu kostspielig und zu wenig effektiv erscheint. Das Ketzerische der panoptistischen Sozialutopie und ihrer kontrollgesellschaftlichen, ›gouvernementalen‹ Fortführung bis in unsere Tage<sup>43</sup> liegt in der Gleichgültigkeit, mit der sie die Frage nach dem Subjekt der Macht beantwortet. Es hat für sie »wenig Bedeutung, wer die Macht ausübt. Beinahe jedes beliebige Individuum kann die Maschine in Gang setzen.«<sup>44</sup> Das panoptische Schema ist auf eine Gesellschaft berechnet, die man mit Luhmann als eine funktional ausdifferenzierte beschrei-

ben kann. Diese Macht steht nicht im Dienst von Privilegien, sondern im Dienst der Steigerung von Funktionen. Das Panopticon »hat verstärkend und steigernd zu wirken; nicht um der Macht willen und nicht, um einer bedrohten Gesellschaft das Leben zu retten, organisiert es die Macht und macht sie ökonomischer und wirksamer; es geht darum, die Gesellschaftskräfte zu steigern.«<sup>45</sup> Damit versteht sich die Macht als Funktion neben Funktionen, als Maschine neben Maschinen.

So wie Foucault von der panoptischen Maschine sagt, dass beinahe jedes beliebige Individuum sie in Gang setzen kann, beobachtet Roland Barthes auf den Maschinenabbildungen der Enzyklopädie, dass »der Mensch immer in irgendeiner Ecke der Maschine präsent« ist und an ihrem Funktionszusammenhang teilnimmt – und zwar »auf eine aktive und gleichzeitig leichte Art«. Die enzyklopädische Maschine, so Barthes weiter, »ist immer nur ein unermeßliches Relais; der Mensch ist an einem Ende, der Gegenstand an einem anderen«<sup>46</sup>. An der panoptischen Macht betont Foucault vor allem ihre Unkörperlichkeit und Fernwirksamkeit. Sie reduziert sich auf ein »System kalkulierter Blicke«<sup>47</sup> und vollzieht ihren »Zugriff auf den Körper nach den Gesetzen der Optik und der Mechanik und in einem Spiel von Räumen, Linien, Schirmen, Bündeln, Stufen«. Der Disziplinarblick ist auf »Relaisstationen«<sup>48</sup> angewiesen. Im Fall der enzyklopädischen Maschine, schreibt Barthes, ist die Energie keine verborgene Kraft, sondern »im wesentlichen Übermittlung, Verstärkung einer einfachen menschlichen Bewegung« – im Fall des Panopticons nicht die Bewegung der Hand (Symbol der handwerklichen Welt), sondern des Auges. Und wenn Barthes seine Einschätzung der Enzyklopädie in dem Satz zusammenfasst, dass sie »eine Welt ohne Angst«<sup>49</sup> vorstelle, dann widersprechen die Beobachtungsmaschinen, die Foucault analysiert, diesem enzyklopädischen Grundanliegen in keiner Weise, wenn man berücksichtigt, dass eine Welt ohne Angst nur ein anderer Ausdruck für eine Welt äußerster Kontrolle wäre. Schließlich ist eine Welt ohne Angst sozial nur zu organisieren, wenn sie der Macht, die sich für den »Staub der Ereignisse« interessiert, erlaubt, »immer und überall auf der Lauer« zu sein und »keine Zone im Schatten« zu lassen<sup>50</sup> – auch und gerade nicht die Zonen, in denen sich die Kontrolleure, die Funktionäre der Macht, aufhalten.

1 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1981, S. 187 f.

2 Vgl. vor allem: Robert Darnton: *Glänzende Geschäfte. Die Verbreitung von Diderots ›Encyclopédie‹ oder: Wie verkauft man Wissen mit Gewinn?*, Frankfurt/M. 1998.

3 Denis Diderot: Artikel »Enzyklopädie«, in: ders.: *Enzyklopädie. Philosophische und politische Texte aus der ›Encyclopédie‹*, München 1969, S. 99.

4 Ebd., S. 79.

- 5 Diderot: »Prospekt der Enzyklopädie (1750)« (Anm. 3), S. 40.
- 6 Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/M. 1980, S. 177.
- 7 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 95 f.
- 8 »Die Struktur ist jene Bezeichnung des Sichtbaren, die ihm in einer Art prälinguistischer Wahl gestattet, sich in die Sprache zu transkribieren.« Foucault: Die Ordnung der Dinge (Anm. 6), S. 180.
- 9 Ebd., S. 164.
- 10 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 95.
- 11 Foucault: Die Ordnung der Dinge (Anm. 6), S. 354.
- 12 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 96. Vgl. für die frz. Fassung: Denis Diderot: Encyclopédie III (Lettres D–L), hg. v. John Lough u. Jacques Proust, in: ders.: Œuvres Complètes, Paris 1976, Bd. VII, S. 190.
- 13 Foucault: Die Ordnung der Dinge (Anm. 6), S. 308.
- 14 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 144.
- 15 Ebd., S. 121 (frz.: Diderot: Encyclopédie III [Anm. 12], S. 213).
- 16 Foucault: Die Ordnung der Dinge (Anm. 6), S. 111.
- 17 Diderot: »Prospekt der Enzyklopädie (1750)« (Anm. 3), S. 41.
- 18 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes, Hamburg 1952, S. 12.
- 19 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830). Erster Teil. Die Wissenschaft der Logik. Mit den mündlichen Zusätzen, in: ders.: Werke in zwanzig Bänden, Frankfurt/M. 1979, Bd. 8, S. 59 f. (§ 14).
- 20 Ebd., S. 57 f. (§ 12).
- 21 Michel Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975/76), Frankfurt/M. 1999, S. 208.
- 22 Michel Foucault: »Il faut défendre la société«. Cours au Collège de France (1975/1976), Paris 1997, S. 161.
- 23 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 21), S. 209.
- 24 Ebd., S. 211.
- 25 »Jedes Wissen wird somit als Disziplin erstellt und andererseits als von innen diszipliniertes Wissen verbreitet, kommuniziert, verteilt und reziprok hierarchisiert in einer Art allgemeinen Feldes oder allgemeiner Disziplin, die man präzise *die* ›Wissenschaft‹ nennt.« (Ebd., S. 211.)
- 26 Ebd., S. 211 f.
- 27 Ebd., S. 213 f.
- 28 Ebd., S. 216.
- 29 Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (Anm. 19), S. 59 (§ 13).
- 30 In dem Wortspiel verschränken sich Archivfunktion und Bildungsauftrag der Hegelschen Philosophie, wobei Bildung als »Einverseelung« (Nietzsche) des philosophisch Archivierten konzipiert wird.
- 31 Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (Anm. 19), S. 58 (§ 13).
- 32 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 145.
- 33 Foucault: »Il faut défendre la société« (Anm. 22), S. 172.
- 34 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 21), S. 255.
- 35 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 162.
- 36 Foucault: »Il faut défendre la société« (Anm. 22), S. 160.
- 37 Diderot: Artikel »Enzyklopädie« (Anm. 3), S. 163.
- 38 Ebd., S. 163 f. (frz.: Diderot: Encyclopédie III [Anm. 12], S. 251 f.)
- 39 »Diese ›guten Staatsbürger‹ sind die gefährlichsten Feinde, die wir gehabt haben (*Ces bons citoyens sont les plus dangereux ennemis que nous ayons eus*).« (Ebd., S. 164; frz.: Diderot: Encyclopédie III, S. 252.)
- 40 Ebd., S. 163.
- 41 Roland Barthes: Bild, Verstand, Unverstand, in: Jean Le Rond d'Alembert, Denis Diderot u. a.: Enzyklopädie. Eine Auswahl, Frankfurt/M. 1989, S. 30.
- 42 Ebd., S. 36.
- 43 Vgl. zum Konzept der Gouvernementalität und ihrer Bedeutung für die zeitgenössischen westlichen Gesellschaften: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M. 2000.

- 44 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1981, S. 260.
- 45 Ebd., S. 267.
- 46 Barthes: Bild, Verstand, Unverstand (Anm. 41), S. 34.
- 47 Foucault: Überwachen und Strafen (Anm. 44), S. 229.
- 48 Ebd., S. 225.
- 49 Barthes: Bild, Verstand, Unverstand (Anm. 41), S. 37.
- 50 Foucault: Überwachen und Strafen (Anm. 44), S. 229.

Markus Krajewski

## RESTLOSIGKEIT. WILHELM OSTWALDS WELT-BILDUNGEN

»Das Schwierigste am Sammeln ist das Wegwerfen.«  
(Albert Köster)

»Die Hyäne ist das Wappentier der Mathematik, sie weiß,  
daß kein Rest bleiben darf. Ihr Gott ist die Null.«  
(Heiner Müller)

»Den Rest muß man mir überlassen.«  
(Karl Wilhelm Bührer)

### 1. DAS KLEINHIRN ALS POSTSENDUNG

München, 14. Juli 1910

Frühmorgens 4 Uhr 35

Ich bin aufgestanden, um den Grundstein zu einem großen Werk zu legen ... Wäre es [... nicht ...] wichtig (und interessant), einmal den wissenschaftlichen Versuch zu wagen, was ein einzelner Mensch zustande bringen kann, wenn man ihm *vollständig* freie Hand lässt, vorausgesetzt selbstverständlich, dass dieser Mensch sich ein Ziel gesetzt hat, dessen Erreichung der Allgemeinheit zum Segen gereichen würde? ... Über die einzelnen Phasen meines Werkes will ich gewissenhaft Buch führen, wie es sich für ein wissenschaftliches Unternehmen schickt. Den Rest muss man mir überlassen; denn die Menschheit soll mir ja (eben) ausnahmsweise erlauben, nach meinem Sinn und zwar ganz nach meinem Sinn zu handeln ...<sup>1</sup>

Die Buchführung dieses wohl kaum zufällig auf den Jahrestag der französischen Revolution datierten »großen Werks« beginnt mit einer Mono-Graphie, die unter dem Titel *Die Organisation der geistigen Arbeit durch die Brücke* im darauf folgenden Jahr 1911 erscheint.<sup>2</sup> Als erster Buchhalter oder Autor firmiert Karl Wilhelm Bührer, selbst ernannter Organisator und ehemaliger Geschäftsführer der unterdessen ruinierten *Mono-Gesellschaft*, ein Unternehmen für den Vertrieb von Druckgraphik und Werbemarken mit Sitz in der Schweiz. Verfasst wird dieser Text allerdings nicht von Bührer selbst, sondern von dem Journalisten Adolf Saager, einer Münchner »Zufallsbekanntschaft«, dem es gelingt, die Ideen Karl Wilhelm Bührers trotz dessen kommunikativer Schwierigkeiten in einen

gemeinsamen Text zu übersetzen. »Sein [d. h. Bührers] Plan war, wie er sagte, schon im Großen und Kleinen fertig. Da es aber bei seiner sprunghaften, undeutlichen Ausdrucksweise für andere nicht möglich war, ohne hingebende Geduld seine Pläne zu erfassen, entwarf ich erst ein kleines Programm und schrieb dann, als sich ein Verleger dafür fand, ein Buch, in dem ich Bührers Gedanken gesiebt, systematisch geordnet und theoretisch begründet darzustellen versuchte«, wird Adolf Saager in einem Rückblick auf die Ereignisse zehn Jahre später notieren.<sup>3</sup> Bührers Plan sieht vor, so Saager weiter, »die Menschheit durch das ungeistigste und anspruchsloseste aller Mittel selig [zu] machen [...], das – Papierformat.«<sup>4</sup>

Das strategische Ziel der Monographie besteht indes weniger darin, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, als eine einzige, sehr konkrete Person. »Der Hauptzweck unseres Buches war, Ostwald für unsere Sache zu gewinnen«<sup>5</sup> – und mit ihm einen aussichtsreichen Finanzier und Vermittler zu den geistigen Arbeitern. Das Schreibziel, Wilhelm Ostwald (1853–1932), ist 1911 nicht nur seit zwei Jahren Träger des Nobelpreises für Chemie und Begründer einer neuen Fachrichtung, der physikalischen Chemie. Seit seinem Rückzug vom Lehrstuhl für Chemie an der Universität Leipzig 1906 arbeitet Ostwald vorwiegend als freier Schriftsteller, Naturphilosoph und Organisationstheoretiker. Vor allem mit den *Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft* (1909) und mehr noch durch *Die Forderung des Tages* (1911) entwirft Wilhelm Ostwald ein umfassendes Programm, das sich dem »allgemeinste[n] Problem der Kulturwissenschaft«, der »Frage, wie die ganze Welt zu organisieren sei«<sup>6</sup>, zu widmen beginnt.

Im Frühjahr 1911 erreichen Wilhelm Ostwald demzufolge die noch frischen Druckfahnen der *Organisierung der geistigen Arbeit durch die Brücke*. Eine erste Lektüre zeigt – wen wundert's – eine erstaunliche Koinzidenz zwischen den Vorschlägen Bührers und Saagers zur Organisation, Standardisierung sowie Rationalisierung der geistigen Arbeit und Ostwalds eigenen geplanten Maßnahmen und Projekten. Gemäß seinem *Energetischen Imperativ*, dessen Formel in vollendeter Alliteration und Endreimung lautet: »Vergeude keine Energie, verwerte sie«, fordert Ostwald bereits 1909, eine Anstalt zu schaffen, »welche dem Forscher durch Vermittlung der Ergebnisse, die andere durch ihre Arbeit zu verzeichnen hatten, ermöglichen sollte, ohne Zeitverluste seine eigenen Forschungen verfolgen zu können.«<sup>7</sup> Kaum zufällig also besteht die zentrale Idee der *Brücke* darin, als unabhängige Institution diese Form von Wissenschaftsorganisation zu realisieren. Bührer und Saager beabsichtigen daher

1. die bisher ohne Hinsicht auf eine Gesamtorganisation erledigte geistige Arbeit nachträglich zu organisieren, d. h. alles umfassende Übersichten über die Ergebnisse dieser Arbeit anzufertigen, sodass sie für das künftige Schaffen mühe- und restlos in nutzbringender Weise verwertet werden können;
2. die künftige Arbeit fortan in solche Bahnen zu lenken, dass sie nach Möglichkeit an sich schon, und zwar nach Form und Inhalt, organisiert ist.<sup>8</sup>

Die Mittel bzw. Medien, um dieses Ziel erreichen zu können, bestehen darin, die *Brücke* als eine so genannte »Auskunftstelle der Auskunftstellen«<sup>9</sup> zu errichten, die mit Hilfe eines umfassenden, alles verzeichnenden Zettelkatalogs nicht nur die geistige Arbeit der Vergangenheit registriert, sondern kraft ihrer Anordnung auf standardisierten Karteikarten die künftigen Arbeitsprozesse damit bereits *automatisch* vorstrukturiert und zu katalysieren<sup>10</sup> hilft.

Das Kalkül von Bühner und Saager, die offensichtliche Koinzidenz mit den Ideen Wilhelm Ostwalds zu lancieren, geht auf: Kurz nachdem die Druckfahnen im Landhaus *Energie* in Groß-Bothen bei Leipzig eingetroffen sind, antwortet Ostwald bereits, um lebhaftes Interesse an einer Zusammenarbeit zu signalisieren. In seinen *Lebenslinien*, der Autobiographie, bemerkt er dazu rückblickend: »... die entwickelten Gedanken entsprachen so sehr meinen eigenen Plänen und Wünschen und brachten insbesondere an manchen Punkten schon Lösungen, wo ich bisher nur Probleme gesehen hatte.«<sup>11</sup> Eine solche Problemlösung, um die angestrebten Ziele zu verwirklichen, erkennt Ostwald vor allem in Bühners Idee des standardisierten Papierformats. Technische Grundform aller Kultur sei das mit Zeichen versehene Blatt Papier.<sup>12</sup> »Soll somit die geistige Arbeit organisiert werden, so muß man mit der *Organisation des Merktzettels* beginnen.«<sup>13</sup> Da ein arger Feind der Beweglichkeit der Buchbinder sei, gilt es nur mehr, den befreiten Gedanken auf jenem Blatt zu belassen, um ihn beizeiten mit anderen Wissensbausteinen zusammenzuführen. Das derart modularisierte Weltwissen wartet auf standardisierten Karteikarten, so der Plan, in der »Auskunftstelle der Auskunftstellen«, Schwindstraße 30 in München, unter der kaum bescheidenen Bezeichnung »Gehirn der Welt«.<sup>14</sup> Dieses »Kleinhirn«, wie es in nahezu prophetischer Antizipation der Ereignisse von Bühner an anderer Stelle auch bezeichnet wird, erlaubt den geistigen Arbeitern, fortan nur noch solcherart isolierte Gedanken zu (re-)kombinieren und so ihre Ergebnisse durch immer neu verschaltete Konstellationen zu erreichen. Doch bevor sie das zu erwartende Wissen speichern, müssen zunächst alle Zettel in einheitlicher Größe vorliegen. Die Frage

nach dem dazu geeigneten Format bildet zunächst noch einen strittigen Punkt, der aber schnell zugunsten von Ostwalds durchdachterem Ansatz, dem so genannten *Weltformat*, entschieden wird. Während Bühler mit seiner Monogesellschaft noch die Verzeichnung der vereinzelt Gedanken auf Karten mit willkürlicher Maßgebung verfiht, setzt Ostwald das systematischere, weil bei Faltungen restlose Größenverhältnis zwischen Länge und Breite von 1 zu 2 dagegen.<sup>15</sup> Ganz zu Ostwalds Ärger vermag sich das *Weltformat* gegenüber seinem Nachfolger und Konkurrenten, dem DIN-A-Format, vor dem Deutschen Normungs-Ausschuss 1917 bekanntlich nicht durchzusetzen. Ebenso wie das *Weltformat* setzt das DIN-A-Format darauf, bei Hälfung und Verdoppelung stets dasselbe Seitenverhältnis zu erhalten. Diese Ableitung spiegelt sich nicht zuletzt in der streng hierarchisierten Genealogie der Formate und Formaterfinder wider: Der Schöpfer des DIN-A-Formats Walter Porstmann diente Wilhelm Ostwald einige Jahre als Sekretär.<sup>16</sup>

Im Juni 1911 reist Wilhelm Ostwald eigens nach München, um unter seinem Vorsitz *Die Brücke* als Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit feierlich ins Leben zu rufen. Im offiziellen Protokoll der Sitzung werden die geplanten Ziele nochmals und im Einklang mit dem energetischen Imperativ explizit festgeschrieben.<sup>17</sup>

Das Grundkapital speist sich aus 100.000 RM, einem Gutteil des Ostwaldschen Nobelpreisgeldes, sowie aus einer freundlichen Donation des belgischen Montan-Industriellen Ernst Solvay. Mit diesen finanziellen Starthilfen versehen, startet Bühler eine Schriftenreihe im Namen der *Brücke*, aufwendig produziert, um mit so programmatischen wie selbstreferenziellen Werbeschriften wie *Raumnot und Weltformat*, *Die Organisierung der Organisatoren durch Die Brücke*, *Sekundäre Weltformate* oder *Die Kulturmission der Reklame* neue Mitglieder und Kapital zu gewinnen. Dank Ostwalds Ansehen und seinen weit verzweigten Kontakten nicht nur im wissenschaftlichen Bereich kann *Die Brücke* schon bald so namhafte Mitglieder wie etwa Svante Arrhenius, Paul Otlet, Ernst Solvay, Franz Oppenheimer, Hjalmar Schacht, Peter Behrens, Henri Poincaré u. v. a. m. verzeichnen.<sup>18</sup>

Gemäß Bühlers Forderung und seinem Plan, »vollständig freie Hand« zu besitzen und »ganz nach seinem Sinn zu handeln«, gewährt Ostwald dem Generalsekretär der *Brücke* die verlangte Autarkie, begünstigt durch die Distanz zwischen Groß-Bothen und München, die allein durch eine anfangs rege, später eher spärliche Berichterstattung von Bühler an Ostwald überbrückt wird. Doch zeigen sich im Lauf des Jahres 1913 erste Schwierigkeiten und unterschiedliche Auffassungen angesichts der Realisierung der hoch gesteckten Ziele. In Bühler/Saagers Werbe-



schrift von 1911 heißt es hinsichtlich der beabsichtigten methodischen Vorgehensweise:

Die Organisierung wird sich einer restlosen Präzision befließigen müssen, die nur der Oberflächliche als überflüssige Pedanterie auslegen kann [...] Sie wird fernerhin allen ihren Bestandteilen vorurteilslos gleiche Aufmerksamkeit zuwenden müssen; sie wird [...] dem zweckmäßig ausgestatteten Katalog eines Fabrikanten oder dem gewissenhaften Berichte eines Armenhauses im Prinzip denselben Platz einräumen müssen, wie den Werken Homers oder Kants.<sup>19</sup>

Immerhin »stutzt« Wilhelm Ostwald bei dieser Lektüre anlässlich Bühlers Auffassung von Wissenschaft. Er konstatiert, dass Bühler diese »kaum mehr vom Hörensagen kannte«, um fatalerweise »die Sache zunächst auf sich beruhen« zu lassen.<sup>20</sup> Ostwalds vielfältige Tätigkeiten etwa im Monistenbund, der Kirchenaustritts-Bewegung oder bei der Entwicklung der *Glücksformel*<sup>21</sup> begünstigen die mangelnde Kontrolle. Und demzufolge entbehren manche von Bühlers Projekten der viel beschworenen Zusammenfügung von reiner Theorie und angewandter Praxis. Mit ernsthaft erwogenen Ideen, deklariert als internationale Kulturaufgaben, wie die »Bewässerung der Sahara« (immer unter dem Sigel der angestrebten Restlosigkeit zu lesen), »Kultivierung von ausgedehnten Moorgegenden« oder »Wiederaufforstung Griechenlands und anderer Kulturländer«<sup>22</sup> rückt die *Brücke* dem ebenfalls von ihr geplanten *Weltarchiv für Humor* näher, als von den Mitgliedern und tapferen Verfechtern beabsichtigt sein dürfte.

Gleichwohl bleibt zu beachten, dass Ostwald seine Kritik der restlosen Methode Karl Wilhelm Bühlers erst 1930 mit dem oftmals begradigenden, mithin beschönigenden Blick eines betagten Autobiographen formuliert. Die Absetzbewegung von Bühlers Wissenschafts-Auffassung geschieht indes mit einer Sorgfalt, die als nachträgliche Rechtfertigung oder gar Wiedergutmachung der versäumten Kritik zur rechten Zeit zu lesen ist. Angesichts dessen klingt es wie eine zynisch kommentierende Vorwegnahme, wenn Bühler und Saager in ihrem Pamphlet 1911 notieren: »Erst die Lückenlosigkeit der Beobachtung gibt einigermaßen die Sicherheit, daß keine Unterlassungssünde begangen worden und daß der Zufall ausgeschaltet ist.«<sup>23</sup>

Im Laufe des Jahres 1913 verschärft sich die finanzielle Misere, da die erhofften Spenden von so genannten »reichsten Leuten«<sup>24</sup> ausbleiben. Unterdessen führt Bühler die Geschäfte unaufhaltsam zum ebenso unrühmlichen Ende des Unternehmens. Im Juni 1914, genau drei Jahre nach ihrer Eröffnung, verschlie-

ßen die Gerichtsvollzieher die Büroräume der *Brücke*, Schwindstraße 30. Der Nachweis von prinzipieller Unvollständigkeit dauert indes noch bis 1931 zu Kurt Gödels Beweis über formal unentscheidbare Sätze.<sup>25</sup> Die Empirie zeitigt ihre unerfreulichen Resultate jedoch eher: Das in der Welt-Registatur versammelte Wissen beschränkt sich auf eine vollständige Sammlung von Ansichtskarten der Stadt Ansbach, die Bühler als Beweis seiner Restlosigkeits-Strategie und der Leistungsfähigkeit der Speicher-Anordnung eigenhändig und fein säuberlich ins Weltformat zu überführen begonnen hat. Der mit der bayrischen Stadt verbundene Leser möge es verzeihen, aber Ansbach ist gewissermaßen der Rest der Welt, dessen Abbilder im Weltformat von Bühler einzig vollständig und erfolgreich gesammelt werden. Die beharrlichen Behauptungen des ehemaligen Handelsvertreters für Werbekarten zur wissenschaftlichen Methode namens Restlosigkeit beschwören beinahe unschuldig, weil ahnungslos die Auffassung, mit wenigen mechanisch eingesetzten Werkzeugen eine allumfassende und weltbegreifende Material-Sammlung verwirklichen zu können. Doch selbst die zweite Strategie der *Brücke*, statt des Materials lediglich die Referenzen darauf auf möglichst hoch integrierter Ebene zusammenzuführen, zeitigt keine Erfolge. Bühler beweist, dass er die Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem längst vergessen hat. Anstatt die Adresse eines Musikarchivs in der dafür vorgesehenen Kartei zu speichern (als Metainformation der Metainformationen) oder ihre Kataloge schlichtweg zu kopieren (Übertragen der Metainformationen), kauft er kurzerhand das vollständige Archiv einschließlich seines Materials ein.<sup>26</sup>

Bei der Gewerbeausstellung *Büro und Geschäftshaus* 1913 in München präsentiert Bühler schließlich einer staunenden Öffentlichkeit die Arbeitsergebnisse des verflossenen Jahres, »die damals massenhaft erzeugten und von Kindern leidenschaftlich gesammelten Reklamebildchen, die er sich von allen Seiten beschaffte und auf Karten in Weltformat klebte. Zuerst machte er diese Arbeit allein, dann aber setzte er auch das Personal der *Brücke* daran, da er sonst das tausendfältige Material nicht bewältigen konnte.«<sup>27</sup> Nachdem Ostwald die ausstehenden Schulden des Unternehmens beglichen hat, erhält er den Erlös der *Brücke* in Briefmarkengröße ausgezahlt, »jene zahllosen aufgeklebten Reklamemarken. Bald darauf brach der Weltkrieg aus.«<sup>28</sup>

## 2. WELT-BILDUNGEN

Die sprichwörtliche *Fallgeschichte* der *Brücke* soll im Folgenden in einen etwas weiteren Kontext gerückt werden, und zwar zunächst eingeordnet in eine Reihe von ähnlichen Projekten, die Wilhelm Ostwald etwa zur gleichen Zeit verfolgt, um die Geschichte anschließend einigen vergleichbaren bibliographischen Projekten gegenüberzustellen.

Ostwalds 1912 erschienene Aufsatzsammlung *Der energetische Imperativ* enthält im Kapitel »Internationalismus und Organisation« neben Aufsätzen zur *Brücke* und ihrem »Gehirn der Welt« einige weitere Projektvorschläge, deren Geltungsbereiche sich allesamt auf nichts Geringeres erstrecken als auf die ganze Welt. Ausgehend von einer von Andrew Carnegie zu gründenden Universität für Internationalismus, deren Ziel darin besteht, Diplomaten auszubilden und damit gleichzeitig eine so genannte Wissenschaft des Internationalismus zu etablieren,<sup>29</sup> plant Ostwald die Idee von globalen Zusammenschlüssen zunächst auf die Chemiker-Gemeinde anzuwenden, die zu jener Zeit lediglich auf jeweils nationaler Ebene organisiert ist. Doch damit nicht genug. Um die Kommunikation auf dieser Ebene zu erleichtern bzw. überhaupt erst zu ermöglichen, sei eine internationale künstliche Hilfssprache notwendig, eine so genannte Weltsprache namens *Ido*, ihrerseits eine Weiterentwicklung von Esperanto, die ein für allemal dem babylonischen Sprachgewirr und ebenso der missverständlichen, weil allzu oft mehrdeutigen Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant abzuhelpen in der Lage ist.<sup>30</sup> Darüber hinaus biete sich die Einführung eines *Weltgeldes* an, das basierend auf dem seit langem bereits zum internationalen Währungsvergleich verwendeten Goldpreis ohne größere Umstände als neues, nationenübergreifendes Medium des Wert-Austausches seinen Einsatz finden könnte.<sup>31</sup>

Worin bestehen nun eventuelle Parallelen dieser auf den ersten Blick sehr disparaten Projekte? Wenigstens drei Aspekte seien genannt, die allen Anregungen gemein sind. Die erste Parallele besteht darin, dass es sich bei den Vorschlägen ausschließlich um *Medien* oder in Ostwalds Terminologie um »Verkehrsmittel«<sup>32</sup> handelt. Nicht nur aus diesem Grund, sondern ebenso wegen seiner Reflektionen über die neuen Kommunikationssituationen, die beispielsweise durch das Radio ermöglicht werden, soll ein erster Vorschlag lauten, Wilhelm Ostwald als einen frühen Medientheoretiker zu denken und ernst zu nehmen: Sein vielfältiges Interesse und Engagement, die Medien seiner Zeit wahrzunehmen, ihre neuartigen Möglichkeiten der Kommunikation und Verbreitung zu analysieren und ebenso auszuschöpfen zeichnen ihn nicht nur als Praktiker und Anwender der zeitgenössischen Nachrichtentechnik aus. Die Texte spiegeln immer wieder auch

sein theoretisches Interesse am Rundfunk, akustischen Speichermedien wie Parlograph und Grammophon, Übertragungsmedien wie dem Telephon sowie der Schreibmaschine als Verarbeitungsmedium wider und weisen den Autor damit als Theoretiker der Vernetzungsstrategien, Standardisierungsbestrebungen und Kulturtechniken aus.

Die zweite Parallele, und das offenbart bereits die lapidare Komposita-Bildung der Aufsatztitel, ist der Geltungsbereich, der alle geplanten Projekte eint. Zehn Jahre bevor es im ersten Satz des *Tractatus Logico-Philosophicus* heißen wird, »Die Welt ist alles, was der Fall ist«,<sup>33</sup> liefern die Ostwaldschen Projekte das empirische Programm zu diesem Axiom: »Weltorganisation«, »Welthilfssprache«, »Weltgeld«, »Gehirn der Welt« oder »Weltformat« formulieren alle denselben Anspruch, worauf sich die Unternehmungen erstrecken sollen. Aus welchem Grund, so bleibt zu fragen, kann sich Ostwald überzeugt zeigen, »die ganze Welt« mit seinen Vorhaben nicht nur anzuvisieren, sondern auch erreichen und schließlich reformieren zu können? Eine sehr allgemeine Erklärung liegt sicherlich im so genannten Zeitgeist, dessen Feier des Fortschritts vor dem Ersten Weltkrieg weit über naturwissenschaftliche oder ingenieurtechnische Kreise hinausreicht. Getragen von den Errungenschaften der Progressivität, allgemeine Elektrifizierung etwa, Flugzeugen, Automobilen oder den Prosperitäten der industriellen Produktion, erscheinen die prinzipiellen Grenzen des Erreichbaren eher fern als unmittelbar bevorstehend.

Schon um dem Argument zu entgehen, hier eine einzigartige, manchmal bizarre, jedoch keinesfalls typische Geschichte vorzulegen, seien noch einige vergleichbare Projekte benannt, an denen weder Ostwald noch die *Brücke* direkt beteiligt sind, die gleichwohl ähnliche Ziele der vollständigen Erfassung verfolgen. Zunächst bleibt festzustellen, dass das *Brücke*-Projekt mitnichten auf einer originellen Idee basiert, sondern in enger Anlehnung an das bereits 1895 in Brüssel von Paul Otlet und Henry La Fontaine gegründete *Institut International de Bibliographie* entsteht, dem auch der Begriff vom »Gehirn der Welt« entlehnt ist.<sup>34</sup> Kaum zwei Jahre später als das *Institut International de Bibliographie* trägt sich am Berliner Südende der Kaiserliche Bibliothekar Christlieb Gotthold Hottinger mit der Idee, einen *Bücher-Zettel-Katalog und ein Bio-Ikono-Bibliographisches Sammelwerk* aufzubauen. Unter dem kaum zufällig an Conrad Gessners Pionierprojekt einer umfassenden Bibliographie von 1548 erinnernden Titel *Bibliographia universalis*<sup>35</sup> soll einmal mehr der Versuch unternommen werden, auf Karten im gerade erst festgelegten internationalen Katalogzettel-Format künftig alle neuen Druckwerke zu erfassen, nicht ohne jedoch sukzessive alle älteren Druckwerke in lateinischer, deutscher, englischer und französischer Sprache

nachträglich aufzunehmen. »Rückgreifend werden *alle* Personen berücksichtigt, welche *je* Schriftwerke verfaßt oder sich sonst hervorragend betätigt haben.«<sup>36</sup>

Die Liste solcher Unternehmungen von restloser Erfassung ließe sich mühe-los fortsetzen etwa mit einem Begründer der deutschen Technikgeschichtsschreibung, dem Ingenieur Franz Maria Feldhaus, und seinem nach dem Weltkrieg geplanten *Karten-Haus der Technik*, oder aber mit dem 1905 von Hermann Beck gegründeten *Institut für Techno-Bibliographie*, ganz zu schweigen von Julius Hanner, dem Leiter des *Literarischen Bureaus der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft* in Berlin.<sup>37</sup>

Die dritte Parallele zwischen den Projekten besteht schließlich in der Logik ihrer Erschließung, in der Art und Weise also, wie Ostwald die Vorhaben argumentativ erschließt, die hier noch in aller Kürze skizziert sei. Wie läßt sich die Welt wenn schon nicht begreifen, so doch vollständig erfassen? Am Anfang steht zunächst die *gute Idee*, von deren direkter Plausibilität und Überzeugungskraft zumindest Ostwald seinerseits überzeugt ist und scheinbar keine Zweifel hegt, dass sich jemand dieser Ansicht entgegenstellen kann. Nun folgt eine induktive Logik, das Schlussverfahren vom speziellen Anwendungsfall, vom Fallbeispiel auf die allgemeine Realisation. Dieser Schritt ist aus der Kunst der mathematischen Beweisführung unter der Bezeichnung *vollständige Induktion* bekannt. Es setzt eine wohlgeordnete Menge voraus, etwa die natürlichen Zahlen. Das Beweisverfahren schreibt nun vor, die Gültigkeit einer These zunächst für ein erstes Beispiel, also etwa für die 1 zu zeigen, um dann nur noch die prinzipielle Richtigkeit für den Übergang von einer beliebigen zur nächsten Stelle zu belegen, also den Schluss von  $n$  auf  $n+1$ . Nachdem diese Aussage als richtig bewiesen ist, gilt die These für alle Elemente der bezeichneten Menge. Ostwalds Gedankengang folgt nun zumindest implizit einer analogen Figur. Beispielsweise in dem Artikel über die Schaffung und Verbreitung der Weltsprache *Ido* zeigt er die Vorteile und Funktionsweise der Sprache zunächst an einem Rudel Hirsche. Mit dem Satz, der Mensch sei das »sozialste aller Tiere«<sup>38</sup> erfolgt der Schluss von  $n$  auf  $n+1$ , womit also die prinzipielle Übertragungsfähigkeit der Sprache unter Beweis gestellt sein soll. Anschließend werden noch mal die möglichen Leistungen einer Weltsprache an einem anthropomorphen Beispiel, ausgehend von den Babyloniern, durchgespielt. Suggestiert wird damit letztlich, dass die Segen der Welthilfssprache für alle Menschen gelten und kraft dieser Einsicht auch von allen unumständlich adaptiert werden sollten.

### 3. RESTLOSIGKEIT

Abschließend sollen die hier nur kurz konturierten Welt-Projekte auf ein eventuelles gemeinsames Dispositiv hin befragt werden, das sich hinter den Vorhaben möglicherweise verbirgt. Eine erste Vermutung, die ein solches Dispositiv konturieren könnte, besteht in der Genealogie und Rezeption des so genannten *efficiency craze*, der ausgehend von Studien Frederick W. Taylors, später auch Frank Gilbreths sowie durch Henry Fords empirische Analysen der Arbeitsabläufe in der industriellen Produktion seit 1900 die Produktivität der amerikanischen Ökonomie umzuwälzen beginnt. 1905 verbringt Wilhelm Ostwald als erster deutscher Austauschprofessor ein gemessen an seinen Publikationen extrem produktives Forschungsjahr in Harvard<sup>39</sup> – auf Bestreben nicht zuletzt von Hugo Münsterberg, dem Begründer der Psychotechnik –, und es lässt sich vermuten, dass er dort auf Taylor und seine Studien zur Optimierung von Zeit und zur Verbesserung von Bewegungsabläufen aufmerksam wurde,<sup>40</sup> um die Nähe dieser Erkenntnisse zu den eigenen Vorstellungen vom Energiesparen zu erkennen. Namentlich durch den deutschen Übersetzer von Taylors Hauptwerk *Principles of Scientific Management* 1911/1913 wird Ostwald bereits in direkte Verbindung zum sogenannten Taylorismus gebracht.<sup>41</sup> Der Medienanalytiker Wilhelm Ostwald dient für die nachfolgende Rezeption des Taylorismus und der Arbeitswissenschaft in Deutschland gewissermaßen selbst als Medium, als Vermittler und Schaltstelle zwischen Diskursen, die sich in Deutschland indes erst nach dem Ersten Weltkrieg nachhaltig entfalten: Er vermittelt zwischen Arbeitswissenschaft auf der einen und Energetik auf der anderen Seite, wobei beide Theorien sich nicht zuletzt durch ihre sozialen Konsequenzen miteinander verkoppeln lassen. Gleichzeitig besteht jedoch eine weitere Verbindung jenseits der diskursiven Verknüpfung von wissenschaftlicher Betriebs- und Lebensführung, und zwar zur Reformbewegung der amerikanischen Bibliothekswissenschaft, die ihrerseits in Gestalt von Melvil Dewey lange vor Taylor und Ford bereits unermüdliche Anstrengungen unternimmt, die Welt zu standardisieren. Die Verwendung des Dezimalsystems in den USA oder die Vereinfachung der amerikanischen Rechtschreibung sind nur zwei Beispiele, mit denen Dewey versucht, Zeit und Energie zu sparen. Vor allem aber mit den Standardisierungen der bibliothekarischen Geräte und Werkzeuge, die schlussendlich ein neues Verwaltungsinstrument namens Kartei hervorbringen, versucht Dewey den Zielen einer allgemeinen Rationalisierung näher zu kommen.<sup>42</sup> Und es sind diese unscheinbaren Geräte, die vollständige Erfassung versprechen und in der *Brücke* ebenso wie im *Institut International de Bibliographie*, wie bei Hottinger, als auch bei Hanauer und allen

anderen zum Einsatz kommen. Die These laute nun, dass die Ermutigungen, die ganze Welt verzeichnen und organisieren zu können, vor allem von diesen Geräten namens Kartei und Registratur ausgehen.

Die zeitgenössische Bibliotheks- und Verzeichnungstechnik um 1900 und ihre organisatorischen Errungenschaften – eingedenk der sich abzeichnenden Automatisierung dieser Tätigkeit von Speicherung und Prozessierung durch Karteimaschinen, also Lochkartenautomaten von Hollerith oder Powers<sup>43</sup> – scheinen zu dem Glauben zu ermutigen, mit Hilfe der geeigneten Apparaturen und dank der infolgedessen reichlich eingesparten Zeit schlechterdings *alles speichern zu können*. Der Betrieb einer Kartei (vormals Zettelkatalog) verleitet offenbar zu einer Vollständigkeits-Euphorie. Diese neuen Apparate und die Versprechung, mit ihrem Gebrauch massiv Zeit einzusparen, regen die Pioniere der Welthirn-Entwicklung zu ihren waghalsigen Projekten an. Allzu schnell vergessen scheint dabei jedoch die Tatsache, dass ein noch so differenzierter Plan mitnichten bereits das Ergebnis seiner Realisierung mit sich bringt. Zwar erfordert die Eingabe der Datensätze vom Wissen der Welt keinen Kopf mehr, aber immer noch eine Menschenhand, die – mithin maschinengestützt – schreibt. Die Projektmacher erliegen dem Glauben, mit einem Arbeits-Algorithmus gleich auch das Ergebnis zu besitzen.

Zum Schluss dieser reichlich kursorischen Beschreibung von *Restlosigkeit* soll noch etwas weniger als eine These stehen, eher ein vorsichtiger Verdacht, dem es im Rahmen einer bereits geplanten Studie nachzugehen gilt. Sofern man die skizzierten Projekte und die dahinter hervortretenden Anwendungen von Zentralisierung, Rationalisierung und Effizienzbestrebungen bereits als Konturen eines gemeinsamen Dispositivs namens Restlosigkeit beschreiben könnte, so bleibt zu fragen, was ein solches Dispositiv des Weiteren konfiguriert. Obschon sich Ostwald nach 1906 von der aktiven akademischen Forschung an der Universität Leipzig zurückzieht, führt er seine Publikationstätigkeit über das gesamte Spektrum seiner Interessen fort. Dabei beobachtet er auch weiterhin die aktuelle mathematische Forschung – zumindest veröffentlicht er noch in entsprechenden Fachzeitschriften. Und sofern seine Aufmerksamkeit nicht vollständig spezialisiert ist, kann ihm die aufsehenerregende Debatte um das sogenannte Hilbertprogramm seit 1900 nicht entgangen sein. Anlässlich der Mathematikerkonferenz 1900 in Paris formuliert David Hilbert seine 28 Thesen, die die mathematische Forschergemeinschaft im noch jungen Jahrhundert zu bestätigen antreten soll. Unter den bekanntesten Forderungen befinden sich neben der Widerspruchsfreiheit und Abgeschlossenheit des mathematischen Gedankengebäudes auch der Beweis von prinzipieller Vollständigkeit. Der Verdacht lautet nun,



dass Ostwald motiviert oder zumindest angeregt wird durch dieses mathematische Versprechen nach genereller Vollständigkeit. Doch geht er einen Schritt weiter und versucht diese theoretische Forderung auf empirischem Wege zu belegen, um Restlosigkeit als legitimes Ziel von Wissenschaft und Organisation nachzuweisen. *Die Brücke* ist vermutlich jenes Projekt, das Ostwald als für diese Aufgabe geeignet erachtete.

- 1 Karl Wilhelm Bührer, Protokoll vom 14.7.1910, zit. nach Adolf Saager: *Die Brücke*. Historisches, Groß-Bothen: unveröffentlichtes Typoskript 1921, S. 5 f. [meine Hervorhebung].
- 2 Vgl. Karl Wilhelm Bührer/Adolf Saager: *Die Organisation der geistigen Arbeit durch »Die Brücke«*, Ansbach 1911. Das Ziel der Mono-Gesellschaft, ursprünglich in der Schweiz gegründet, besteht darin, Druckgraphiken und Werbemarken im einheitlichen Format zu vertreiben. Bemerkenswert bleibt, dass der ehemalige Redakteur und Verleger Bührer seine grundlegenden Ideen zwar im Mono-Format publiziert, indes von jemand anderem verfassen lässt. Hinsichtlich der Textproduktion also eine Duo- statt Monographie. Zum Verhältnis zwischen Bührer und Saager vgl. Saager: *Die Brücke* (Anm. 1), insbes. S. 1 f.
- 3 Saager: *Die Brücke* (Anm. 1), S. 8.
- 4 Ebd., S. 2.
- 5 Ebd., S. 8.
- 6 Wilhelm Ostwald: *Eine Universität für den Internationalismus*. Andrew Carnegies neue Stiftung im Haag, in: ders.: *Der energetische Imperativ*, Leipzig 1912, S. 189–193, hier S. 191 [meine Hervorhebung].
- 7 Saager: *Die Brücke* (Anm. 1), S. 7, der wiederum Wilhelm Ostwald: *Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft*, Leipzig 1909, S. 174 f., zitiert.
- 8 Bührer/Saager: *Die Organisation der geistigen Arbeit* (Anm. 2), S. 41.
- 9 Wilhelm Ostwald: *Lebenslinien*. Eine Selbstbiographie, Berlin 1933, S. 295.
- 10 Stichwort *Katalyse*: Der Begriff selbst befindet sich zwar nicht in den *Brücke*-Texten, bezeichnet aber genau das Moment der Unternehmung: *Wissens-Vermittlung* anhand von Adressen. Ostwalds Nobelpreis wird ihm u. a. aufgrund der Arbeiten zur Katalyse verliehen.
- 11 Ostwald: *Lebenslinien* (Anm. 9), S. 287.
- 12 Vgl. ebd., S. 295 und Bührer/Saager: *Die Organisation der geistigen Arbeit* (Anm. 2), S. 88 f. Der letztere Text bildet überdies den Ausgangspunkt für die Schriftenreihe der *Brücke*, die einige Abschnitte daraus in kaum umgearbeiteter Fassung einfach auskoppelt. Erste Anwendung des Monographieprinzips.
- 13 Ostwald: *Lebenslinien* (Anm. 9), S. 295, Hervorhebung im Original.
- 14 Wilhelm Ostwald: *Der energetische Imperativ*, Leipzig 1912, S. 241.
- 15 Vgl. Wilhelm Ostwald: *Sekundäre Weltformate*, Ansbach 1912.
- 16 Vgl. zum DIN-A-Format Walter Porstmann: *Papierformate*. Die Dinformate und ihre Einführung in die Praxis. Bearbeitet im Auftrag des Normenausschusses der Deutschen Industrie-Dinorm e. V., Berlin: Dinorm 1923; und analytisch dazu auch Gloria Meynen: *Büroformate*. Von DIN A4 zu Apollo 11, in: Herbert Lachmeyer/Eleonora Louis (Hg.): *Work@Culture*. Büro. Inszenierung von Arbeit, Klagenfurt 1998, S. 81–88.
- 17 Eine Stellenlektüre dieses Programms sei an dieser Stelle gewissermaßen aus energetischen Gründen ausgespart. Vgl. dazu jedoch Markus Krajewski: *Cerebellum of World-Format*. Balancing Context and Failure of »Die Brücke«, in: Britta Görs/Nikos Psarros (Hg.): *Wilhelm Ostwald at the Crossroads of Chemistry, Philosophy and Media Culture*, Leipzig 2002.
- 18 Vgl. Ostwald: *Lebenslinien* (Anm. 9), S. 299.
- 19 Bührer/Saager: *Die Organisation der geistigen Arbeit* (Anm. 2), S. 26 f.
- 20 Ostwald: *Lebenslinien* (Anm. 9), S. 291 und 293.
- 21 Vgl. E. Gal: *Geschichten vom Finden*, in: *Schattenlinien*, 4/3 (1991), S. 3–35, hier: S. 9 f., und Leo May: *The so-called happiness formula of Wilhelm Ostwald*, Regensburg 1997.



- 22 Saager: Die Brücke (Anm. 1), S. 12. Bemerkenswert bei diesen Projekten ist mithin das *Wasser* als leitendes Paradigma.
- 23 Bühler/Saager: Die Organisierung der geistigen Arbeit (Anm. 2), S. 18.
- 24 Saager: Die Brücke (Anm. 1), S. 11.
- 25 Vgl. Kurt Gödel: Über formal unentscheidbare Sätze der »Principia Mathematica« und verwandter Systeme I, in: Monatshefte für Mathematik und Physik, 38 (1931), S. 173–198, und zur Exegese des Unvollständigkeits-Theorems Douglas R. Hofstadter: Gödel, Escher, Bach. Ein Endloses Geflochtenes Band, Stuttgart 1989, S. 93 f. und 110 ff.
- 26 Vgl. Saager: Die Brücke (Anm. 1), S. 46.
- 27 Ostwald: Lebenslinien (Anm. 9), S. 304.
- 28 Ebd., S. 305.
- 29 Vgl. Ostwald: Universität für den Internationalismus (Anm. 6).
- 30 Vgl. Wilhelm Ostwald: Die Weltsprache, in: ders.: Der energetische Imperativ (Anm. 14), S. 199–216, hier: S. 208. Zur unverhältnismäßig hohen Beteiligung von Mathematikern und Naturwissenschaftlern an der Kunst- und Weltsprachen-Bewegung siehe auch Herbert Mehrrens: Moderne Sprache Mathematik. Eine Geschichte des Streits um die Grundlagen der Disziplin und des Subjekts formaler Systeme, Frankfurt/M. 1990, S. 527.
- 31 Vgl. Wilhelm Ostwald: Weltgeld, in: ders.: Der energetische Imperativ (Anm. 14), S. 217–223.
- 32 Ostwald: Weltsprache (Anm. 30), S. 199.
- 33 Vgl. Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung [1921], Frankfurt/M. 1994, erster Satz.
- 34 Vgl. Henry La Fontaine: Une mémoire du monde, in: Revue, 15. Oktober (1903). Zur Vorbildfunktion des *Institut International de Bibliographie* für die *Brücke* vgl. auch Markus Krajewski: Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek, Berlin 2002, Kapitel 6.
- 35 Vgl. dazu ebd., Kapitel 1.
- 36 Christlieb Gotthold Hottinger: Ein Bücher-Zettel-Katalog und ein Bio-Ikono-Bibliographisches Sammelwerk, Berlin-Südende 1911, S. 2 [meine Hervorhebung].
- 37 Vgl. dazu Thomas Hapke: Wilhelm Ostwald's Activities to Improve Scholarly Information and Communication seen as Part of the Bibliographic Movement in the First Half of the 20th Century, in: Britta Görs/Nikos Psarros (Hg.): Wilhelm Ostwald at the Crossroads of Chemistry, Philosophy and Media Culture, Leipzig 2002.
- 38 Ostwald: Weltsprache (Anm. 30), S. 199.
- 39 Vgl. Ostwald: Lebenslinien (Anm. 9), S. 61.
- 40 Frederick W. Taylor zieht sich 1901 aus dem Erwerbsleben zurück und arbeitet vornehmlich an der Verbreitung seiner Ideen, vgl. Lothar Burchardt: Technischer Fortschritt und Wandel. Das Beispiel der Taylorismus-Rezeption, in: Wilhelm Treue: Deutsche Technikgeschichte. Vorträge vom 31. Historikertag am 24. September 1976 in Mannheim, Göttingen 1977, S. 52–77, hier: S. 59.
- 41 Und zwar namentlich von Rudolf Roesler, Taylors Übersetzer ins Deutsche, der im Vorwort zu den *Principles* explizit eine Analogie zu Ostwalds Arbeiten zieht, vgl. Frederick Winslow Taylor: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung. Deutsche autorisierte Ausgabe von Rudolf Roesler, München/Berlin 1913, S. 5 f.
- 42 Vgl. dazu ausführlich Krajewski: Verzetteln (Anm. 34), Kapitel 5.
- 43 Vgl. dazu jüngst Bernhard J. Dotzler: Holleriths Killer-Applikation. Der Erfinder der Schaltungstechnik hatte sich nicht vertippt: Seine Lochkarten-Zählmaschine war Saat und Staat zugleich, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 59, 10. März 2001, S. III.

**Dörte Wittig**

## **EIN MEDIUM FÜR DAS WISSENS- UND CONTENT-MANAGEMENT VON AKADEMISCHEN GEMEINSCHAFTEN**

Das Wissensmanagement für Gemeinschaften, hier von akademischen Gemeinschaften, wird im Folgenden nicht als isoliertes System, sondern als ein holistischer Ansatz verstanden, der Generierung, Erfassung, Austausch und Bewertung von Wissen innerhalb und zwischen Gemeinschaften bzw. ihren Agenten als Gesamtaufgabe versteht. Im folgenden Beitrag wird ein Konzept für das Wissensmanagement für vernetzte Gemeinschaften vorgestellt und dessen Praktikabilität auf einer internetbasierten Plattform untersucht. Für ein effizientes Management von Wissen von Gemeinschaften werden Konzepte des Wissens- und Informationsmanagements benötigt. Dies gilt sowohl für das Management von Wissen innerhalb von Organisationen als auch zwischen Organisationen oder Gemeinschaften.

Bislang wurden Wissensmanagement und -verarbeitungstechniken hauptsächlich in Form von isolierten Systemen für spezifische Domänen entwickelt und genutzt. Die Basisprozesse der Wissensgenerierung, -bewertung und -dissemination werden in der Regel nicht durch integrierte Informationssysteme und konsequent auf das Wissensmanagement ausgerichtete Architekturen unterstützt.<sup>1</sup> Wissensmanagement, wie es in dem vorliegenden Beitrag verstanden wird, zielt auf eine zeitgerechte Allokation und Verfügbarmachung von Wissen in einer adäquaten Form und Qualität für die nachfragenden Agenten.

Im folgenden Beitrag wird (1) das Konzept des Wissensmediums von Beat Schmid<sup>2</sup> vorgestellt und (2) darauf aufbauend seine Anwendung innerhalb der NetAcademy, einer Internet-Wissensplattform für akademische Gemeinschaften demonstriert.

### **1. EIN MODELL VON MEDIEN**

Unter einem Medium wird am Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement das Konzept einer Gesamtheit aus (1) Kanalsystem, (2) Logischem Raum und (3) Organisation verstanden.<sup>3</sup> Die kooperierenden Agenten, die sowohl Menschen, künstliche Agenten als auch Organisationen sein können, benötigen zum Austausch von Informationen oder anderen Objekten ein Medium. Dieses Medium stellt damit eine den Austausch ermöglichende Plattform dar. Medien umfassen danach die folgenden drei Komponenten:<sup>4</sup>

### a. Kanäle

Kanäle stellen das *System von Verbindungen* zwischen den Agenten dar; diese ermöglichen den Transport der auszutauschenden Objekte. Diese Kanäle müssen dazu geeignet sein, die zu übermittelnden Informationen bzw. Güter aufzunehmen und über Raum und Zeit zu transportieren. Der Kanal wird daher auch als *Trägermedium* bezeichnet.

### b. Der logische Raum

Die ausgetauschten Inhalte bedürfen einer *Strukturierung*, die ihre Identifikation erlaubt und den potenziellen *Sendern* und *Empfängern* bekannt sein muss. Diese Strukturierung (Beschreibung, Klassifikation) wird bei Nachrichten *Syntax* genannt. Solche syntaktischen Regeln umfassen die verwendete Schrift, Regeln der Grammatik, Layoutregeln, z. B. für Formulare etc., ohne die kein funktionierender Kanal seine Aufgabe erfüllen kann. (Wir können hier auch von der *Sprache* sprechen, die zur Codierung der Nachricht bzw. zur Aufbereitung der Güter Verwendung finden soll.) Für die erfolgreiche Kommunikation ist zudem eine übereinstimmende *Interpretation* des ausgetauschten Gegenstandes durch Empfänger und Sender Voraussetzung. Man spricht hier von der *Semantik*. Diese ist weder im physischen Kanal noch in der Syntax enthalten; sie verweist auf den Kontext, auf den die übermittelte Nachricht referiert.

### c. Die Organisation

In der Regel befinden sich neben den primären Agenten (Sender und Empfänger) noch weitere Akteure, z. B. Erbringer von Diensten auf der Übermittlungsebene, Behörden etc., im Medium. Die Profile dieser Agententypen, ihre Rechte und Pflichten werden als *Rollen* bezeichnet. Somit gehört zu einem Medium ein *System* von aufeinander abgestimmten Rollen. Die Rollen legen die Aufbauorganisation des Mediums fest, das seine Leistung nicht ohne kohärente Rollendefinition erbringen kann. Um konkrete Transaktionen abzuwickeln, sind (sequenzielle oder verteilte) *Abläufe* zu gestalten; dies geschieht mittels *Prozessen* und *Protokollen*. Das Protokoll regelt die Abläufe in seiner Ganzheit. Prozesse beschreiben Sequenzen von Handlungen. Gemeinsam legen sie die *Ablauforganisation* von Handlungen fest.

Nach der vorgestellten Beschreibung eines Mediums besteht dieses aus einem Kanalsystem, das den Transport über Raum und Zeit leistet, einer Logik (Syntax

oder Sprache mit gemeinsamer Semantik) sowie einer Organisation (Rollen und Protokoll bzw. Prozesse). Formelhaft bedeutet dies:

$$\text{Medium} = \text{Kanalsystem} + \text{Logik} + \text{Organisation}$$

Medien können in Form von Agenten wiederum Teil von umfassenden Medien sein. Auch können Agenten Teil mehrerer Medien sein. Der hier verwendete Medienbegriff erfasst Charakteristika der neuen Medien: Medien sind offene, verteilte, miteinander vernetzte, sich dynamisch ändernde Strukturen. Ein Medium ist damit nicht mehr nur Träger von Informationen, sondern ein Konzept, Informationsobjekte<sup>5,6</sup> zu strukturieren und ihren Austausch zwischen den Agenten zu ermöglichen und ihre Verarbeitung zu beschreiben.

Das Medium ist ein Raum für die Gemeinschaft; es stellt die für den Austausch (die Kommunikation) benötigten Dienste für die Gemeinschaft zur Verfügung. Die Beziehung zwischen Medium und Gemeinschaft ist daher nicht nur instrumental, sondern auch normativ: Mittels der Protokolle und Rollen wird die Gemeinschaft strukturiert; sie haben normativen Charakter. Die neuen elektronischen Trägermedien als Plattform bieten ideale Voraussetzungen für die Neugestaltung der Organisation von akademischen Gemeinschaften und deren Wissensdissemination.

## 2. DIE GEMEINSCHAFT

Eine Gemeinschaft besteht in dem vorliegenden Beitrag aus einer Gruppe von Agenten, die in der Lage sind, Wissen zu speichern und zu verarbeiten sowie, entsprechend ihrem Wissen, auf Reize zu reagieren und zu agieren. Agenten nutzen Medien für die Kommunikation und den Austausch von Objekten, z. B. Informationsobjekten (vgl. Abbildung 1).<sup>7</sup>

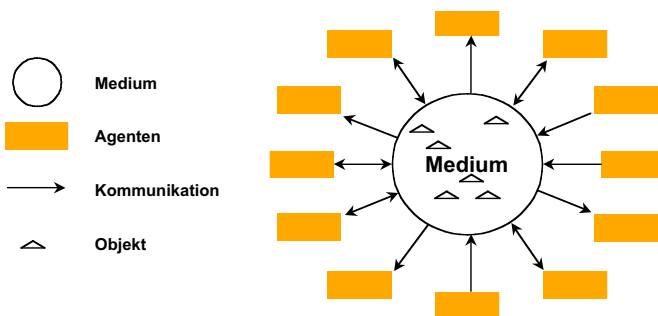


Abb. 1  
Medium als Gemeinschaftsraum<sup>8</sup>

Gemeinschaften sind Vereinigungen von Mitgliedern, die gemeinsame Werte und Ziele verbinden, die auf der Basis eines institutionellen Rahmens (einer implementierten Organisation) in einem gemeinsamen semantischen Raum mit gemeinsamen Werten und Symbolsystemen interagieren.<sup>9</sup> Nach Hagel und Armstrong sind *virtuelle* Gemeinschaften »groups of people with common interests and needs who come together on line.«<sup>10</sup>

### 3. WISSENSMANAGEMENT FÜR DIE AKADEMISCHE GEMEINSCHAFT

Die Agenten einer akademischen Gemeinschaft als Interessengemeinschaft verbindet das gemeinsame Ziel der Generierung, des Austauschs, der Dissemination und des Diskurses von Wissen und Information. Die spezifische Rolle einer Gemeinschaftsplattform ist die Externalisierung und Integration von verteiltem Wissen und seine Nutzbarmachung für die Gemeinschaftsmitglieder. Die Entwicklung von Online-Applikationen und Plattformen spielt in diesem Prozess eine wichtige Rolle – sie können zu einer Transformation der Gemeinschaft beitragen und ihre Methoden der Wissensgenerierung und -teilung beeinflussen.

Wissenschaftliche Gemeinschaften benötigen Medien für ihre Wissensverarbeitungsprozesse. Sie nutzen dabei sowohl die Möglichkeiten der klassischen als auch der neuen Medien. Jede Gemeinschaft benötigt spezifische, auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Austauschplattformen. Es existieren Kriterien für derartige Plattformen, die bei der Entwicklung zu berücksichtigen sind. Die nachfolgende Tabelle führt einige dieser Kriterien auf:

Kriterium	Erklärung
<i>Zugang zur Gemeinschaft</i>	Ist die Verbindung zwischen Plattform und Gemeinschaft eher lose oder ist die Gemeinschaft in die Plattform integriert?
Implementierte Mechanismen für die <i>Identifikation von Gemeinschaften</i>	Collaborative Filtering. Sind Agenten mit gemeinsamen Bedürfnissen, Interessen oder Profilen in der Lage, einander zu finden? Bestehen Ähnlichkeiten? (Die Bereitstellung von Lösungen für antizipierte Bedürfnisse wird möglich.)
<i>Adäquate Zahl von Mitgliedern</i>	Der Wert einer Gemeinschaft wird durch die Zahl ihrer Mitglieder determiniert. Existieren Schlüssel-Mitglieder? (Eine höhere Zahl von Mitgliedern erhöht im Normalfall die Qualität der Gemeinschaft.)

<p>Wahrgenommener <i>Vorteil/Nutzen</i> der Mitgliedschaft</p> <p>Schutz der <i>Privatsphäre</i></p>	<p>Wie wird die Mitgliedschaft bewertet? Wie wird die verfügbare Information bewertet? Bestehen zusätzliche Formen des Mehrwertes?</p> <p>Ist der Schutz von persönlichen Daten durch die Plattform garantiert? Hat der Agent die Möglichkeit zu wählen, wie viele Informationen er offen legen möchte?</p>
<p>Wahl des eigenen <i>Erscheinungsbildes</i></p> <p>Gute personalisierte <i>Push-Mechanismen</i></p>	<p>Ist der Agent identifizierbar ohne den Zwang, Informationen über sich zu offenbaren?<sup>11</sup> Existieren Avatare?</p> <p>Ist die Selektion von Informationsangeboten via Kategorien möglich? Wird die Information den Agenten automatisch zugestellt?</p>
<p>Gute personalisierte <i>Pull-Mechanismen</i></p> <p><i>Einzigartigkeit</i> der verfügbaren Information</p>	<p>Erhalten die Mitglieder speziell auf ihre Bedürfnisse und Interessen zugeschnittene Informationen?</p> <p>Wie wird der Wert der verfügbaren Information bewertet?</p>

Tabelle 1  
 Kriterien für die Bewertung von Online-Plattformen für Gemeinschaften<sup>12</sup>

Akademische Gemeinschaften haben spezifische Qualitätsstandards. Zusätzlich zu den in Tabelle 1 aufgezeigten Kriterien für eine derartige Plattform werden in Tabelle 2 einige spezifische Kriterien für ein Medium für die akademische Gemeinschaft definiert:

Kriterium	Erklärung
<p><i>Qualitätsstandards</i> und implementierte <i>Qualitätssicherungsmechanismen</i></p>	<p>Was sind die zugrunde liegenden Qualitätsstandards? Sind diese transparent und verständlich? Hat die Plattform etablierte Qualitätssicherungsmechanismen? Besteht ein Qualitätsmanagement? Wie ist dieses gestaltet? Gibt es Mitglieder, die für die Qualität der Informationen stehen (z. B. Editorial Board)?</p>
<p><i>Reputation</i> der auf der Plattform präsenten <i>Mitglieder</i></p>	<p>Die wahrgenommene Qualität einer Plattform hängt von der Anzahl der präsenten/aktiven Mitglieder mit guter Reputation innerhalb der Gemeinschaft ab. Je höher die Reputation der Mitglieder, desto höher ist das Vertrauen in das Medium.</p>
<p><i>Reputation</i> der <i>Institution/Organisation</i></p>	<p>Welche Reputation hat die Organisation bzw. Institution, die Betreiber der Plattform ist?</p>

**Vertrauenswürdigkeit und Qualität**  
der angebotenen *Informationen*

Wie ist das Vertrauen der Mitglieder in die verfügbare Information? Wie wird die Qualität der repräsentierten Informationen durch die Mitglieder bewertet?

Tabelle 2  
Qualitätskriterien für Online-Plattformen für akademische Gemeinschaften

Da die Qualität von Information und Wissen einen der bedeutendsten Aspekte für akademische Gemeinschaften darstellt, muss eine eingehende Berücksichtigung für Online-Plattformen und ihre Spezifika erfolgen. Qualität kann hier als die Befriedigung der Bedürfnisse aller Stakeholder des Wissens- und Informationsgenerierungs-, -verarbeitungs- und -teilungsprozesses verstanden werden. In der akademischen Gemeinschaft können Stakeholder sowohl Informationsnutzer (Studenten, Leser etc.), Informationsverarbeiter (Manager der Wissensplattform, Administratoren etc.), finanzielle und sonstige Förderer (Sponsoren, Regierung etc.) sowie Informationsproduzenten (Autoren, Lehrende etc.) sein.

Die umfassende Untersuchung der bestehenden Literatur zeigt, dass bislang kein genereller Konsens über die Qualitätskategorien und -dimensionen von externalisiertem Wissen bzw. Informationen besteht.<sup>13</sup> Die folgende Kategorisierung zeigt eine Konsolidierung von Kategorien und Dimensionen von Qualität bezogen auf explizites Wissen.<sup>14</sup>

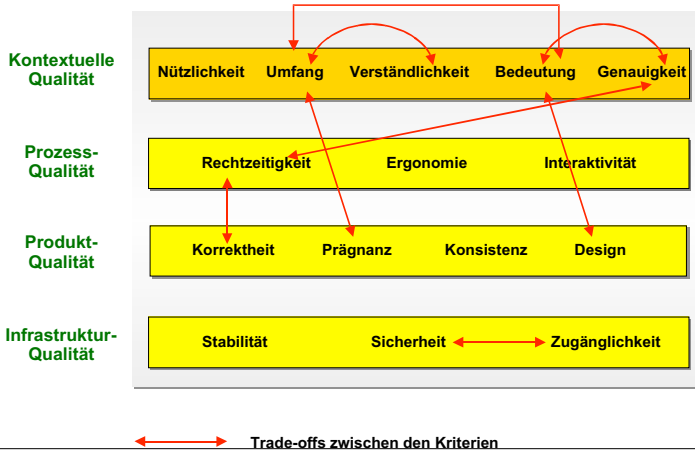


Abb. 2  
Kategorien und Dimensionen von explizitem Wissen

Jede Dimension von Qualität repräsentiert einen einzelnen Aspekt oder ein einzelnes Konstrukt von Informationsqualität. Die vorgestellten Kriterien und Dimensionen sind generischer Art, d. h. unabhängig vom Medientyp. Angewandt auf die onlinebasierte Wissensrepräsentation, können die gleichen Kriterien und

Dimensionen als relevant betrachtet werden. Besondere Aufmerksamkeit gilt jedoch der Zugangsqualität, der Repräsentationsqualität und der Qualität der Metainformationen, für die wiederum die gleichen oben genannten Qualitätskriterien gelten.

#### 4. GEMEINSCHAFTSWISSEN

Gemeinschaften und insbesondere akademische Gemeinschaften verfügen über eine enorme Menge von explizitem und implizitem Wissen. Sie sind aktive Wissensspeicher über Strukturen, gemeinsame Werte, Ziele, Erfahrungswissen etc. Wir können dieses *Gemeinschaftswissen* mit einem kollektiven Gedächtnis vergleichen, es ist verteilt über die Agenten dieser Gemeinschaft, und die Mehrheit dieses Wissens ist nicht expliziert oder eindeutig lokalisierbar. Das Wissen ist veränderlich, erneuert sich selbst kontinuierlich und ist daher niemals vollständig.

Um dieses Gemeinschaftswissen zu strukturieren, wird im vorliegenden Beitrag eine Unterscheidung zwischen Wissen, das *innerhalb* einer Gemeinschaft existiert (interne Sicht), und Wissen, das über eine Gemeinschaft existiert (externe Sicht), getroffen:

	Perspektive	Wissenstypus
Gemeinschaftswissen	Wissen <i>innerhalb</i> der Gemeinschaft	<i>Implizites</i> und <i>internalisiertes</i> Wissen <i>Explizites</i> und <i>externalisiertes</i> Wissen
	Wissen <i>über</i> die Gemeinschaft	Wissen über die <i>Agenten</i> (z. B. Ressourcen, Intentionen, Rechte, Pflichten, Rollen) Wissen über <i>Strukturen</i> und <i>Organisation</i> (z. B. Prozesse, Regeln, Syntax/Semantik)

Tabelle 3  
Strukturierung von Gemeinschaftswissen

##### 4.1. WISSEN ÜBER EINE GEMEINSCHAFT

Das Wissen über die Gemeinschaft bezieht sich sowohl auf die Strukturen und Regeln als auch auf die Agenten der Gemeinschaft und ihre Rollen. Wir können Wissen über die Gemeinschaft unterteilen in Wissen über die Agenten<sup>15</sup> und Wissen über die Strukturen und die Organisation der Gemeinschaft.



Agenten innerhalb eines Mediums können nach ihrem Wissen, ihren Ressourcen, Intentionen, Rechten und Pflichten charakterisiert werden. Eine Gemeinschaft ist, wie erwähnt, eine Gruppe von Agenten, die eine gemeinsame Sprache und einen gemeinsamen logischen Raum teilen, gemeinsame Werte haben und gemeinsame Interessen verfolgen. Die Mitglieder sind über ein Medium miteinander verbunden, innerhalb dessen sie in Rollen agieren.<sup>16</sup> Die Organisation der Gemeinschaft umfasst den Ort und die Regeln der Interaktion, die von den Agenten eingehalten werden müssen. Diese organisatorische Komponente ist notwendig in einem System von kommunizierenden Agenten. Der logische Raum beinhaltet die Syntax und Semantik und umfasst die Mittel zur Erfassung der möglichen Welten.<sup>17</sup>

Wissensmedien können als Intermediäre zwischen den Agenten einer Gemeinschaft und den Wissensquellen fungieren, sie stellen Dienste für die Überwindung von Wissensdiskrepanzen dar. Dies geschieht über 1) die Förderung der Repräsentation von intern generiertem Wissen, 2) die Integration von internen und externen Wissensquellen, 3) die Bereitstellung von verfeinerten Techniken zur Wissensdissemination sowie 4) die Förderung von Wissensteilung und Kollaboration.<sup>18</sup> Zudem können sie die Bedingungen für die Umwandlung von impliziten in explizites Wissen schaffen. Für all diese Prozesse stellen sie die Strukturen und die Organisation zur Verfügung.

#### 4.2. WISSEN INNERHALB VON GEMEINSCHAFTEN

Das Wissen innerhalb einer Gemeinschaft kann unterschieden werden in implizites Wissen und explizites Wissen. Implizites Wissen kann lediglich indirekt kreiert werden über die Förderung des Aufbaus eines Kontextes in einem integrierten Systemumfeld, z. B. durch die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache zwischen den Agenten, ermöglicht durch Glossarien, Diskussionsgruppen oder Lernumgebungen. Auch in einer Gemeinschaft beginnt der Prozess der Wissensgenerierung auf einer Individualebene, wird durch Sozialisation zu gemeinsamem Wissen einer Gruppe von Agenten und, in einem weiteren Schritt, wird in der Gemeinschaft externalisiert und disseminiert.

Wissensgenerierung ist nach Nonaka<sup>19</sup> ein spiralförmiger Prozess von Interaktionen zwischen explizitem und implizitem Wissen. Interaktionen zwischen beiden führen zur Schöpfung neuen Wissens. Die Kombination zwischen diesen Kategorien eröffnet die Möglichkeit der Konzeptualisierung von vier Umwandlungs-Modi, ausgedrückt im *SECI-Model: Socialization, Externalization, Combination, and Internalization*.<sup>20</sup>

*Sozialisierung* (von implizitem zu implizitem Wissen) beinhaltet die Teilung von implizitem Wissen zwischen Individuen. Der Austausch dieses Wissens erfolgt z. B. über gemeinsame Aktivitäten oder durch physische Nähe. Das Medium ist hier der Entstehungsraum. Die beteiligten Agenten sind Individuen, die in direkter Weise miteinander kommunizieren.

*Externalisierung* (von implizitem zu explizitem Wissen) erfordert die Artikulation und Expression von implizitem Wissen und seine Übersetzung in eine allgemein verständliche Form. Das Medium ist der Interaktionsraum, der den Externalisierungsprozess ermöglicht und repräsentiert. Die Kommunikation hat Dialogcharakter auf einem Peer-to-Peer-Level.

*Kombination* (von explizitem zu explizitem Wissen) impliziert die Umwandlung von explizitem Wissen in komplexere Gefüge expliziten Wissens. Die Schlüsselaspekte sind hier Kommunikation und Diffusionsprozesse sowie die Systematisierung von Wissen. Nonaka benennt das Medium für diesen Umwandlungsprozess als »virtuellen Raum«. Die Interaktion findet anstatt in einer realen Welt und Zeit in einem virtuellen Kontext statt.

*Internalisierung* (von explizitem zu implizitem Wissen) von neu generiertem Wissen ist die Umwandlung von explizitem in organisationales, implizites Wissen. Dafür muss explizites Wissen durch Aktionen und Praktizieren verinnerlicht werden. Der Raum, der diesen Internalisierungsprozess darstellt, ist der »Erfahrungsraum«.

## 5. DIE NETACADEMY ALS WISSENSMEDIUM

Eine Plattform für die Gestaltung und Organisation von akademischen Gemeinschaften und den Wissensaustausch über das Internet stellt das am Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement unter der Leitung von Prof. Beat Schmid entwickelte, im März 1997 auf dem Internet implementierte Projekt *Net-Academy*<sup>21</sup> dar, im Folgenden auch NA genannt. Diese Plattform hat zum Ziel, sowohl ein Organisator akademischer Gemeinschaften als auch ein interaktives Handbuch für deren Forschung, d. h. eine Enzyklopädie und Portal für verschiedene Wissensgebiete zu sein. Die NA ist ein Wissensmedium, welches den gesamten Prozess von der Wissensgenerierung bis zur Verfügbarmachung dieses Wissens inklusive ihrer Qualitätskontrolle realisieren soll.<sup>22</sup> Sie ist eine Selbstapplikation des vorgestellten Medienkonzeptes.

Neben der Wissensbasis werden auch die Prozesse einbezogen, die elementar sind für die Vermittlung und Generierung von Wissen. Dies betrifft zum einen die Prozesse der Disputation der Agentenschaft über einen bestimmten Gegenstandsbereich sowie zum anderen die Prozesse, welche die Bearbeitung der Wissensbasis für diesen Gegenstandsbereich leiten.<sup>23</sup>

Das neue Medium Internet mit seinen Möglichkeiten von Hypertextverbindungen, seinem vernetzten, globalen, interaktiven Zugriff auf Daten und expliziertes Wissen sowie seinem ubiquitären und multimedialen Charakter ermöglicht eine neue Organisation von Informationsobjekten, von Agenten, sowie deren Wissen. Das bereits in der Antike entwickelte und im 17. und 18. Jahrhundert sich stark ausbreitende Konzept der *Enzyklopädie* steht damit vor einer fundamentalen Restrukturierung.

Seit der Implementierung der NetAcademy-Idee auf dem Internet im Jahr 1997 werden auf der Plattform die Wissensgebiete *Knowledge Media*, *Business Media* und *Media Management* repräsentiert. Im Sommer 2000 wurde das Angebot um den Bereich *Communications Management* ergänzt. Die Struktur der NetAcademy ist modulbasiert, offen und generisch, neue Forschungsbereiche können an diese Struktur affiliert werden. Dies sowohl in Form weiterer Wissensgebiete als auch als Unterbereiche der bestehenden Komponenten. Die NetAcademy bietet verschiedenen Forschungsinstitutionen rund um die Welt die Möglichkeit, eigene »Fakultäten« auf der Plattform einzurichten und dabei von deren Art der Wissensstrukturierung zu profitieren; die jeweilige Gemeinschaft kann die bestehenden Dienste der NA nach ihren Bedürfnissen auswählen, zusammenstellen und um weitere Dienste ergänzen. Somit versteht sich die NA als weitaus umfassenderes Angebot an die akademische Gemeinschaft als viele bestehende Angebote dieser Art im Medium Internet. Sie soll über eine virtuelle Abbildung realer Institutionen und Organisationen hinausgehen, neue Services und Sichten werden ermöglicht. Insbesondere durch die Offenlegung der Metaebene (das zugrunde liegende Medienkonzept) und damit der Art der Organisation der Gemeinschaft wird das transportierte Wissen transparent und dynamisch.

Die NetAcademy wurde bezüglich ihrer optischen Darstellung und Navigation in der Art eines Informationsindex gestaltet. Hierdurch soll gesichert werden, dass der Besucher den Umfang der angebotenen Inhalte überblicken und schnell auffinden kann.

### 5.1. MEHRWERT DER PLATTFORM FÜR DIE AKADEMISCHE GEMEINSCHAFT

Die NetAcademy ist in ihrer Gesamtheit, aber auch in ihren einzelnen Komponenten ein Medium im oben beschriebenen Sinne. Die Aufnahme neuer Informationsobjekte in die NA erfolgt gemäß festgelegten Qualitätsrichtlinien und Prozessen. Als Wissensmedium für die akademische Gemeinschaft bietet die NetAcademy verschiedene Dienste an. Hierzu gehören elektronische Publikationen, Glossarien, Journals, Newsdienste, Konferenzdaten etc. Ein wichtiger Aspekt ist die konsequente Vernetzung zwischen den einzelnen Bereichen und Contentobjekten. Alle Informationsobjekte werden mittels Datenbanken verwaltet. Somit existieren verschiedene Sichten und Zugangswege auf diese Objekte. Die NetAcademy schafft für die jeweilige Gemeinschaft einen gemeinsamen Sprachraum (*Logischen Raum*) über das Glossar und die Verknüpfung und vernetzte Aufbereitung der Inhalte in den einzelnen Plattform-Modulen (z. B. Verlinkung zu Publikationen, zu Autoren und deren Rolle in der Gemeinschaft und auf der NA, zu Glossarbegriffen etc.).

Ziel der NA ist die Produktivitätssteigerung bei der Wissensverarbeitung, -generierung und -teilung. Die Plattform ist nicht nur eine systematische Sammlung an vorhandenem und neu entstehendem Wissen (Bibliothek mit Abruffunktion). Sie soll darüber hinaus die prozessualen Aspekte der Wissensverarbeitung und der Wissensgenerierung durch ihre interaktiven Komponenten (Diskussionen) und die Qualitätssicherung (Reviewing durch Editorial Boards mit internationaler Fachbesetzung) unterstützen und verbessern.

#### 5.1.1. MEHRWERT DURCH ORGANISATION

Ein weiteres Ziel ist die Schaffung neuartiger Mehrwerte. Die NA bietet im Unterschied zu anderen verfügbaren internetbasierten Forschungsplattformen den Mehrwert einer professionell organisierten Redaktion und den Mehrwert einer einheitlichen Semantik über alle Inhalte, was unter anderem eine zielgenaue Abfragefunktion erlaubt. Der hohe Strukturierungsgrad der Wissensbibliothek der NA bildet das Fundament ihrer Mehrwerte. Ein wesentlicher Mehrwert resultiert aus der organisatorischen Komponente, die eine integrale, mit der inneren Logik der NetAcademy verknüpfte Definition von Agententypen (Rollen) und Prozessen (Protokollen) ermöglicht.<sup>24</sup>

Die NA ist durch eine straffe und zielorientierte Organisation gekennzeichnet. Sowohl die Rollen der Agenten (Aufbauorganisation) als auch die Prozesse (Ablauforganisation) sind eindeutig definiert. Diese Organisation soll neben einem hohen Strukturierungsgrad der Inhalte auch deren Qualität garantieren. Für

die eingebundenen Agentengruppen stellt die NetAcademy ein Medium im Sinne eines organisierten Kommunikationssystems dar, in dem für die einzelnen Agentengruppen Rollen mit ihren Rechten und Pflichten definierbar sind und in dem Prozesse formalisierbar sind.<sup>25</sup>

### 5.1.2. MEHRWERT DURCH REDAKTIONELLE BETREUUNG

Jeder Bereich der NA wird von einem verantwortlichen Executive Editor betreut. Dieser ist sowohl für die inhaltlichen als auch die organisatorischen Aufgaben verantwortlich. Zudem nimmt er die Rolle des Moderators in der jeweiligen Gemeinschaft wahr.

Die Einbindung externer Inhalte – insbesondere im Bereich der Newsdienste – erfolgt über ein Content-Syndication-Konzept, das einen ständigen Update von zeitkritischen Informationen ermöglicht. Hierbei werden fachspezifische Inhalte-Streams von spezialisierten Anbietern bezogen und der jeweiligen Gruppe zur Verfügung gestellt.

### 5.1.3. MEHRWERT DURCH QUALITÄTSSICHERUNG

Die Qualität der Inhalte ist von entscheidender Bedeutung für die Plattform. Eine der praktizierten Formen der Qualitätssicherung ist das Peer-Reviewing der Inhalte, d. h. dem Begutachtungsprozess für die eingereichten Publikationen. Elemente dieses Prozesses sind: Überprüfung der formalen Anforderungen sowie inhaltliche Validierung. Diese Aufgabe setzt eine hohe Kompetenz im jeweiligen Fachgebiet voraus.

Einer der durch die NA generierten Mehrwerte für die akademische Gemeinschaft besteht in der Wissensorganisation und -strukturierung sowie den implementierten Qualitätssicherungsprozessen. Die identifizierten Hauptprobleme bei Suche und Austausch von Wissen über das Internet – dies gilt insbesondere im akademischen Bereich – sind das *Retrieval* (Auffindbarkeit), das *Rating* (Bewertung) und die *Reliability* (Zuverlässigkeit, d. h. Unverändertheit bei der Archivierung) von Informationen.<sup>26</sup> Da die Rollen (Rechte, Pflichten) und die Prozesse (Ablauforganisation) der am Aufbau der Wissensbibliothek beteiligten Personen exakt festgelegt sind, kann eine verifizierbare Qualitätssicherung der NA-Inhalte sichergestellt werden.

Im Bereich des Rating, der Bewertung der Qualität von Informationen, bietet die NetAcademy die Möglichkeit der Überprüfung der Inhalte über ein internationales Editorial Board. Realisiert wurde dieses bereits in den NA-Be-

reichen Media Management und Business Media. Es konnte in beiden Forschungsgebieten ein Board von namhaften Wissenschaftlern und Vertretern der jeweiligen Gemeinschaft etabliert werden, die gleichzeitig auch das Editorial Board der auf der NetAcademy gehosteten internationalen Publikationen *JMM – The International Journal on Media Management*<sup>27</sup> sowie *EM – Electronic Markets*<sup>28</sup> bilden.

## 5.2. WERT DER PLATTFORM FÜR DAS INSTITUT FÜR MEDIEN- UND KOMMUNIKATIONSMANAGEMENT DER UNIVERSITÄT ST. GALLEN

Ein internes Ziel der NetAcademy-Plattform ist die Zusammenführung und Darstellung von Wissen, das aus der Forschungsarbeit des Institutes hervorgeht bzw. extern beigesteuert wird. Gleichzeitig dient die Plattform der Erforschung der Möglichkeiten der neuen Medien in einer Selbstanwendung. Die NetAcademy stellt eine Wissensbasis bzw. Bibliothek und einen Kanal für den Zugang zu Publikationen des Instituts und weltweiter Forschungsergebnisse dar. Sie soll die Prozesse internationaler Wissensverarbeitung und -generierung transparent machen und fördern. Innerhalb des Instituts wird die NetAcademy zur Repräsentation der internen Forschungsergebnisse genutzt.

Eine zweite wichtige Funktion der NA ist die Bereitstellung einer Lernplattform und eines Mediums für den neu gegründeten und vom *mcminstitute* an der Universität St. Gallen seit Anfang 2001 angebotenen Studiengang *Executive MBA in New Media and Communication* unter der Leitung von Prof. Peter Glotz. Zu diesem Zweck wurde die NetAcademy erweitert und für Lerngemeinschaften zugänglich gemacht. Einige bestehende Services, die von der NA bereits für die Forschungsgemeinschaften angeboten werden (z. B. Bibliotheken), werden von dieser Gemeinschaft mitbenutzt. Weitere Services (z. B. Curriculum-Verzeichnisse oder Teaching Templates) entstehen neu und explizit für diesen »Gemeinschaftstyp« auf der NetAcademy Plattform.<sup>29</sup>

Der Bereich der Qualitätssicherung der angebotenen Inhalte ist einer der Aktivitätsschwerpunkte der NetAcademy, die eine kontinuierliche, qualitativ hochwertige, direkte und dadurch beschleunigte Zusammenarbeit der Agenten der Gemeinschaft anstrebt. Die Vorteile der etablierten Arten der Forschungsveröffentlichung, die auf dem Printmedium basierenden Qualitätsstandards (Review-Verfahren, bibliothekswissenschaftliche Dokumentenzugriffe und Archivierungsverfahren) werden in diesem Projekt mit den Vorteilen des Internet (schneller, ortloser, jederzeit verfügbarer, multimedialer und interaktiver Zugriff auf Informationen) verbunden und durch das Institut intensiv genutzt.

### 5.3. WISSEN ÜBER DIE GEMEINSCHAFT INNERHALB DER NETACADEMY

Die Schritte zur Wissensentwicklung und seiner Verarbeitung werden den beteiligten Agenten einer Gemeinschaft transparent, wenn 1) die partizipierenden Mitglieder durch ihre Rollen und Protokolle (Komponente der Organisation) definiert, 2) das Verständnis des Kontextes des Wissens sich in einer einheitlichen Syntax und Semantik entwickelt (Komponente des logischen Raums) sowie 3) die Agenten vernetzt sind und die Möglichkeit des freien Informationsaustausches haben (Kanalkomponente).

Generell können die Agenten eines Mediums in verschiedenen Rollen repräsentiert sein. Mögliche *individuelle* Rollen auf der NA-Plattform sind z. B. Student, Autor, Participant, Reviewer, Content-Manager, Leser, Administrator oder Editorial-Board-Mitglied. Auf der *institutionellen* Ebene sind mögliche Rollen z. B. Partner-Institut, Partner-Unternehmen etc. Jede Rolle ist mit einem Set von Rechten und Pflichten (z. B. Zugriffsrechten) verbunden, die den Agenten der Gemeinschaft bekannt sind. Ein Autor hat das Recht, Beiträge einzureichen, Datenbanken zu durchsuchen, aber er hat keine Berechtigung, z. B. die Publikationsdatenbank zu manipulieren, welche alle Artikel beinhaltet, die erfolgreich den Qualitätssicherungsprozess passiert haben. Der Content-Manager hingegen hat die Pflicht, den gesamten Informationsakquisitions-, -bewertungs- und -disseminationsprozess aufrechtzuerhalten. Um diese Aufgabe zu erfüllen, erfordert diese Rolle umfassendere Rechte. Mit einigen Ausnahmen sind die Rollen nicht disjunkt.<sup>30</sup> Ein interner Agent kann ebenfalls als Leser oder Beitragender fungieren.

Die NA-Architektur ist in drei Dimensionen strukturiert:

- a) Die erste Dimension ist die Forschungsdomäne oder -gemeinschaft. Diese Dimension ist in einer offenen Weise modelliert. Neue Gemeinschaften als Ganzes können sich affiliieren und die generische Struktur der Plattform für ihren Wissensprozess nutzen.
- b) Die zweite Dimension strukturiert die gegebene Forschungsdomäne in Kategorien bzw. Interessenfelder und ihre Akteure. Diese Dimension bezieht sich auf Informationen über das Forschungsfeld, das zugehörige Glossar, die teilnehmenden Agenten, deren Aktivitäten etc. Dies kann auch als Navigationskonzept verstanden werden, das auf einem generischen Programm basiert und eine einfache Angliederung von weiteren Sub-Domänen ermöglicht.
- c) Die dritte Dimension bezieht sich auf die Gemeinschafts-Sicht. In Räumen, in denen sich 1) die Koordinaten der Forschungsdomäne und 2)

die Rolle des Agenten treffen, können verschiedene Gruppen von Aktivitäten identifiziert werden. So können z. B. lernende Agenten oder Akteure, die mit dem Publikationsprozess, einer Projektorganisation oder der Suche nach Content-Objekten befasst sind, in einer bestimmten Forschungsdomäne vorhanden sein. Wegen ihrer unterschiedlichen Bedürfnisse und Absichten benötigen diese eine Identifikationsplattform, die sie mit maßgeschneiderten Informationen versorgt. Die NA hat diesen Bedürfnissen Rechnung getragen und bietet jeder Forschungsgemeinschaft eine Auswahl von Modulen an, so z. B. eine Lernplattform, die Möglichkeit der Errichtung von Online-Journals, von Projektplattformen etc.

Die beschriebenen Strukturen sind in dynamischer Weise entworfen. Durch die Beobachtung der Gemeinschaft kann die Plattform Wissen über die Interaktionsstrukturen der Gemeinschaft und die Bedürfnisse der Agenten gewinnen. In traditionellen, geschlossenen Systemen sind Gemeinschaften und ihre Organisation auf der Plattform auf statische Weise implementiert, während in einem offenen Umfeld das Medium durch die präsenten Agenten(-gruppen) in dynamischer Weise lernt.<sup>30</sup>

Die NA zielt auf die Sichtbarmachung von implizitem Wissen über die Gemeinschaft und ihre Agenten ab. Explizites Wissen über Strukturen und die Organisation findet sich in verschiedenen Sektionen, die z. B. Beschreibungen über Kommunikationsformen bieten (Konferenz-Datenbanken, Informationen über Forschungsinstitutionen). Das Wissen über die Agenten der Gemeinschaft wird über Expert-Directories und Participants-Datenbanken organisiert und präsentiert.

#### 5.4. DIE NA UND DAS WISSEN INNERHALB DER GEMEINSCHAFT

Die NA wurde als Wissensmedium entworfen. Dies beinhaltet Aspekte von Qualitätsmanagement der akademischen Kommunikation bis hin zu Metainformationen über die ausgetauschten Content-Objekte. Die Plattform kombiniert etablierte Qualitätsprozesse mit neuen Formen des Qualitätsmanagements. Ein Mittel, dies zu realisieren, ist das Glossar als Instanz der Identifikation von Informationen und der Qualitätskontrolle. Welche Information auch immer in die Plattform aufgenommen wird, muss durch eine Auswahl von Keywords beschrieben werden. Die Vergabe dieser Schlüsselworte bedeutet für den Autoren, dass er oder sie die jeweilige Definition als gültig anerkennt. Besteht eine Unstim-



migkeit bezüglich der Definition, muss der Autor dies explizit machen und eine neue Definition vorschlagen, die dann einer Diskussion unterzogen wird. Somit wird jeder Inhalt auf der Plattform einer Identifikation unterzogen und kann über Schlüsselbegriffe aufgefunden werden, die widerspiegeln, an welcher Stelle Übereinstimmung mit den Glossartermini der Gemeinschaft besteht und an welcher nicht.

Explizites Wissen, wie es oben beschrieben wurde, wird in der NA z. B. in den Theorie-Bereichen oder den Publikationen sichtbar. In welchen Bereichen Wissen über die Gemeinschaft und Wissen, das in der Gemeinschaft ausgetauscht wird, repräsentiert ist, zeigt nachfolgende Tabelle:

Gemeinschaftswissen	Perspektive	Wissenstypus	In der NA realisiert mittels
	Wissen <i>innerhalb</i> der Gemeinschaft	<i>Implizites</i> Wissen (über Sozialisation)	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Ungeschriebene Verhaltensregeln der Gemeinschaft</li> <li>• Gemeinschaftsidentität</li> </ul>
	<i>Expliziertes</i> Wissen (über Externalisierung)	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Glossarien</li> <li>• Diskussionsgruppen</li> <li>• Wissensterritorien</li> </ul>	
	<i>Explizites</i> Wissen (über Kombination)	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Theoriesektion</li> <li>• Publikationen</li> <li>• Journals</li> <li>• Forschungsbereiche</li> </ul>	
	<i>Erfahrungswissen</i> (über Nutzung und Anwendung)	<ul style="list-style-type: none"> <li>• NA-Learning Space</li> </ul>	
Wissen <i>über</i> die Gemeinschaft	Wissen über die <i>Agenten</i>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Expert Directory</li> <li>• Participants-Datenbanken</li> </ul>	
	Wissen über <i>Strukturen</i> und <i>Organisation</i>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konferenzkalender</li> <li>• Projektdatenbanken</li> <li>• Link-Datenbanken</li> <li>• Forschungsinstituts-Datenbanken</li> </ul>	

Tabelle 4  
Strukturierung von Gemeinschaftswissen innerhalb der NetAcademy

## 6. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Eindeutig eröffnen die elektronischen Medien innovative Wege, die Kommunikationsbedürfnisse akademischer Gemeinschaften effizienter zu befriedigen, als dies bisher möglich war. Signifikant ist, dass das Verlegen und Publizieren von akademischen Inhalten stärker in die wissenschaftliche Gemeinschaft zurückgetragen wird. Es ist davon auszugehen, dass die ursprünglichen Ideale der akademischen Kommunikation durch neue Plattformen auf weitreichende Weise realisiert werden können und dass die elektronische Kommunikation die Idee von der *akademischen Gemeinschaft* bekräftigt und vorantreibt. Das Projekt NetAcademy soll diesen Erkenntnissen Rechnung tragen und übernimmt in der beschriebenen Weise seine Rolle bei der Förderung von akademischen Gemeinschaften.

### ZEITLICHER ABLAUF DES PROJEKTES

**1996:** Erarbeitung des Konzeptes der NetAcademy in Anknüpfung an Platons Idee der Akademie in der Antike, ihrer praxisorientierten Fortsetzung durch Leibniz und der Vision von Ted Nelsons Hypertext-Reich »Xanadu«

**1997:** Implementation eines lauffähigen Prototypen auf dem Internet im März 1997 für die Bereiche Business Media/Electronic Commerce (<http://www.businessmedia.org>), Media Management (<http://www.mediamanagement.org>), Knowledge Media (<http://www.knowledgemedia.org>) sowie das internationale Online-Journal *Electronic Markets* (<http://www.electronicmarkets.org>); Aufbau der interaktiven Datenbanken: Publications, Participants, Discussions etc.

**1998:** Editorialer und technischer Ausbau der Plattform; Ausbau der semantischen Komponente, des Glossars und des Theorieteils der NetAcademy; Inhaltlicher Ausbau der Referenzdatenbanken; Aufbau weiterer Referenz-Datenbanken (Media Companies, Research Institutes in Media and Communications Management etc.)

**1999:** Etablierung eines International Editorial Board für das *EM – International Journal of Electronic Markets and Business Media*; Etablierung eines internationalen Online-Journals im Bereich Media Management *JMM – The International Journal on Media Management*; Ausbau der Interaktivität der NetAcademy-Plattform; Ausbau der 3R-Standards (Retrieval, Rating, Reliability), Aufbau des Expertenverzeichnisses

**2000:** Etablierung des internationalen Editorial Board im Bereich Media Management; gezielte Positionierung der NA mit koordinierten PR-Strategien; Ausbau

der NetAcademy als Lehr- und Lernplattform; inhaltlicher Ausbau der Referenzdatenbanken; Implementierung einer Workflow-Lösung für die Automatisierung des Submitting- und Reviewing-Prozesses von Inhalten, Vernetzung der NA-eigenen Inhalte mit externen Informationsobjekten mittels Content-Syndication

## DANKSAGUNG

Die Autorin bedankt sich bei allen Kolleginnen und Kollegen, die in den letzten Jahren zum Gelingen des NetAcademy-Projektes beigetragen haben.

Besonderer Dank gilt Prof. Dr. Beat F. Schmid, der durch die Idee eines solchen Mediums sowie die Bereitstellung des organisatorischen Umfeldes am *mcm*institute dieses Projekt ermöglicht hat, weiterhin den Mitarbeitern Dr. Petra Schubert, David-Michael Lincke und Dr. Dorian Selz, die diese Idee in eine funktionsfähige Plattform implementiert, sowie allen Kollegen, die sich für die Weiterentwicklung der NA engagiert haben. Dies sind vor allem Dr. Salome Schmid-Isler (Projektleitung), Bernd Schopp, Ralf Toleti, Wolf-Christian Eickhoff (technologische Entwicklung), Veith Körner, Markus Lenz, Brigitte Buchet, Dr. Rolf Grütter, Dr. Martin Eppler, Patrick Seifried, Diana Ingenhoff, Victor Porak, Patrick Stähler (editoriale Betreuung), Dr. Sabine Seufert, Julia Gerhard und Peter Mayr (MBA).

Dank gilt auch der *Bertelsmann-Stiftung* sowie der *Heinz-Nixdorf-Stiftung* für ihre großzügige finanzielle Unterstützung des NetAcademy-Projektes.

- 1 Vgl. Rolf Grütter/Katarina Stanoevska-Slabeva/Walter Fierz: Enhancing Knowledge Management in a Multi-center Clinical Trial by a Web-based Knowledge Medium, in: Lauren Eider (ed.): *Managing Healthcare Information Systems with Web-Enabled Technologies*. Idea Group Publishing, Hershey PA 2000.
- 2 Vgl. Beat F. Schmid: *Wissensmedien*, Wiesbaden 1999.
- 3 Vgl. Beat F. Schmid: The concept of Media, in: Ron Lee et al. (eds.): *Proceedings of the EURIDIS Fourth Research Symposium on Electronic Markets*, Maastricht: Negotiation and Settlement in Electronic Markets, Erasmus Universiteit Rotterdam, The Netherlands, September 1997, sowie Beat F. Schmid: *Das NetAcademy Projekt: I – Die Idee, II – Kontext und Ziele*. Working Report mcm-1997-01, Institute for Media and Communications Management, University of St. Gallen 1997; sowie Beat F. Schmid: The Concept of Media, in: *Proceedings of the Electronic Markets Workshop Maastricht*, September 22–23, 1997, Maastricht 1998.
- 4 Vgl. Beat F. Schmid: *Wissensmedien* (Anm. 2).
- 5 Ein Informationsobjekt ist eine elektronisch prozessierbare Datenmenge, welche in den Netzwerken der neuen IKT zur Verfügung steht. Der Begriff *Informationsobjekt* wird im vorliegenden Beitrag synonym zu *Content* bzw. *Content-Objekt* verwendet.
- 6 Vgl. Beat F. Schmid: *Wissensmedien* (Anm. 2); Ulrike Lechner/Beat F. Schmid: *Communities and Media – Towards a Reconstruction of Communities on Media*, in: E. Sprague (ed.): *Proceedings of the 33rd Annual Hawaiian International Conference on System Sciences*, IEEE Press, Januar 2000.

- 7 Vgl. Beat F. Schmid: Wissensmedien (Anm. 2).
- 8 Vgl. Petra Schubert: Virtuelle Transaktionsgemeinschaften im Electronic Commerce. Management, Marketing und soziale Umwelt, Köln 1999.
- 9 Vgl. John Hagel/Arthur G. Armstrong: Net Gain: Expanding markets through virtual communities, in: *The McKinsey Quarterly* 1/1997.
- 10 Dies ist nicht für Geschäftstransaktionen gültig und auch im akademischen Bereich problematisch.
- 11 In Anlehnung an Petra Schubert: Virtuelle Transaktionsgemeinschaften im Electronic Commerce (Anm. 8), S. 142–144.
- 12 Für andere Klassifikationen vgl. auch: Kuan-Tsae Huang/Yang W. Lee/Richard Y. Wang: *Quality Information and Knowledge*. Prentice Hall, New Jersey 1999; Donald P. Ballou/Harold L. Pazer: *Modeling Data and Process Quality in Multi-input, Multi-output Information Systems*. In: *Management Science*, 31/2, 1985, S. 150–162; Christopher P. Firth/Richard Y. Wang: *Data Quality Systems: Evaluation and Implementation*. Cambridge Market Intelligence Ltd., London 1996; Tom C. Redman: *Data Quality: Management and Technology*. Bantam Books, New York 1992; Richard Y. Wang/Veda C. Storey/Christopher P. Firth: *A Framework for Analysis of Data Quality Research*. In: *IEEE Transactions on Knowledge and Data Engineering*, 7/14, 1995, S. 623–640; Paul Königer/Walter Reithmayer: *Management unstrukturierter Informationen*, Frankfurt 1998.
- 13 Vgl. Martin J. Eppler/Dörte Wittig: *Conceptualizing Information Quality: A Review of Information Quality Frameworks from the Last Ten Years*. Presented at *IQ 2000 – The Conference on Information Quality* at: Massachusetts Institute of Technology (MIT), Boston, U. S. A., October 20–22, 2000.
- 14 Im vorliegenden Beitrag wird der Terminus Agent und Mitglied synonym verwendet. Generell kann zwischen Agenten, Protagonisten, Mitgliedern und Teilnehmern unterschieden werden. Vgl. hierzu Petra Schubert: *Virtuelle Transaktionsgemeinschaften im Electronic Commerce* (Anm. 8), S. 37.
- 15 Vgl. Ulrike Lechner/Beat F. Schmid: *Communities and Media* (Anm. 6).
- 16 Vgl. ebd.
- 17 Vgl. Rolf Grütter/Katarina Stanoevska-Slabeva/Walter Fierz: *Enhancing Knowledge Management* (Anm. 1), S. 4.
- 18 Vgl. Ikujiro Nonaka: *A dynamic theory of organizational knowledge creation*, in: *Organizational Science*, 5/1 (1994), S. 14–37.
- 19 Vgl. Ikujiro Nonaka/Noboru Konno: *The Concept of »Ba«*. Building a Foundation for Knowledge Creation, in: *California Management Review*, 40/3 (1998), Special Issue on Knowledge and the Firm, Haas School of Business, S. 42–48.
- 20 Unter: <http://www.netacademy.org>.
- 21 Vgl. Beat F. Schmid/Katarina Stanoevska: *Knowledge Media: An Innovative Concept and Technology for Knowledge Management in the Information Age*, in: *Proceedings of the 21st Biennial International Telecommunications Society Conference – Beyond Convergence*, Stockholm, IST'1998; Petra Schubert/Dorian Selz: *Organizational Design of an IT-based Knowledge System: The NetAcademy Concept*. Proceedings of the 31st HICSS Conference, Hawaii 1998; David M. Lincke/Petra Schubert/Beat F. Schmid/Dorian Selz: *The NetAcademy – A Novel Approach to Domain-specific Scientific Knowledge Accumulation, Dissemination and Review*, in: *Proceedings of the 31st Annual Hawaiian International Conference on System Sciences*, Hawaii Jan. 1998, S. 131–140.
- 22 Vgl. Salome Schmid-Isler: *Die NetAcademy on Media Management: Prototyp*. Working Report des Instituts für Medien- und Kommunikationsmanagement. Aus dem Bericht der ersten Projektphase, St. Gallen 1997.
- 23 Vgl. ebd.
- 24 Vgl. ebd.
- 25 Vgl. Salome Schmid-Isler/Dorian Selz/Dörte Wittig: *Retrieval, Rating and Reliability. How to establish RRR Standards on the Internet*. Presented at the First European Half-Day Conference on Information Quality and Knowledge, University of St. Gallen, Media and Communications Management Institute, Dezember 1998.
- 26 Unter: <http://www.mediajournal.org>.
- 27 Unter: <http://www.electronicmarkets.org>.
- 28 Vgl. Sabine Seufert/Julia Gerhard: *Lerngemeinschaften auf der NetAcademy? Modellierung einer internetbasierten Lernplattform für ein Masterprogramm an der Universität St. Gallen*, in: *Tagungsband GeNeMe 2000 – Gemeinschaften in neuen Medien*, TU Dresden, St. Gallen 2001.

29 Beispielsweise kann ein Autor nicht zusätzlich auch Reviewer für das gleiche Informationsobjekt sein.

30 Vgl. Ulrike Lechner/Beat F. Schmid: *Communities and Media* (Anm. 6).



### III. TRANSFORMATION (UND VERLUST)





Michael Fehr

ZUR BEDEUTUNG DES ANKAUFS DER BRIEFE AUS DEM NACHLASS  
ADALBERT COLSMANN

1. VORBEMERKUNG: ZUM VERHÄLTNIS VON ARCHIV UND MUSEUM

Archiv und Museum sind neben der Bibliothek die klassischen, zu Institutionen gewordenen Formen des Sammelns. Sie werden gewöhnlich vor allem nach ihren verschiedenen Sammlungsgebieten – Dokumente, Artefakte und Naturalia, Bücher – unterschieden. Doch geben viele Überschneidungen zwischen diesen Sammlungsgebieten Anlass zu fragen, ob die Unterscheidung nach Sammlungsgegenständen ausreicht, um die unterschiedlichen Arbeitsweisen und Funktionen dieser drei Institutionen hinreichend zu charakterisieren. Dass es zwischen Archiv und Museum tatsächlich einen über den Charakter der Sammlungsgegenstände hinausgehenden, strukturellen Unterschied geben muss, kann schon das kleine Gedankenexperiment deutlich machen, zu dem ich einladen möchte: sich einmal das Museum eines Archivs vorzustellen.

Aus dem Umstand, dass dieser Gedanke in eine Aporie führt, lassen sich aber zwei Schlüsse ziehen: erstens, dass der Begriff des Museums umfassender ist als der des Archivs, und zweitens, dass Archivalien zwar Teil eines Museums sein, doch selbst kein Museum konstituieren können. Der Unterschied zwischen Archiv und Museum, der hier erkennbar wird, ist jedoch nicht auf quantitative oder mediale Aspekte der verschiedenen Sammlungsgegenstände zurückzuführen, sondern ergibt sich aus den verschiedenen Sammlungsstrategien, die Archiven bzw. Museen zugrunde liegen. Er lässt sich auf folgende Formel bringen: In einem Archiv werden Materialien gesammelt, von denen man annimmt, dass sie für eine jeweilige Zukunft Bedeutung haben könnten, dagegen bestehen museale Sammlungen gewöhnlich aus Materialien, von denen man annimmt, dass sie für eine bestimmte Vergangenheit wichtig waren.

Die von außen gesehen so ähnliche, lediglich durch die Ausrichtung auf unterschiedliche Sammlungsgebiete verschieden erscheinende Sammlungstätigkeit von Archiven und Museen zeigt sich bei näherer Betrachtung also als höchst unterschiedliche Intention und Zielsetzung, mit denen für Archive respektive für Museen gesammelt wird. Sie konkretisieren sich in einem typisch unterschiedlichen Verhältnis zur Gegenwart und, daraus resultierend, in einem typisch unterschiedlichen Status der Materialien, die in Archiven und Museen gesammelt werden: Archivalien haben Bedeutung in einer bestimmten Gegenwart, sie wer-

den gesammelt und aufgehoben, um diese Bedeutung in der Gegenwart zu dokumentieren und über sie hinaus zu erhalten; Museumsgut sind hingegen typischerweise Materialien, die für eine bestimmte Gegenwart obsolet geworden sind, sie werden gesammelt und bewahrt als Zeugen für das, was in einer jeweiligen Gegenwart als überwunden gilt oder erscheint und dokumentieren so (freiwillig oder unfreiwillig), was eine jeweilige Gegenwart gerade nicht mehr ist. Mit anderen Worten: Bezogen auf eine Zeitachse, entwickeln sich die Sammlungsstrategien von Archiven und Museen in diametraler Richtung und sind so die Grundlage für ein höchst unterschiedliches Verhältnis auch zur Vergangenheit; im Falle des Archivs lässt sich dies als Traditionsbildung bzw. Traditionsbewusstsein charakterisieren, im Falle des Museums aber als historisches Bewusstsein.

So lässt sich verstehen, warum die Idee vom Museum eines Archivs wenig sinnvoll ist. Denn mit der Musealisierung von Archivalien würden diese ihres Sinns als für die Zukunft bedeutsame Materialien beraubt, während andererseits das Museum erst durch die Dokumentation seines Umgangs mit dem Museumsgut eine Tradition aufbauen und damit als Institution die Identität gewinnen kann, die es von anderen Formen des Umgangs mit Sammlungen unterscheidbar macht.

Das Museum für zeitgenössische oder, wie es in der Diktion von Karl Ernst Osthaus hieß, *moderne Kunst* operiert nun typischerweise im Schnittfeld von Archiv und Museum, ist eine eigentümliche Verschränkung von beiden. Denn seine Sammlungen – zeitgenössische Kunst – werden eben gerade nicht als ›für eine bestimmte Gegenwart obsolet‹ erachtet, sondern sollen, ganz im Gegenteil, durch ihre Musealisierung den Status von ›für die Gegenwart und Zukunft bedeutsamen Projekten und Ideen‹ erlangen. Ist demnach das Museum für zeitgenössische Kunst genau genommen ein Archiv, so bedient es sich der Form des Museums, um seinen zeitgenössischen Bestand zu historisieren und auf diese Weise an den Kanon der der Bedeutung und dem Wert nach gesicherten Bestände anzuschließen oder ihn mit diesem vergleichbar zu machen. Mehr noch als in anderen Museen spielt daher die Dokumentation des Umgangs mit dem Museumsgut und hierbei insbesondere die Dokumentation des Aufbaus der Sammlungen eine große Rolle. Denn nur über sie, also über sein Archiv, kann das Museum für zeitgenössische Kunst sich selbst als historisches Produkt definieren und als Institution eine eigene Identität entwickeln.

## 2. DAS MUSEUM FOLKWANG – EIN MUSEUM FÜR ZEITGENÖSSISCHE KUNST

Die Geschichte des *Museum Folkwang* lässt die eigentümliche Struktur von Museen für zeitgenössische Kunst deutlich erkennen: Als *Museum Folkwang Hagen* wurde es von Osthaus' Zeitgenossen weniger als Museum denn als eine bedeutende Sammlung zeitgenössischer Kunst begriffen, als eine Initiative für die Zukunft:

Im Juli 1912 wird in Hagen das zehnjährige Bestehen des Museums Folkwang gefeiert. Als Ehrengabe überreicht man dem Museumsgründer Karl Ernst Osthaus eine Mappe mit Arbeiten »gesinnungsverwandter Künstler«,<sup>1</sup> an der sich unter anderem auch die Mitglieder der Künstlergemeinschaft *Brücke*, Emil Nolde, Christian Rohlf's und Oskar Kokoschka sowie August Macke, Franz Marc und Wassily Kandinsky beteiligen. Zeitgleich zu den Jubiläumsfeierlichkeiten wird außerdem die erste Wanderausstellung der Redaktion des *Blauen Reiters* präsentiert, die erst ca. ein halbes Jahr zuvor auf Initiative von Franz Marc und Wassily Kandinsky ins Leben gerufen worden war. Wie Kurt Freyer, ein Assistent des Museums, in einer Festschrift zum zehnjährigen Bestehen konstatiert, dient der Hagener Raum für Sonderausstellungen als »lebendige Chronik aller wichtigen Ereignisse im modernen Kunstleben«.<sup>2</sup> Das Jubiläum wird somit von einer zum damaligen Zeitpunkt noch äußerst umstrittenen Werkschau der neuesten Strömungen auf dem Gebiet der Kunstproduktion begleitet.<sup>3</sup> Osthaus setzt mit diesem Entschluss ein ausdrückliches Zeichen für die junge, avantgardistische Kunstszene Deutschlands, als dessen Vermittler und Promotor er sich begreift.

Während die *Brücke* und der *Blaue Reiter* – wie Franz Marc es 1912 im Almanach des *Blauen Reiters* formuliert – in die »Epoche des großen Kampfes um die neue Kunst [...] als ›Wilde‹, nicht Organisierte gegen eine alte organisierte Macht«<sup>4</sup> eintreten, liefert Osthaus seinen Beitrag zur Durchsetzung moderner Stilprinzipien mittels seiner wegweisenden Präsentationsform älterer und jüngerer Kunst sowie dem Aktualitätsanspruch seiner Sammlung. Unter der Maxime, durch monatlich wechselnde »Ausstellungen das Verständnis für moderne Kunst und damit diese selbst zu fördern«,<sup>5</sup> reagiert Osthaus auf die dynamischen Entwicklungen des Kunstbetriebs und findet lebhaftes Echo bei der avantgardistischen Künstlergeneration. So versichert Erich Heckel Osthaus bereits im Dezember 1906, dass er »sich durch Gründung des Folkwang M. als Vorläufer aller Kunst gezeigt [habe], die ein ›Arbeiten‹ in der Entwicklung bedeutet«,<sup>6</sup> und auch Franz Marc bestätigt kurz nach Gründung des *Blauen Reiters* im Dezember 1911, dass das Hagener Museum »in seiner Art schon ein Vorbild unsres Gedankenganges«

sei.<sup>7</sup> Einer Aussage Kandinskys zufolge steht das Folkwang sogar in dem Ruf, das »liberalste Museum in Deutschland«<sup>8</sup> zu sein.

Das rege Interesse, welches die beiden Künstlergruppen an Osthaus zeigen, richtet sich in erster Linie auf die von ihm initiierte Reform des Museums- und Ausstellungswesens. In der simultanen Präsentation von Stammeskultur und Moderne finden sowohl die *Brücke* als auch der *Blaue Reiter* auf konzeptioneller Ebene das verwirklicht, was die jeweiligen Künstler in ihren Arbeiten propagieren: einen Neuanfang in der Kunst, der von einer Orientierung an außereuropäischen Kunstformen begleitet wird. Das Anknüpfen an »primitive« Ausdrucksformen in der Kunst bzw. die Neubewertung fremder Kulturen im Kontext des Museums ist hierbei sichtbarer Ausdruck einer ähnlich gelagerten Kunstmission.

Schon Anfang 1912 – also noch drei Jahre vor dem Erscheinen von Carl Einsteins legendärem Werk *Negerplastik*<sup>9</sup> –, beurteilt Osthaus anlässlich einer Textil-Ausstellung des *Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe* die »Arbeiten primitiver Völker« aufgrund ihrer »technischen Bedingtheit und Echtheit« als »absolut modern«. Des Weiteren führt er aus, dass die »Ruhe, in der diese Arbeiten erzeugt werden, und ihre starke Tradition [...] diese Völker noch zu einfachen klaren Typen kommen« lassen. »So sind uns diese einfachen gediegenen Arbeiten Beispiele guten Gewerbes und nicht leichthin als Arbeiten halb-zivilisierter Völker zu nehmen.«<sup>10</sup> Ausgehend vom »modernen Kunstschaffen« wird in Hagen eine Verbindung zum räumlich und zeitlich Entfernten geschaffen, welche den universellen Traditionsbezug moderner Kunst versinnbildlichen soll. Die Gruppierung der ausgestellten Werke unter dem Aspekt ihrer ideengeschichtlichen Verwandtschaft entspricht in hohem Maße dem Kunstwollen der expressionistischen Avantgarde. Gertrud Osthaus fasst diese Sammlungs- und Ausstellungsstrategie des Museums Folkwang am 10. August 1913 in der *Kölnischen Zeitung* folgendermaßen zusammen:

[...] der Wille zu einer Vereinigung des Psychisch=Verwandten [hat] Zeiten und Länder und Historie übersprungen. Zwischen heiligen Steinen aus Korea und Bronzen aus Laos hängen Bilder von Gauguin, steht eine Skulptur von Minne. Und seltsam, das Leben dieser Werke vereint sich hemmungslos; [...]. Ein anderes Mal erreicht ein – sozusagen harmonischer – Gegensatz eine merkwürdige Steigerung des künstlerischen Ausdrucks. Neben einem in gewaltigen Zügen in gewaltiger Aufregung gemalten *Ecce Homo* von Daumier hängt eine kleine gotische Tafel mit einer Heiligen in dunkelrotem Gewande so still, in so vornehmer Stille, dass des anderen Sprache noch lauter ertönt. Dass den Gruppen der

neuesten Malerei und Skulptur, der Expressionisten, die vor allem durch Matisse und Nolde vertreten sind, die dämonischen Werke afrikanischer Kultur gesellt sind, erscheint nunmehr fast selbstverständlich. Nahmen doch diese Künstler alle infolge irgendwelcher seltsamer psychischer Verwandtschaft Anregung und selbst bisweilen Ausdrucksmittel aus jenen fernen düsteren Gebieten [...].

(KEO-Archiv Z 100/16)

Rückblickend bemerkt auch Karl With,<sup>11</sup> dass das Folkwang und die von Osthaus verwirklichte Präsentationsform als »Typus eines neuen Museums und einer neuen Art des Sammelns« zu gelten habe. Durch das Visualisieren des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens der Kunst werde es möglich, »aus einer nationalen Kultur zu einer menschheitlichen überzugehen. [...] Alle räumliche und zeitliche Trennung ist überwunden; die Dinge treten uns entgegen als Äußerungen eines gemeinsamen Geistes und eines gemeinsamen Willens. [...] So ist dies Museum ein Mikrokosmos des Geistes der Erde.«<sup>12</sup>

Anhand der neu erworbenen Korrespondenzen zwischen den beiden Vereinigungen und dem Museum Folkwang lässt sich nunmehr erstmalig das Zustandekommen der Kontakte sowie die Planung, Durchführung und Bestückung der Folkwang-Ausstellungen rekonstruieren. Wie die nun erworbenen Schriftstücke in Zusammenschau mit den Beständen des KEO-Archivs eindrucksvoll belegen, war Osthaus von Beginn an mit den Vorhaben dieser beiden Gruppen vertraut und vermittelte der *Brücke* in seiner Funktion als künstlerischer Leiter der Sonderbundausstellung Düsseldorf 1910 und als Ehrenmitglied der Sonderbundausstellung Köln 1912 die Möglichkeit zur Teilnahme an diesen internationalen Werkschauen. Zudem stand Osthaus mit nahezu allen wichtigen Institutionen, Galerien, Künstlervereinigungen, Museen, Werkstätten und Verlagen der damaligen Zeit in Verbindung.<sup>13</sup> Osthaus wusste seine geschäftlichen und privaten Beziehungen geschickt zu nutzen und konnte sowohl ein Potenzial von wohlhabenden Käufern als auch andere Museen für die Werke der *Brücke* und des *Blauen Reiters* (wie auch anderer von ihm geschätzter Künstler) interessieren. Sein frühes Engagement für die junge Künstlergeneration trug wesentlich zum internationalen Durchbruch der expressionistischen Kunst in Deutschland bei.<sup>14</sup>

Mit dem Verkauf des Museums Folkwang an den *Folkwang-Museums-Verein* und die Stadt Essen wurde die Rolle des Museums Folkwang wie Osthaus' frühes Engagement für die junge Künstlergeneration bestätigt, doch zugleich auch umgedeutet. Denn das Museum wurde von den Käufern weniger als ein dynamischer Zusammenhang denn als eine bedeutende Sammlung: als eine

Sammlung von gesicherten Werten wahrgenommen, die es für den *Ruhrkohlenbezirk* zu erhalten galt.<sup>15</sup> Auf die Formel gebracht: Mit dem Verkauf wurde das *Museum Folkwang Hagen* als historische Erscheinung begriffen und zum Teil einer anderen Tradition, der des *Museum Folkwang Essen*, für deren Entwicklung die Hagerer Wurzeln zunehmend an Bedeutung verloren.<sup>16</sup>

Dagegen waren die Archive für das 1945 wieder gegründete *Karl Ernst Osthaus-Museum* von hoher und wachsender Bedeutung. Denn nachdem die Stadt Hagen durch den Verkauf des *Museum Folkwang*, des *Deutschen Museum für Kunst in Handel und Gewerbe*, Osthaus' zweiter Museumsgründung,<sup>17</sup> und des Museumsgebäudes<sup>18</sup> nahezu alles, was Karl Ernst Osthaus seit 1898 hier initiiert, entwickelt und aufgebaut hatte,<sup>19</sup> verloren hatte, suchte man sich zumindest der Geschichte des Namenspatrons zu versichern und auf diese Weise dem Haus eine Grundlage zu verschaffen. In diesem Sinne ist das hartnäckige Bemühen von Dr. Herta Hesse-Frielinghaus, 1945 bis 1975 Direktorin des *Karl Ernst Osthaus-Museums*, um das Osthaussche Archiv zu verstehen, das im Folgenden dokumentiert wird. Die entsprechenden Korrespondenzen wurden aus den Akten entnommen und unter KEO-Archiv B (Dokumente über das Archiv) archiviert. Weiteres Material über das Archiv konnte zusammen mit dem Nachlass Adalbert Colsmann (NAC II) Ende 1998 erworben werden. Diese Korrespondenzen wurden unter dem Faszikel NAC III (Dokumente über das Osthaus-Archiv) archiviert.

### 3. ZUR VORGESCHICHTE ZUM ANKAUF DES KARL ERNST OSTHAUS-ARCHIVS (1946–1962)

Seit der Aufnahme ihrer Tätigkeit als Direktorin des Karl Ernst Osthaus-Museums im Oktober 1945 bemühte sich Dr. Herta Hesse intensiv um nähere Informationen zu Karl Ernst Osthaus. In diesem Zusammenhang wandte sie sich mehrfach an Adalbert Colsmann (Langenberg), den Bruder von Gertrud Osthaus (später verheiratete Stickforth).<sup>20</sup> Colsmann verwies sie zunächst an Gertrud Stickforth<sup>21</sup>, gab aber, nachdem Dr. Hesse ihn direkt auf das Osthaus-Archiv<sup>22</sup> angesprochen hatte, schließlich zu, dass das Archiv »s. Z. hierher gekommen«, also zu ihm nach Langenberg gelangt sei.<sup>23</sup> Den Hinweis, dass das Archiv in Colsmanns Besitz sein müsse, hatte Dr. Hesse vom Hausmeister des Museums, Herrn Olschewski, erhalten.<sup>24</sup> Colsmann schrieb Dr. Hesse, dass das Archiv »sich leider als seiner wesentlichsten Bestandteile beraubt erwiesen« und er den ehemaligen Direktor des Museum Folkwang Essen, Dr. Gosebruch, gebeten habe, das Archiv durchzuarbeiten: »Seinerzeit habe ich Herrn Museums-Direktor Dr. Gosebruch

um die Durcharbeitung des Archivs gebeten und er hat das noch Verwendbare herausgezogen. Unter den Einwirkungen des Nationalsozialismus ist dann aber die Arbeit von Herrn Dr. Gosebruch, welcher Essen verlassen mußte, nicht weitergeführt worden.«<sup>25</sup> Weiterhin teilte Colsmann in diesem Brief mit, dass er in Verhandlungen mit Gosebruch über die Wiederaufnahme seiner unterbrochenen Arbeiten stehe und daher Hesses Bitte, das Archiv wissenschaftlich ›ausbeuten‹ zu dürfen, vorläufig nicht entsprechen könne, jedoch mit ihr ›in Fühlung‹ bleiben wolle.

Im September 1952 machte Dr. Hesse einen erneuten Vorstoß, Einsicht in das Archiv zu erlangen und es bearbeiten zu können: Sie konfrontierte Colsmann mit zwei konkreten Fragen<sup>26</sup> und berichtete darüber hinaus von einem Besuch bei Dr. Gosebruch in München, bei dem sie »in keiner Weise den Eindruck bekommen (habe), dass er selbst noch gewillt sei, die Arbeit daran (i. e. am Archiv) wieder aufzunehmen.«<sup>27</sup>

Aus einem Aktenvermerk aus dem Jahre 1957 geht schließlich hervor, dass Dr. Hesse eine Besprechung mit Colsmann hatte und hiervon Dr. Herbert Osthaus, Rechtsanwalt in Hagen, offensichtlich mit der Absicht berichtete, ihn als Vermittler zu gewinnen. Colsmann habe nämlich erklärt, dass er nicht nur eine geeignete Persönlichkeit für eine größere Veröffentlichung zu Karl Ernst Osthaus suche, sondern auch nach Mitteln zu deren Finanzierung. Noch am gleichen Tage fand eine Besprechung zwischen Dr. Osthaus und Stadtdirektor (und Kulturdezernent) Biederbeck statt, in der Letzterer gegenüber RA Dr. Osthaus das große Interesse der Stadtverwaltung Hagen an einer solchen Veröffentlichung erklärte und die finanzielle und personelle Unterstützung des Vorhabens in Aussicht stellte.<sup>28</sup>

Anfang 1959 wandte sich Stadtdirektor Biederbeck direkt an Colsmann und machte deutlich, dass die Stadt Hagen großes Interesse daran habe, das Osthaus-Archiv nutzen zu können: »Ich möchte Ihnen daher mitteilen, dass die Stadt Hagen geneigt sein würde, die Ordnung des Archivs vornehmen zu lassen, ohne damit irgendwelche Entscheidungen über Besitzverhältnisse zu berühren. Die Erstellung einer großen umfassenden Biographie, wie sie wohl von Ihnen geplant ist, würde durch die vorhergehende Ordnung des Archivs meines Erachtens nur erleichtert werden. Ich bitte daher, freundlichst zu erwägen, ob der Stadt Hagen das Archiv zu Zwecken der Ordnung und Inventarisierung zur Verfügung gestellt werden kann. Es würde mir eine Freude sein, wenn das Archiv, dessen Inhalt sich ja ausschließlich auf die Hagener Zeit des Folkwang-Museums bezieht, durch dieses Schreiben der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht würde.«<sup>29</sup> Colsmann antwortete darauf mit dem Hinweis, dass er nach wie vor davon

ausgehe, dass der (Essener) Folkwang-Museumsverein die Bearbeitung des Archivs und die Erstellung einer Osthaus-Biographie als seine Aufgabe sehe, und dass »wenn es nicht so außerordentlich schwierig wäre, hierfür hervorragend geeignete Persönlichkeiten zu finden«, diese Arbeit schon längst in Auftrag gegeben worden wäre.<sup>30</sup>

Im Oktober 1961 bot der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Werner Schütz, Frau Dr. Hesse an, sie bei ihren Bemühungen um das Archiv und eine Osthaus-Biographie zu unterstützen.<sup>31</sup> Kurz darauf nahm Dr. Hesse diesen Brief zum Anlass, ihrerseits eine erneute Anfrage mit Bezug auf das Archiv an Colsmann zu richten. Unter Hinweis darauf, dass alle von Colsmann als Autoren erwünschten Personen sich nicht in der Lage gesehen hätten, eine Osthaus-Biographie zu verfassen, Zeitzeugen sich nur noch dunkel an Osthaus' Aktivitäten erinnern könnten oder verstorben seien, sie sich aber schon seit 16 Jahren intensiv mit Osthaus' Leben und Wirken beschäftigt und schließlich über eine ausreichende wissenschaftliche Qualifikation verfüge, bot sie sich selbst als Autorin für die Biographie an.<sup>32</sup> Colsmanns Antwort auf diesen Brief fiel wiederum abschlägig aus. Er stünde nun mit Prof. Dr. With, dem früheren Assistenten von Osthaus,<sup>33</sup> in Verbindung und gehe nach wie vor davon aus, dass die Stadt Essen die Kosten für die Erarbeitung und Publikation der Biographie zu tragen hätte.<sup>34</sup>

In einem Brief an Kultusminister Schütz berichtete Dr. Hesse von ihrem fehlgeschlagenen Versuch und gab zu erkennen, dass sie sich nicht weiter engagieren wolle: »Nach dem Erhalt des Briefes von Herrn Colsmann war es mir leid, meine Mitarbeit angeboten zu haben. Ich werde mich nun wohl zu meinem Bedauern aus der Sache heraushalten.«<sup>35</sup> Schütz reagierte auf Dr. Hesses Schreiben mit einem Brief an Colsmann, in dem er sich die Argumente Dr. Hesses mit Bezug auf Prof. Dr. With als Autoren für die Biographie zu eigen machte (er sei zu alt und dem Geschehen zu weit entfernt, da seit 40 Jahren in den USA lebend) und andere Persönlichkeiten vorschlug. Diesen Brief gab er durch Abschrift Dr. Hesse zur Kenntnis.<sup>36</sup>

Am 29. März 1962 gab Colsmann gegenüber dem Kuratorium des Folkwang-Museums eine Erklärung ab, deren Wortlaut er auch Dr. Hesse, RA Dr. Osthaus und dem Kultusminister mitteilte. Anlass der Erklärung war der Umstand, dass Kultusminister Schütz der Stadt Essen und dem Folkwang-Museumsverein überraschend eine Zuwendung in Höhe von 45.000 DM in Aussicht gestellt hatte, die für eine Publikation über die Geschichte der Kunstsammlungen der Stadt Essen eingesetzt werden sollte, und dass der Oberbürgermeister der Stadt Essen, Nieswandt, Colsmann am 23.2.1962 mitgeteilt hatte: »Die Stadt Essen steht Ihrem Wunsch, als Sachwalter der Erben eine Biographie über Karl Ernst Osthaus zu er-



stellen, nicht ablehnend gegenüber. Sie ist bereit, hierbei ihre Hilfe durch Bereitstellung des einschlägigen Archivmaterials zu gewähren. Allerdings sieht die Stadt keinen Anlaß, diese Biographie selbst in Auftrag zu geben.« Colsmann erklärte darauf hin: »Die Absicht der Stadt Essen, eine Geschichte über die Kunstsammlungen der Stadt Essen zu schreiben, kann mit einer Würdigung der Persönlichkeit Karl Ernst Osthaus nicht verglichen werden. Meine Bemühungen, ein Lebensbild von Karl Ernst Osthaus schreiben zu lassen, werde ich weiter fortsetzen.«<sup>37</sup>

#### 4. DER ANKAUF DES KARL ERNST OSTHAUS-ARCHIVS 1962/63

In einem Aktenvermerk berichtet Dr. Hesse von einem Treffen zwischen A. Colsmann und RA Dr. Osthaus, das am 31.3.1962 anlässlich einer Ausstellungseröffnung im Karl Ernst Osthaus-Museum stattfand. In diesem Gespräch gab Colsmann das Scheitern seiner Pläne in Essen zu erkennen und fragte an, ob in Hagen weiterhin Interesse an der Bearbeitung des Osthaus-Archivs und der Erstellung einer Biographie bestünde.<sup>38</sup> Bereits am 5. April schrieb daraufhin der Kulturdezernent der Stadt Hagen, Dr. Kalthenpoth, an Colsmann und bat um eine ausführliche Besprechung der Angelegenheit.<sup>39</sup> RA Dr. Osthaus bestätigte Colsmann seinerseits das Interesse der Stadt Hagen und schlug ebenfalls ein Treffen vor.<sup>40</sup> Dieses Treffen wurde für den 25. Juni 1962 in Hagen vereinbart.<sup>41</sup>

Wenige Tage später teilte RA Dr. Osthaus Colsmann mit, dass er beim Nachlassgericht gewesen sei und die Erbfolge geklärt habe. »Diese ist dahin geregelt, dass Gertrud zu 1/4, die fünf Kinder und Hellmuth Fritzsche zu je 1/8 als Erbe eingesetzt sind. Der Anteil von Waldemar ist dann später auf die vier Geschwister übergegangen und Ebbos Anteil, soweit ich orientiert bin, wohl auf Eva. Wer etwa Erbe von Hellmuth Fritzsche geworden ist, weiss ich nicht.« Deshalb sei im Falle einer Veräußerung des Archivs die Zustimmung dieser Erben einzuholen, wofür er sich bemühen werde, Colsmann bitte.<sup>42</sup>

Nach einem weiteren Briefwechsel zwischen Dr. Kalthenpoth, Dr. Osthaus und Colsmann reiste Dr. Hesse am 8. August nach Langenberg, um das Archiv in Augenschein nehmen zu können. Bei dieser Gelegenheit teilte Colsmann Dr. Hesse mit, dass Gertrud Stickforth (verwitwete Osthaus) sich damit einverstanden erklärt habe, dass das Archiv an die Stadt Hagen übergeben werde und sie selbst für sich auf eine geldliche Entschädigung verzichte, doch diese für ihre wirtschaftlich nicht so gut gestellten Kinder wünsche. Dr. Hesse wie Colsmann hielten angesichts der Tatsache, dass kurz zuvor aus der Familie Osthaus ein Brief

von Christian Rohlf's an Osthaus für 400 DM versteigert worden war, übereinstimmend 10.000 DM für eine angemessene Entschädigung.<sup>43</sup> In ihrem Bericht über die Einsichtnahme in das Archiv<sup>44</sup> erwähnt Dr. Hesse, dass das Archiv insgesamt 8 Kisten umfasse, in die sie zum Teil Einsicht nehmen konnte. Das archivierte Material befinde sich in keinem guten Zustand, sei jedoch von außerordentlichem Interesse und hohem kunsthistorischen Wert.

Am 21. September bestätigte Dr. Hesse Colsmann, dass die Stadt Hagen das Archiv zum Preis von 10.000 DM übernehmen wolle, und teilte ihm mit, dass der Kulturausschuss des Rates der Stadt Hagen einem entsprechenden Beschlussvorschlag zugestimmt habe. Die Zahlung könne aus haushaltsrechtlichen Gründen jedoch erst im neuen Jahr erfolgen.<sup>45</sup> In seiner Antwort vom 24. September teilte Colsmann Dr. Hesse mit, dass »wir inzwischen noch einige Kisten des Archivs durchgearbeitet haben.«<sup>46</sup> Vom gleichen Tage datiert ein an den Kulturdezernenten der Stadt Hagen gerichtetes Schreiben, in dem Colsmann einen Vertragstext in Vorschlag bringt.<sup>47</sup> Dieser Vertragstext, der das Eigentum der unmittelbaren Erben von Karl Ernst Osthaus am Archiv ausdrücklich benennt, ist wo nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach identisch mit dem Vertragstext,<sup>48</sup> dem nach weiteren Verhandlungen schließlich am 21.1.1963 ohne Änderungen vom Hauptausschuss des Rates der Stadt Hagen zugestimmt wurde.<sup>49</sup> Mit der Überführung des Archivs nach Hagen am 30.1.1963 hatte Dr. Hesse somit nach 17 Jahre langem Bemühen das erste ihrer beiden wichtigsten Ziele erreicht. Die Abfassung der Osthaus-Biographie zog sich allerdings noch weitere acht Jahre hin. Als sie 1971, zum 50. Todesjahr von Karl Ernst Osthaus' erschien, war auch das zweite Ziel erreicht – und wurde das Archiv vertragsgemäß Eigentum der Stadt Hagen bzw. des Karl Ernst Osthaus-Museums.

## 5. DER NACHLASS ADALBERT COLSMANN

Es bleibt das Verdienst von Adalbert Colsmann, Osthaus' Schwager, in dessen Obhut das Archiv der beiden Osthaus'schen Museumsgründungen gelangte, die Dokumente über lange Jahre bewahrt und sich zeitlebens um eine angemessene Darstellung des Lebenswerks von Karl Ernst Osthaus bemüht zu haben. Allerdings ging Colsmann's Vorstellung, eine solche Biographie von einem bekannten Autor und Zeitgenossen Osthaus' erarbeiten zu lassen, trotz vielfältiger Versuche, entsprechende Personen hierfür interessieren zu können, nicht auf. So blieb das Archiv jahrzehntelang ungenutzt, doch offensichtlich nicht sicher vor Entnahmen.

So warf die Auktion der Briefwechsel zwischen Karl Ernst Osthaus und verschiedenen Künstlern im Juli 1998 beim Auktionshaus Stargardt die Frage auf, warum diese Briefe nicht Bestandteil des 1963 transferierten Konvoluts waren.<sup>50</sup> Diese Frage stellte sich umso schärfer, als nach Durchsicht der Dokumente deutlich wurde, dass einige der ersteigerten Briefe Teile von Korrespondenzen sind, die sich im KEO-Archiv befinden, und offensichtlich noch weiteres Material vorhanden sein musste,<sup>51</sup> das möglicherweise zum Verkauf angeboten werden würde.

Nach den vorhandenen Unterlagen und hier insbesondere dem zwischen der Stadt Hagen und Colsmann geschlossenen Vertrag schien zweifelsfrei festzustehen, dass das Archiv sich immer im Besitz der Erben von Karl Ernst Osthaus befand und von Colsmann nur treuhänderisch mit der klaren Zielsetzung, Karl Ernst Osthaus ein »geistiges Monument zu setzen«, verwaltet wurde. Nichts in den Korrespondenzen oder im Vertrag deutet darauf hin, dass das Archiv in irgendeiner Weise aufgeteilt worden wäre oder Colsmann für sich selbst irgendetwas daraus beansprucht hätte. Die Rede ist vielmehr immer von »dem« Archiv, das allerdings aufgrund der widrigen Umstände »sich leider als seiner wesentlichsten Bestandteile beraubt erwiesen« habe. Da diese Feststellung Colsmanns schon 1948 erfolgte, kann sie sich allerdings nicht auf etwaige Entnahmen aus dem Bestand des Archivs beziehen, die später eingetreten sind.<sup>52</sup>

Es ist daher zu fragen, ob die Dokumente, die zur Versteigerung gelangten, nicht Teile des Archivs waren bzw. wann sie daraus entnommen wurden. Konkret stellt sich die Frage, ob die Bestände zufällig und nicht beabsichtigt separiert oder ob sie systematisch ausgewählt wurden. Dass Letzteres zutreffen kann, legt die Tatsache nahe, dass es sich bei vielen bekannten Dokumenten um aus wissenschaftlicher Sicht bedeutsame Materialien handelt und darüber hinaus in vielen Fällen auch um wertvolle Autographen. Andererseits ist festzuhalten, dass die Auswahl unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten häufig wenig sinnvoll erscheint, zumal durch sie in vielen Fällen Korrespondenzen zerrissen wurden. Die Auswahl entspricht im Übrigen in auffälliger Weise strukturell der Auswahl von Briefen an Osthaus, die sich heute im Besitz des *Getty Research Center for the History of Art and the Humanities* befinden.

Eine abschließende Antwort auf die Geschichte des Archivs vor 1948 zu geben, ist aufgrund der vorhandenen Dokumente nicht möglich – und wird wahrscheinlich nicht mehr möglich sein. Dies gilt auch für die Frage, warum das Archiv, dem man offensichtlich lange Jahre keinen besonderen Wert zumaß, nicht mit dem Museum Folkwang nach Essen kam. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass das Archiv Dokumente sowohl des Museums Folkwang als auch des –

davon getrennt geführten – *Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe* enthielt und darüber hinaus viele eher private Korrespondenzen, also Dokumente unterschiedlichen Status, die nicht ohne Aufwand voneinander getrennt werden konnten.

Immerhin lässt sich jedoch festhalten, dass schon vor 1927 nach bestimmten Dokumenten aus dem Archiv gesucht wurde. Dies geht aus einem von Hellmuth Fritzsche am 17.6.1931 an Colsmann gerichteten Schreiben hervor, der das Archiv im Besitz von Fritzsche vermutet. Fritzsche entgegnet jedoch, dass »das ganze Museumsarchiv damals [i. e. 1922 d. Verfasser] aus dem Museumsgebäude auf den Hohenhof gekommen [ist] – dem Umfang nach mehrere Raummeter fassend – und wurde dann von Eberhard [Osthaus' Sohn] der Stadt Hagen »gestiftet«, ebenso wie das Portrait von Pankok, als die Stadt den Karl Ernst Osthaus-Bund gründete und neue Museumspläne erwog.«<sup>53</sup> Colsmann antwortete darauf einen Monat später: »Das gesamte Archiv ist augenscheinlich in Hagen und ich möchte, vertraulich gesagt, zunächst einmal die wirklichen Besitz-Verhältnisse klären. Merkwürdigerweise scheint das nicht so einfach zu sein.«<sup>54</sup>

Ein weiterer Hinweis auf das Archiv findet sich erst in einem Brief von Ernst Gosebruch, in dem dieser Colsmann die Übersendung von drei umfangreichen Paketen mit in Päckchen aufgeteiltem Material aus dem Archiv avisiert<sup>55</sup> – und damit seine Arbeit an der Osthaus-Biographie offensichtlich einstellte. Colsmann bestätigte den Eingang der Pakete am 19.8.1941 und erhielt kurz darauf ein weiteres, auf den 26.8.1941 datiertes Schreiben von Gosebruch, das er für so wichtig erachtete, dass er es abschreiben ließ. Es wird hier im Wortlaut nach der Abschrift wiedergegeben:

Bad Reinerz  
Haus Arlt

26.VIII 1941

Sehr geehrter Herr Colsmann,  
dem Folkwang Archiv bitte ich folgende Mitteilung einzureihen:  
das Archiv war, ehe ich Zugang zu ihm fand, keineswegs unberührt geblieben, wie ich Ihnen gelegentlich auch schon mündlich mitgeteilt hatte. Nach dem Tode von Osthaus hatte es eine Studentin der Kunstgeschichte, die in Münster studierte und das Thema »Osthaus« oder »Folkwang« für ihre Dissertation gewählt hatte, benutzt, eine Arbeit, mit der sie, als der Umbruch kam, noch nicht fertig geworden war. Es ist mit ihr verhandelt worden – ob von Ihnen, oder in Ihrem Auftrag von mir, weiß ich nicht mehr, ob sie den schon fertig gestellten Teil der Dissertation dem Folk-

wang-Archiv überlassen wollte, sie hat das aber abgelehnt. Nach meiner Erinnerung war sie aus Dortmund, ihren Namen habe ich vergessen, sie war Jüdin und ein Wiederauffinden ihrer Spur wird heute nicht leicht sein. Immerhin könnte sie am Ende mit Hilfe des Kunsthistorikers in Münster, bei dem sie arbeitete – es wird Professor Wackernagel gewesen sein – noch ermittelt werden.

Aber auch schon zu Lebzeiten von Osthaus, zum Teil in weit zurückliegenden Zeiten, muß das Archiv ausgiebig benutzt worden sein. Der schlechte Zustand älterer Buchordner zeigt mit peinlicher Deutlichkeit, dass sie nicht unberührt geblieben waren, die gesuchten Schriftstücke sind aus ihnen rücksichtslos herausgerissen worden, ohne dass man sich die Mühe gemacht hat, die Metalleiste zu lösen, so dass dann die Fetzen vielfach an ihnen hängen geblieben sind.

In dem Interregnum With-Fuhrmann, bei dem mehr Genialität als Ordnung gewaltet hat, ist es sicherlich nicht sehr schwer gewesen, an das Archiv heranzukommen; kurzum es sind durch alle die Eingriffe zahlreiche, empfindliche Lücken entstanden, deren Folge das Fehlen *fast sämtlicher Durchschläge Osthauscher Briefe* ist. Von den hervorragenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes, mit denen Osthaus in Briefwechsel gestanden hat, sind ihre Briefe im Original erhalten, die Osthauschen nur ganz selten (Durchschläge).

Es wäre natürlich möglich, dass die jüdische Kunststudentin, die damals die Überlassung ihres Folkwang-Materials an das Archiv ablehnte, noch im Besitz dieser Briefe, resp. Durchschläge, ist, um eventuell damit später ihre Arbeit mal zu beenden. Es ist aber auch klar, dass andere Hände, vielleicht aus Pietät, vielleicht aus weniger lauterer Gründen, diese für die Osthausforschung so unangenehme Lücke geschaffen haben. Und natürlich könnte auch bei einem Teil der Korrespondenten des Folkwangbegründers nach Osthauschen Briefen, die sie im Original erhalten haben, geforscht werden.

gez. Ernst Gosebruch

Colsmann ging Gosebruchs Hinweis nach. Seine umfangreiche Recherche erbrachte zwar einen Namen, doch ließ sich die (ehemalige) Studentin nicht mehr auffinden.

1985 wurde das Konvolut der Dokumente, das Gosebruch bearbeitet und aufgelistet hatte, von den Erben Adalbert Colsmanns dem Museum Folkwang Essen zur Aufbewahrung und Bearbeitung angeboten. Das Museum übernahm

die Bestände, gab sie den Besitzern jedoch 1994, nach dem man sich nicht über einen Ankauf einigen konnte, zurück.

Nach der Auktion der hier publizierten Dokumente gelang es, direkten Kontakt mit den Einlieferern aufzunehmen. Als Ergebnis der Verhandlungen zeigten sich die Einlieferer bereit, auf die geplante Versteigerung von weiteren, rund 400 Autographen zu verzichten und diese wie alle weiteren noch vorhandenen Dokumente dem Karl Ernst Osthaus-Museum zum Kauf anzubieten.

Der Vorsitzende der *Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung*, Prof. Dr. Bertold Beitz, zeigte sich auf eine entsprechende Anfrage hin bereit, den Kaufpreis aus Mitteln der Stiftung zu finanzieren. Die entsprechenden Transaktionen konnten 1998 abgeschlossen werden.

Diese aus dem Nachlass Adalbert Colsmann erworbenen Autographen und weitere Dokumente, im KEO-Archiv unter dem Faszikel NAC II bewahrt, werden in den kommenden Jahren bearbeitet und publiziert. Insgesamt wurden ca. 500 Autographen erstanden, darunter Briefe der Künstler Karl Albiker, James Enson, Lyonel Feininger, Ida Gerhardi, Bernhard Hoetger, Wilhelm Lehmbruck, Aristide Maillol, Georges Minne, Hermann Muthesius, Heinrich Nauen, Emil Nolde, Auguste Rodin, Christian Rohlf, Milly Steger, Jan Thorn-Prikker, Hans Purrmann, Heinrich Vogeler und Kunsthändler Paul Cassirer. Ein umfangreiches Konvolut an Briefen des *Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe* ergänzt die Sammlung um bedeutende Informationen über die Zusammenarbeit mit der *Wiener Werkstätte* und mit dem *Deutschen Werkbund*. Auch einige wichtige Manuskripte der Schriften von Karl Ernst Osthaus liegen nun im Original vor.

1 KEO-Archiv Z 100/7.

2 Kurt Freyer: Das Folkwang-Museum zu Hagen i. W., in: *Museumskunde* 3/VIII 1912, S. 133–145. Zur Geschichte des Folkwang-Museums vgl. *Museum Folkwang Essen* (Hg.): *Dokumentation zur Geschichte des Museum Folkwang 1912–1945*, Essen 1983.

3 Vgl. auch: Dietmar Elger: *Expressionismus. Eine deutsche Kulturrevolution*, Köln 1991.

4 Franz Marc: *Geistige Güter*, in: Wassily Kandinsky/Franz Marc (Hg.): *Der Blaue Reiter*, München 1912, S. 28 (Dokumentarische Neuausgabe, hg. v. Klaus Lankheit, München 1984).

5 Karl Ernst Osthaus: *Lebenslauf, Anlage zur Dissertation: Gründzüge der Stilentwicklung*, Hagen/Leipzig 1919, S. I–VI. Zum Folkwang-Konzept siehe ferner: Monika Lahme-Schlenger: *Karl Ernst Osthaus und die Folkwang-Idee*, in: Henrike Junge (Hg.): *Avantgarde und Publikum. Zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905–1933*, Köln 1992, S. 225–234; Andreas Kunze: *Heldischer Jugendstil. Karl Ernst Osthaus, das Kleineisen in Hagen und der Aufbruch in die deutsche Moderne*, Hagen 1998.

6 Neuerwerbung KEO-Archiv NAC I 79.

7 Neuerwerbung KEO-Archiv NAC I 126.

8 Wassily Kandinsky an Robert Delaunay vom 28.2.1912, zit. n.: Andreas Hüneke (Hg.): *Der blaue Reiter. Dokumente einer geistigen Bewegung*, Leipzig 1991, S. 227.

9 In Osthaus' positiver Bewertung ›primitiver‹ Kunst kündigt sich ein Bedeutungswechsel an, der erst ab ca. 1915 durch die Publikationen von Carl Einstein (*Negerplastik und Afrikanische Plastik*, 1915), Ernst Fuhrmann (*Afrika*, 1922) und Eckart von Sydow (*Kunst der Naturvölker*, 1923) zu einer

- veränderten Haltung ›primitiven‹ Exponaten gegenüber führt. Siehe hierzu ausführlich: Robert Goldwater: Primitivismus in der modernen Kunst, in: Weltkulturen und moderne Kunst. Die Begegnung der europäischen Kunst und Musik im 19. und 20. Jahrhundert mit Asien, Afrika, Ozeanien, Afro- und Indo-Amerika (Ausst.-Kat.), München 1972, S. 19–22; Jill Lloyd: Primitivismus und Modernität: ein expressionistisches Dilemma, in: Christos M. Joachimides/Norman Rosenthal/Wieland Schmied (Hg.): Deutsche Kunst im 20. Jahrhundert. Malerei und Plastik 1905–1985, München 1986, S. 98–104; Karla Bilang: Das Ursprüngliche in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Bild und Gegenbild, Stuttgart/Berlin/Köln 1989; Lydia Hausteil: Das Bild des Fremden. Gedanken zur Rezeption außereuropäischer Kunst (Teil II), in: ARTIS – Zeitschrift für neue Kunst 45 (1993).
- 10 Pressemitteilung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe vom 11.2.1912 (KEO-Archiv A 979/19–20).
  - 11 Karl With war 1911 Assistent am Museum Folkwang und fungierte 1919–21 als sein Direktor; vgl. dazu auch Karl With: *Autobiography of Ideas*, edited by Roland Jaeger, Berlin 1997, S. 48–58, 101–103.
  - 12 Karl With: Museum Folkwang und die ägyptischen Neuerwerbungen, in: *Die Rheinlande*, Bd. 29/1919, S. 98–99; vgl. auch Michael Fehr: Ein Laboratorium, in dem die Gegenstände einfach vorgeführt werden. Zur Kontinuität einer Museumsidee, in: Birgit Schulte (Hg.): *Henry van de Velde in Hagen*, Hagen 1992, S. 106–113. Zur Konzeption expressionistischer Ausstellungen im Museum Folkwang siehe ebenfalls Rainer Stamm: *Exoten und Expressionisten – Das Folkwang-Museum als ›Mikrokosmos des Geistes der Erde‹*, in: *Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde* 71 (1993), Münster 1994, S. 251–258.
  - 13 Zu den vielfältigen Aktivitäten von Osthaus siehe: Herta Hesse-Frielinghaus (Hg.): *Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk*, Recklinghausen 1971; *Der westdeutsche Impuls 1900–1914. Kunst und Umgestaltung im Industriegebiet. Die Folkwang-Idee des Karl Ernst Osthaus*, Essen 1984; Birgit Schulte: *Emil Rudolf Weiss und Karl Ernst Osthaus – die Hagener Jahre*, in: Barbara Stark (Hg.): *Emil Rudolf Weiss 1875–1942. Malerei, Graphik, Buch und Schriftgestaltung*, Sindelfingen 1992, S. 45–54; *Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld/Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen* (Hg.): *Deutsches Museum für Kunst in Handel und Gewerbe 1909–1919* (Ausst.-Kat.), Krefeld/Hagen 1997.
  - 14 Vgl. Dirk Luckow: *Museum und Moderne. Politische und geistesgeschichtliche Voraussetzungen von Museumskonzeptionen in der Weimarer Republik*, in: *Museum der Gegenwart – Kunst in öffentlichen Sammlungen bis 1937* (Ausst.-Kat.), Düsseldorf 1987, S. 33–45.
  - 15 Vgl. den Aufruf von Ernst Gosebruch, Direktor des Städtischen Kunstmuseums Essen, (1921), in: Paul Vogt: *Das Museum Folkwang Essen. Die Geschichte einer Sammlung junger Kunst im Ruhrgebiet*, Köln 1965, S. 58 f.
  - 16 Diese Traditionsbildung wurde mit dem Buch von Paul Vogt über das Museum Folkwang erstmals explizit formuliert. Hier findet sich im Übrigen auch ein Hinweis auf die Bedeutung von Archiven für Museen, Vogt: *Das Museum Folkwang Essen* (Anm. 15), S. 6 f.
  - 17 Der Bestand des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe (DM) – ca. 100 Tapetenmuster, 600 Plakate, 2000 Akzidenzdrucke, 500 Architekturfotografien sowie zahlreiche Keramiken, Silberwaren, Textilien, Glas- und Porzellanware und exotische Flechtarbeiten – wurde 1923 für die Summe von 1.500 Schweizer Franken an das Krefelder Kaiser-Wilhelm-Museum verkauft. Die umfangreichen Bestände der Fotozentrale des DM befinden sich heute im Archiv Foto Marburg. Die Akten des Museums und weiteres Archivmaterial befinden sich im Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen.
  - 18 Das Gebäude wurde 1922/23 an die Elektromark verkauft und zum Büro umgebaut. In diesem Zusammenhang ging der größte Teil der Inneneinrichtung von Henry van de Velde und Peter Behrens verloren. 1955 wurde das Gebäude im Stile der 50er Jahre renoviert und wieder als Museumsgebäude bezogen. Ein wichtiger Teil der Inneneinrichtung von van de Velde konnte 1992 rekonstruiert werden.
  - 19 Lediglich die Villa Hohenhof, 1906–08 von Henry van de Velde für die Familie Osthaus erbaut, ging 1927 in den Besitz der Stadt über, wurde jedoch bis 1980 nicht vertragsgemäß als Gesamtkunstwerk erhalten, sondern (ab 1933) als Gauverwalterschule der NSDAP, private Frauenklinik (1946–1962) und (bis 1976) als Außenstelle der Pädagogischen Hochschule Dortmund genutzt. 1980 bis 1984 im Innern restauriert, wurde das Gebäude 1989 eine Abteilung des Karl Ernst Osthaus-Museums und konnte – nach weiteren Restaurierungen – 1999 als *Museum des Hagener Impulses* der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.



- 20 Briefe vom 18.2.1946 und 11.3.1948 an Adalbert Colsmann, KEO-Archiv B I, 1 und B I, 2.
- 21 Brief an Dr. Hesse vom 15.3.1946, KEO-Archiv B I, 3.
- 22 Brief an Colsmann vom 24.9.1946, KEO-Archiv B I, 4.
- 23 Brief an Dr. Hesse vom 2.10.1946, KEO-Archiv B I, 5.
- 24 KEO-Archiv B I, 4; der Hausmeister war auch in anderer Hinsicht eine entscheidende Figur: Er versteckte einige Bilder von Christian Rohlf's, die im Zuge der Aktion ›Entartete Kunst‹ konfisziert worden waren, und fertigte heimlich eine Fotodokumentation eines großen Teils der beschlagnahmten Bestände an.
- 25 KEO-Archiv B I, 5.
- 26 Eine Frage bezog sich auf nähere Informationen zu K. E. Osthaus' Versuch, Ernst Barlach nach Hagen zu holen. Diese Frage kann erst jetzt, aufgrund des Erwerbs des Briefwechsels zwischen August Kuth (Assistent von Osthaus) und Ernst Barlach, genauer beantwortet werden (s. u.).
- 27 Brief an A. Colsmann vom 16.9.1952, KEO-Archiv B I, 6.
- 28 Aktenvermerk Dr. Hesse vom 28.1.1957, KEO-Archiv B I, 7.
- 29 Brief an A. Colsmann vom 6.2.1959, Kopie aus der Akte RA Dr. Osthaus, KEO-Archiv B V, 1.
- 30 Brief an den Kulturdezernenten der Stadt Hagen vom 10.2.1959, Kopie aus der Akte RA Dr. Osthaus, KEO-Archiv B V, 2.
- 31 Brief an Dr. Hesse vom 11.10.1961, KEO-Archiv B II, 1.
- 32 Brief an A. Colsmann vom 16.10.1961, KEO-Archiv B II, 2.
- 33 Die Verhandlungen zogen sich über mehrere Jahre von 1957 bis 1962 hin.
- 34 Brief an Dr. Hesse vom 19.10.1961, KEO-Archiv B II, 3.
- 35 Brief an Werner Schütz vom 9.11.1961, KEO-Archiv B II, 4.
- 36 Brief an Colsmann (Abschrift für Dr. Hesse) vom 14.11.1961; KEO-Archiv B II, 5.
- 37 Anlage zum Brief von A. Colsmann an Dr. Hesse vom 3.4.1962, KEO-Archiv B III, 2, 1–3; auch der von Colsmann als Autor gewünschte Prof. Dr. With hatte ihm abgesagt.
- 38 Aktenvermerk von Dr. Hesse ohne Datum (2.4.1962), KEO-Archiv B III, 1.
- 39 Brief an A. Colsmann vom 5.4.1962, KEO-Archiv B III, 4.
- 40 Brief an Colsmann vom 16.6.1962, Kopie aus der Akte RA Osthaus, KEO-Archiv B V, 5.
- 41 Briefwechsel zwischen Herbert Osthaus und A. Colsmann, Kopie aus der Akte RA Osthaus, KEO-Archiv B V, 6–8.
- 42 Brief an A. Colsmann vom 28.6.1962, Kopie aus der Akte RA Osthaus, KEO-Archiv B V, 9.
- 43 Schreiben an Dr. Hesse vom 9.8.1992, KEO-Archiv B III, 6.
- 44 KEO-Archiv B III, 7.
- 45 Schreiben an A. Colsmann vom 21.9.1962, KEO-Archiv B III, 8.
- 46 KEO-Archiv B III, 9.
- 47 Kopie aus der Akte RA Osthaus, KEO-Archiv B V, 12.
- 48 KEO-Archiv B IV, 2.
- 49 Niederschrift über die Sitzung des HFA der Stadt Hagen am 21.1.63 und Anlage (Vertragsentwurf), Kopie im KEO-Archiv B IV, 5,1–3.
- 50 Schon Hesse bemerkte im Zusammenhang mit der Ordnung des Archivs und der Erarbeitung der Osthaus-Biographie, dass Dokumente fehlten, und richtete diesbezüglich mehrfach Anfragen an Colsmann, die dieser jedoch immer abschlägig beschied: »Aufgrund der Stichproben, welche ich s. Z. entnommen habe, ist nicht anzunehmen, dass wesentliches für das Archiv Geeignetes noch vorhanden ist.« Colsmann an Hesse, 8. 9.1965, NAC III, 1, 1. Besonders irritiert zeigte sich Hesse über detaillierte Angaben zu Ankäufen von Osthaus aus dem französischen Kunsthandel, die Paul Vogt in seinem Buch über das Museum Folkwang machte (Anm. 15) und über die (bis heute) keine Dokumente im KEO-Archiv vorhanden sind.
- 51 Zum Beispiel zitiert Georg-W. Költzsch im Katalog *Morosow und Schtschukin – Die russischen Sammler*, Museum Folkwang, Essen 1993, S. 138–148, Anmerkung 1 aus einem Briefwechsel zwischen Hans Purrmann und Osthaus aus dem ›Nachlass Adalbert Colsmann‹ (NAC) Museum Folkwang, der bis dato nicht bekannt war und nicht zum Verkauf angeboten wurde.
- 52 Das von Colsmann 1962/63 angefertigte Verzeichnis über den Inhalt der acht Kisten, KEO-Archiv B IV, 12,1–17, sowie das von Dr. Hesse über den Inhalt der Kiste IX angelegte Verzeichnis, KEO-Archiv B IV, 13,1–3 sind nicht detailliert genug, um auf einzelne Dokumente schließen zu können. Einzelne Dokumente müssen allerdings aus dem Archiv entnommen worden sein; so zum Beispiel der Bestand, der sich im Getty Research Center for the History of Art and the Humanities befindet; er ist



zum Teil identisch mit den Briefen, die 1988 bei Bassenge in Berlin versteigert wurden; oder der Briefwechsel zwischen Osthaus und Egon Schiele, der 1997 versteigert wurde.

53 NAC III, 2,3. Aus dem Brief geht des Weiteren hervor, dass sich bei Fritzsche »nur ein garnicht nennenswerter Teil des schriftlichen Nachlasses von Ernst und, was allerdings sehr wertvoll ist, einige Reisetagebücher« befand.

54 NAC III, 2, 4.

55 Gosebruch an Colsmann am 14.8.41, NAC III, 3, 2.

Eckhard Siepmann

## DER PERFORMATIVE TURN ERREICHT DAS MUSEUM

»Das Druckenlassen verhält sich zum Denken wie eine  
Wochenstube zum ersten Kuß.«

Friedrich Schlegel

### 1. VON DER OBJEKT-PRÄSENZ ZUR RELATIONALITÄT

#### SUBVERSIVE AMPHIBIEN

In der Schauseite des Museums, der Ausstellung, schlagen seine Archive die Augen auf. Und diese Augen durchlaufen gegenwärtig in schöner Gemeinsamkeit mit den Künsten eine synästhetische Wende.

Die Künste fühlen sich seit einiger Zeit unbehaglich bei sich, sie nisten sich im Alltag ein, in der Wissenschaft, demnächst vielleicht in der Religion. Die vorsichtig, umsichtig ihre angestammten Gefilde verlassende Kunst erinnert evolutionsgeschichtlich an Amphibien, an Meerestiere, die es an Land zog, die aber im Zweifelsfall immer noch das Wasser als Rückzugsgebiet hatten. Es zeichnet sich ab ein subversives Sicheinquartieren der Kunst in Außenwelten, ein Herrichten exoterischer Bereiche für eigene Belange.

Das Synästhetische »unterläuft« fast absichtslos bei dieser Expansion. Die Künste bewegen sich über eine Grenze und fusionieren. Ein Teil des subversiven »Auftrags« könnte darin bestehen, Substanz der »äußeren Welt« in Performanz umzuwandeln.

Um 1970 war eine deutliche Beunruhigung des trägen Mediums Ausstellung zu beobachten. Die Ausstellungen begannen zu argumentieren, sie wurden diskursiv. Zehn Jahre später entstanden die bizarren frühen Formen der Ausstellungsinszenierung, eine art sinnliche Aufpolsterung und Illustration der bis dahin etwas hageren Diskurse.

Um diese Zeit kamen die ersten *personal computers* auf. Sie produzierten ein Sensorium für die heraufziehende Ausweitung der Realität durch Digitalisierung und Virtualisierung und verdichteten bei Ausstellungsmachern den Verdacht gegen das umstandslose Vorzeigen von Objekten. Es sprossen in dieser Zeit die ersten zarten Blüten performativer, synästhetischer Ausstellungselemente in einigen über die Welt verstreuten kulturgeschichtlichen Museen, unter anderem im Berliner Werkbundarchiv, das heute *Museum der Dinge* heißt.

### SYNÄSTHETISCHE NETZWERKE DER SIGNIFIKATION

Ich akzeptiere den Begriff Ausstellungskunst für diese prozesshaften synästhetischen Gebilde, aber gleichzeitig scheue ich davor zurück, sie als Kunstwerke zu sehen. Eher halte ich sie für künstlerisch-wissenschaftliche Experimente, begehbbare Versuchsanordnungen. Und mich selbst für einen räumlich-gegenständlich sich mitteilenden Wissenschaftler, Amphibien-Wissenschaftler, Wissenschaftskünstler, der Wissen mit den traditionellen Mitteln seiner Wissenschaft nicht hinlänglich glaubt produzieren zu können. Das Thema Synästhetik, Integration der Künste ist offensichtlich verschwistert mit dem Thema Integration von Wissenschaft und Kunst.

Bei dem Versuch, von dem klotzhaften, umstandslosen, irgendwo obszönen Dastehen von Objekten wegzukommen, hat der Kurator eigentlich zweierlei im Sinn: Dematerialisierung und Verflüssigung. Er stößt sich angesichts des »Dastehens« der Objekte also einerseits an der falsch behaupteten Identität, andererseits an der umstandslosen Präsenz. Er stößt sich daran weniger aus einer intellektuellen Einsicht heraus, sondern eher aus physiologischen Gründen – einem tief sitzenden, undurchschauten Unbehagen. Und wenn es darüber hinaus noch andere Gründe geben sollte, dann wären es immer noch nicht intellektuelle, sondern, sprechen wir es aus: moralische, es wären Gründe, die auf vertrackte Weise mit einer Art Wahrheit zusammenhängen. Das Dastehen der Objekte erzeugt auf physiologische Weise den Eindruck der Unwahrhaftigkeit.

Synästhetik dient im Museum dazu, Identität und Präsenz zu unterlaufen. Identität und Präsenz haben in den tradierten Ausstellungsformen einen Status, der nach der guten alten Zeit riecht. Darum sind die Museen auch zunehmend beliebt, weil viele Leute eine Sehnsucht nach diesem Status haben. Identität und Präsenz zu unterlaufen heißt nicht, sie zum Verschwinden zu bringen, sondern, kurz gesagt, ihnen einen zeitgemäßen Status zu geben, der sie mit Nicht-Identität und Nicht-Präsenz versetzt.

Die freche Identitätsbehauptung wird im neuen Museum untergraben durch die Verschiebung der Aufmerksamkeit von dem einzelnen Objekt auf ein Relationengefüge zwischen Signifikanten. Die Präsenz wird verunsichert durch die Einbeziehung von Zeit-Künsten wie Musik oder gesprochene Texte, durch Bild/Videoprojektionen, Geräuschreihen usw. Sie setzen das Relationengefüge gleichsam in Bewegung. Im Unterschied zu den pompösen frühen Inszenierungen geht es dabei also nicht um illustrative Verstärkungen, eher um den Aufbau von etwas, das man umständlich als synästhetische Netzwerke der Signifikation bezeichnen könnte. Signifikation, Bedeutungsstiftung, heißt im neuen Museum: Bedeutungselemente räumlich schreiben (von Seiten der Kuratoren),

sie wandernd, in Bewegung, synthetisierend hervorbringen (von Seiten der Besucher).

#### WELCHE SINNE SPRICHT DIE SYNÄSTHETIK AN?

Augen und Ohren, schön und gut. Das galt zumindest noch in Bayreuth, und gilt auch heute noch für die Kunstformen, die man vom Sessel aus verfolgt. Der Sessel ist aber mit einer Verhaltensform verbunden, die heutigen künstlerischen Interessen nicht unbedingt entgegenkommt. Einer Kunst, die sich immer mehr ins Performative verwandelt, begegnet man vielleicht am besten in Bewegung. In Bewegung bleiben Augen und Ohren weiterhin wichtig, aber in Kooperationen. Es treten nun hervor der Gleichgewichtssinn, der Raum-Orientierungssinn, der sich aus vielen Sinnen zusammensetzt, der Atmosphären aufnehmende Sinn, wiederum ein Kompositum, die wetter- und temperaturfühlige Haut, das Fleisch, das Ein-drücke aufnimmt, vorweg die Fußballen und die Fingerkuppen. In der Synästhetik trifft die Integration und Erweiterung der Künste auf die Verfeinerung und Erweiterung der Sinnlichkeit.

#### 2. VOM RAUMBEHÄLTER ZUM RAUMGESCHEHEN

Die neunziger Jahre waren die Dekade der Mobilisierung und Verflüssigung der kulturellen Lebensformen – elektronische Briefe bewegten sich mit Lichtgeschwindigkeit um den Erdball, Inlineskating beschleunigte den Schulweg, Computer hielten in das Spielzeug und in die Westentaschen Einzug. Veranstaltungen verflüssigten sich zum Event, zum Ereignis, zum Vorgang, bei dem der Selbstgenuss des Publikums oft die gleiche Bedeutung hatte wie der Anlass selbst. Das kulturelle Superereignis dieses Jahrzehnts war in Berlin die Verhüllung des Reichstags durch Christo Javacheff und Jeanne-Claude de Guillebon. Dabei verband sich das Verhüllen, Verhüllt-Stehen und Enthüllen des Solitärs mit einem Fest in Permanenz der Hunderttausende von Besuchern. Dieser späte Triumph einer Verschwisterung von künstlerischer Avantgarde und Bevölkerung ging über die physikalischen und atmosphärischen Möglichkeiten jedes Museums hinaus. Der Martin-Gropius-Bau zeigt in diesem Jahr eine Nachlese, er dokumentiert ein Ereignis, für dessen Realität dieser Riese keine Dimensionen hat.

Thema der folgenden Beobachtungen sind indessen nicht die Schwierigkeiten, die das Umsichgreifen des Performativen, Prozessförmigen, Nicht-Werkhaften in den Künsten für die Kunstmuseen mit sich bringt. Es geht vielmehr um die in den Prozessen kultureller Verflüssigung sich abzeichnende Verwandlung

der Museumsausstellung selbst, um ihre Verzeitlichung und Verräumlichung und die damit einhergehende Verkörperlichung des Besuchers – um eine sich anbahnende Wende im Selbstverständnis des kulturgeschichtlichen Museums.

#### SUBJEKT-OBJEKT-IRRITATION

In dem Ausstellungsgroßunternehmen »Sieben Hügel«, das im letzten Jahr im Martin-Gropius-Bau Zukunftsperspektiven aus dem Blickwinkel der Jahrtausendwende ins Auge fasste, waren zwei Exponate zu sehen, die räumlich weit auseinander lagen und die unterschiedlicher kaum zu denken sind, aber auf überraschende Weise miteinander zu tun haben: der Schädel des französischen Philosophen René Descartes (1596–1650) und eine Röhre, die die Besucher zu durchschreiten hatten. Glänzte der Schädel zu Lebzeiten durch Leistungen des Großhirns, so wurde die Passage durch diese Röhre zu einer vergnüglichen Provokation des Kleinhirns, dem durch bewegte abstrakte Muster im Inneren der Röhre die Orientierung weitgehend entzogen wurde. Niemand, der die Röhre betrat, ahnte, dass er/sie binnen Sekunden ins Straucheln geraten und denen, die diese Seefahrt bereits hinter sich gebracht hatten, ein Bild erheiternder Hilflosigkeit bieten würde.

Was haben der Schädel und die Röhre nun gemeinsam? Dass vieles durch sie hindurchgegangen ist? Dass sich in ihrem Innern bunte Bilder abwechselten? Dass sie vermeintlich Selbstverständliches ins Wanken brachten? Damit nicht genug. Der Philosoph und die Röhre sind Teil einer aktuellen museologischen Wettervorhersage. Es braut sich etwas zusammen über der Museumslandschaft, was, zur Entladung gelangt, völlig neue Karten und Pläne notwendig machen könnte. Ein Wetterleuchten dieser Veränderungen durchzog schon die »Sieben Hügel«: Architekturen in der vorgegebenen Architektur mit abweichenden Winkeln und Öffnungen, Boden über dem vorgegebenen Boden mit abweichender Dichte/Härte, schließlich Exponate, die sich nach Art von silbernen Menschen oder Tieren bewegten, während die Besucher reglos wie Ausstellungsstücke standen: Varianten einer Irritation des tradierten Verhältnisses von Menschen und Dingen im Museum, von Subjekt und Objekt, oder, mit einer Worterfindung des ausgestellten Schädels: von *res cogitans* und *res extensa*. Die hielt er zeitlebens streng auseinander. Doch die verdoppelte Architektur verdeutlicht, dass der umgebende Raum die Wahrnehmung leitet; ein nachgebender Boden erinnert die Besucher daran, dass sie im Museum nicht nur ein an ein Gehirn angeschlossenes Augenpaar sind, sondern dass ihr Körper insgesamt an der Wahrnehmung beteiligt ist. Die Schwindel erregende Röhre flüstert dem Schädel zu: Schau dir meine Passanten an und erkenne, dass *res cogitans*, die denkende Sache, und *res extensa*,

die physikalische Sache, nicht zu trennen sind. Die Erschütterung der starren Opposition von Subjekt und Objekt ist Symptom und Bestandteil der Transformation der Ausstellung in ein Geschehen.

#### PERFORMANZ-ÜBERSCHWEMMUNG

Dem linguistic turn der achtziger Jahre, der alles in der Welt zum Text machte, folgte in den Neunzigern der *performative turn*, der überall Prozess, Vollzug, Ereignis sieht und schafft. Der Begriff tauchte in den fünfziger Jahren in der US-amerikanischen Sprachphilosophie auf, in der die Bedeutung des Sprechakts gegenüber den Inhalten einer Mitteilung aufgewertet wurde; vor zehn Jahren sprang das performative Fieber auf alle Kulturwissenschaften über, die plötzlich entdeckten, dass sie die Erkenntnis des kulturellen Handelns und Hervorbringens zugunsten kultureller Objektivationen vernachlässigt hatten. Die Ansteckung blieb indessen nicht auf die Wissenschaften beschränkt; gegenwärtig schickt sich die performative Wende an, alle Sphären der Gesellschaft in Bewegung zu setzen und sogar vor den Pforten jener Institution nicht zurückzuschrecken, die durch Jahrhunderte hindurch der Inbegriff reglosen Verharrens vor einer reglosen Dingwelt war.

Wenn wir uns der beliebten Frage überlassen, wie dieses alles anfang, und wenn wir der Versuchung widerstehen, Evas Apfelangebot, wenn nicht gar die Erschaffung der Welt als erste Performance zu deuten; wenn wir alles Weitere überfliegen, einschließlich des Ereignis-reichen Lebens Jesu, man denke nur an die Speisung der Fünftausend oder den Gang über das Wasser, um schließlich bei den Frühromantikern und Nietzsche doch allmählich auf die Bremse zu treten, so landen wir am 11. Dezember 1896 in einem flohstichigen Pariser Theaterraum, wo der Vorhang aufgeht und ein kleiner dicker geldgieriger König die Epoche gesteigerter Performanz mit einem mit aller Stimmkraft gebrüllten »Merdre!« einleitet: Schreiß!

An dem augenblicklich ausbrechenden Tumult unter den Zuschauern war ein wohlhabender, aber gleichwohl nicht gut situierter Italiener beteiligt, der noch im gleichen Jahr nach Mailand reiste, um dort unter Gleichgesinnten die Drachensaat des Performativen auszustreuen: Filippo Tommaso Marinetti. 1909 veröffentlichte er sein futuristisches Manifest, am 12. Januar 1910 ereignete sich in Triest die erste futuristische Performance, in der sich eine Attacke auf den Traditionskult und die Kommerzialisierung der Kunst mit patriotischem Militarismus und Kolonialismus verband.

1912 folgte das Manifest *Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack* der russischen Futuristen um Majakowski und Burljuk. Ein Petersburger Café wurde zum

Ort ihrer ersten Performances, die den Antitraditionalismus, nicht aber den Chauvinismus mit den Italienern teilten. Mit der internationalen Dada-Bewegung vollzog sich um 1920 weltweit eine Gewichtsverlagerung vom Kunstwerk zum Ereignis, vom Produkt zum Prozess. Wie bei den Futuristen, so ist auch bei Dada und den Surrealisten einer der Hauptadressaten der mit der Verflüssigung des Kunstwerks verbundenen Polemik das Museum, der Hort der Tradition und der Tatort der Petrifizierung und Wertzuteilung von Kunst. Während eine gestisch geprägte künstlerische Praxis wie Action Painting, Tachisme, informelle Kunst für die Museen noch ausstellbar blieben, verweigerten sich Concept Art, Land Art oder Body Art der Musealisierung ebenso wie ein großer Teil der Aktivitäten von Fluxus und andere Formen von Happening und Performance.

#### VORSICHTIGE BEGRIFFSKLÄRUNG

– Und nun, sagst du, wird das Museum selbst performativ. Was verstehst du eigentlich unter Performanz?

– Na, ich sage mal, das Prinzip hinter der Performance.

– Aber damit verschiebst du die Frage nur. Was ist eine Performance? Wie unterscheidet sie sich von einem Prozess? Oder ist jeder Prozess eine Performance?

– Eigentlich nicht. Gleichförmige Prozesse sind eigentlich keine Performance: das Laufen von Maschinen oder das Kreisen der Himmelskörper. Maschinen und Sterne haben keine Rhetorik. Droben wandelt harmlos das Gestirn, sagt Hölderlin. Von einer Möllemann-Rede würde man so nicht sprechen. Sie ist nicht gleichförmig.

– Die Art ihrer Ungleichförmigkeit ist vielleicht sogar wichtiger als ihr Inhalt. Ihre Darbietungsweise ist ihre Botschaft.

– Das ist doch eine nette Bestimmung von Performance! Sie ist selbstbezüglich. Was nicht bedeutet, dass sie keinen Adressaten hätte.

– Ohne Adressaten käme sie nicht zustande. Das Gestirn hat aber keinen Adressaten.

– Ah, paradox: Die Performance ist selbstbezüglich und hat einen Adressaten, und das scheint sie von Prozessen im Allgemeinen zu unterscheiden.

– Vielleicht sollten wir noch hinzunehmen, dass die Möllemann-Rede irgendwann endet, während die Himmelsrevolution kein absehbares Ende hat. Die Endlichkeit der Performance könnte ein weiteres Wesens- und Unterscheidungsmerkmal sein.

– Vor allem, wenn die Tatsache der Endlichkeit in direktem Zusammenhang mit der performativen Qualität stünde.

– Wie bei einem Musikstück. Oder überhaupt in den Zeit-Künsten.

– Würde Möllemann beim Sprung aus dem Flugzeug die Erde verfehlen und im unendlichen All verschwinden, so wäre das keine Performance.

– Also, wir sagen: Performance ist ein begrenzter Prozess, dessen Darbietungsweise seine Botschaft ist – ein Vollzug, der sich selbstreferenziell nach außen wendet. Na bitte!

– Wird das Museum also selbstbezüglich, zeigt es nicht mehr Objekte, sondern seine Arbeit? Zeigt es nicht mehr Dinge aus früheren Zeiten, sondern die Prozesse und Strukturen der Erinnerung?

– Wobei durchaus Dinge eine Rolle spielen können?

#### FRÜHE PERFORMATIVE AUSSTELLUNGSVERSUCHE: DAS WERKBUNDARCHIV IN BERLIN

Das Museum der Dinge im Martin-Gropius-Bau wurde Anfang der siebziger Jahre als Werkbundarchiv gegründet und arbeitete seit seiner ersten Ausstellung im Jahr 1980 an verzeitlichten Präsentationsformen, an Aufführungsformen. Die erste Schau hieß *Phantasien um die Frau der Jahrhundertwende*. Eine Abdunkelung der Fenster war in dem Domizil in der Charlottenburger Schloßstraße nicht notwendig, weil als Fläche nur ein fensterloser Flur zur Verfügung stand. Verschiedene Parfums waren dezent ausgelegt, und die Oper *Salome* von Richard Strauß begleitete, oft in erheblicher Lautstärke, in voller Länge die Exposition. Nachdem endlich das Haupt des Johannes gefallen war und der Aufruhr im Herzen der Königstochter zur Ruhe gekommen war, begann die Oper nach kurzer Pause von Neuem – und damit die Aufführung der Ausstellung.

Neben der Verzeitlichung ist das zweite wichtige Element der Ausstellung als Aufführung die Umwandlung der verharrenden Besucheraugen in Körper-in-Bewegung. In der Ausstellung *Montagen ins Blaue* (1981), die Fotomontagen von Moholy-Nagy im Zusammenhang mit den technischen und psychologischen Rationalisierungen und der Sportaufwertung der zwanziger Jahre zeigte, spielten die Besucher Tischtennis; in der Schau *Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt – In den Warengeländen der 50er Jahre* (1982) wurde heftig Rock'n'Roll getanzt; die Damen kamen scharenweise in Petticoats, die Herren glänzten durch eingefettete Entenschwänze, und die Schlangen vor dem Museum waren genauso eindrucksvoll wie die der gleichzeitig im Hause stattfindenden Super-Schau *Der Grabschatz des Tut-Ench-Amun*. So krude und so schön fing es an, niemand sprach von Performance, und der beeindruckte Kultursenat versetzte 1986 das pubertär tastende Museum in einem Akt von bewundernswerter Kühnheit in den würdevollen, frisch restaurierten Martin-Gropius-Bau.

Hier verfeinerten sich die Mittel. Unter den großflächigen Sälen gab es (und gibt es für das Museum der Dinge) einen 180 Quadratmeter weiten, mehr als



5 Meter hohen Raum, der für synästhetische Experimente und für das Driften der Besucher-Körper ideale Bedingungen bietet. Die Walter Benjamin gewidmete Schau *Bucklicht Männlein und Engel der Geschichte* zog 1990 alle gemachten Erfahrungen mit der Verzeitlichung/Verräumlichung zusammen und wurde weit über Deutschland hinaus bekannt und im Beaubourg in Paris nachgeahmt.

Was Verräumlichung im Zusammenhang mit dem Medium Ausstellung bedeutet – auf den ersten Blick scheint ja der Raum für dieses Medium selbstverständliche Voraussetzung zu sein – das soll an einem Detail des Benjamin-Projekts verdeutlicht werden. Im Werk dieses Autors ist der Engel der Geschichte ebenso wie das bucklicht Männlein ein Bild für das eschatologische Zusammenspiel von Rettung und Katastrophe. Ein 5 Meter breiter und 20 Meter langer Raum wurde für diese Thematik ausgewählt. Die sich anbietende Möglichkeit, Fotos, Gemälde und Graphiken von Rettung und Katastrophe einander zu konfrontieren, wurde ohne Bedenkzeit verworfen. (Und das nicht auf der Basis einer Theorie, etwa der Performanz, sondern aus einem Gefühl heraus, das sich der Deutung noch entzog.) Statt eines bewährten Angebots für ein Augenpaar wurde auf das Wahrnehmen-mit-dem-ganzen-Körper eines Körpers-in-Bewegung gesetzt. Der schmale lange Raum wurde durch 6 in gleichem Abstand hintereinander gestaffelte senkrecht stehende Flächen unterteilt, die Bildträger waren und zugleich den Passanten den Durchgang ermöglichten. Für jede Richtung wurde ein Motiv ausgewählt, das sich auf sämtlichen Flächen wiederholte. Eine Zeichnung von Gustave Doré zur Göttlichen Komödie öffnete den Raum der Rettung. Der Besucher durchschritt immer neue Heerscharen von Engeln, die in Benjamins Theorie einer Apokatastasis Gott ihren Cantus darbringen und im Nichts verschwinden. Für den Passanten gibt es kein ruhendes Gegenüber; die Passage durch die hintereinander liegenden Öffnungen bewirkt eine Bewegung der Engelscharen auf den Passanten zu. Er ist nicht nur physikalisch, sondern wird auch semantisch zu einem Teil (in Bewegung) der Umgebung (in Bewegung).



Abb. 1  
Raum »Katastrophe/Rettung« der Walter Benjamin-  
Ausstellung des Museums der Dinge Werkbundarchiv,  
Martin-Gropius-Bau 1990. Die Passage des Besuchers  
erzeugt wechselnde Raumverhältnisse, sie erzeugt das  
»Objekt«.

Ähnliches ereignet sich auf dem Rückweg: Hier ist das Bild ein zusammenbrechendes Kirchenschiff, gemalt von dem spanischen Manieristen Monsù Desiderio. Das Hereinbrechen der Katastrophe wird erfahren, indem sie durchschritten wird.

Verräumlichung der Ausstellung bedeutet die Einbeziehung des Raums in die Bedeutungsproduktion. Der Raum wird zum Medium der Aufhebung des »starrten« Gegenüberstehens von »Besucher« und »Objekt«: Der Raum räumt die Möglichkeit wechselnder Relationen zwischen Passanten und Objekten ein, er ermöglicht einen Prozess, der an der Bedeutungsproduktion beteiligt ist. Die performative Ausstellung macht so die Zeit zu einer Funktion des Raums (der Raum ermöglicht einen zeitlichen Ablauf), umgekehrt eröffnet die Verzeitlichung (zum einen der Ausstellungs-Prozess, zum andern der Passage-Prozess) Räume für Bedeutungsproduktionen, Signifikationen. Raum und Zeit sind auf »uncartesianische« Weise ineinander verschachtelt, scheinen sich gegenseitig hervorzubringen.

Die Benjamin-Ausstellung hatte in sämtlichen Teilen diesen performativen Charakter (wenn auch nicht überall so unkompliziert) und eröffnete unter anderem ein neues Kapitel in der Literatur-Ausstellung: statt Vitrinen voller Dokumente eine Übersetzung des Lese-Vollzugs ins Räumliche: begehbare Raumbilder.

Spätere Ausstellungen des Werkbundarchivs (bzw. des Museums der Dinge), als Erstes die dem Architekten Bruno Taut gewidmete Schau »Kristallisationen, Splitterungen« (1993) benutzten ein Werkzeug für die »verzeitlichte Synästhetik«, das in der Geschichte des Museums neu war und unerahnbare Möglichkeiten der Genauigkeit, Komplexität und Variabilität synchroner Steuerungsprozesse eröffnete. Dem Computer, der heute noch in den meisten Museen ein Dasein als HiWi, als Büttel zweifelhafter Interaktionsangebote fristet, steht eine ganz andere Karriere im Museum bevor: Er ist der große technische Zaubermeister der Ausstellung als Performance.

Elemente des sich gegenwärtig anbahnenden performativen Museums lassen sich in vielen Museen bis in die achtziger Jahre hinein zurückverfolgen. Die wichtigsten sind wohl die Anlehnung an Theaterformen durch die (oft recht hemdsärmeligen) frühen Inszenierungsversuche, die Schritte auf dem Weg zur Verräumlichung waren, und der Einsatz von Projektionen (»Multi-Media«), der Strukturen der Verzeitlichung vorbereitete.

#### PERFORMANZFIEBER

- Warum ist seit 10 Jahren alles wie verhext von Performativität?
  - Schon wieder ein neuer Begriff! Du meinst nicht Performance?
  - Na ja, Performance ist sozusagen das aktualisierte Prinzip Performanz, während Performativität die Verfassung eines selbstreferenziellen Vorgangs bezeichnet, so wie Sensibilität die Verfassung des Sensiblen.
    - Na großartig. Warum also seit 10 Jahren dieser Hype um die »Verfassung eines selbstreferenziellen Vorgangs«?
    - Ich sehe da irgendwie eine Verbindung zu der Aufwertung des Designs in der früher so genannten Postmoderne. Ohne dass ich dir schon sagen könnte, warum.
      - Vielleicht ist Performanz das Design einer Handlung?
      - Das hieße, dass das Design, nachdem es alle Gegenstandsbereiche auf der Welt einschließlich der Körper durchdrungen hat, nicht Halt machen kann und nun in die Handlungen eindringt.
        - Nach den Kommunikationsdesignern, die noch auf Produkte zielten, werden die Handlungsdesigner kommen. Sie stehen schon vor der Tür. Warum dieses exponentielle Wachstum der Begeisterung für Handlungsästhetik?

– Es könnte mit der Ablösung der Dominanz der ehernen Schrift durch die bewegten Bilder zu tun haben. Unser Sinn für das Auftauchende, Emergierende, und schnell wieder Verschwindende und dessen Qualität ist gestiegen. Video-Clip als Lebensform, Volksmanie Zapping.

– Dann müsste es vor 100 Jahren schon mal einen Performanz-Schub gegeben haben, mit den ersten Kintopps.

– Gab es auch. Denk an die Lebensreformbewegungen, an die ausbrechende Tanz- und Wanderlust. Heute ist das Neue, dass die Performativität in alle Bereiche eindringt und dass sie wissenschaftlich erfasst und ökonomisch verwertet wird. Und sie bringt übrigens ein neues Verständnis von ihrem Gegenpol hervor, neue Auffassungen vom Produkt, vom Festgehaltenen, vom Fertigen. Das neue Beständige ist nicht mehr das alte Beständige. Das werden auch die Museen spüren. Die performative Wende verändert die Ausstellung in Richtung Ausführung, aber sie geht noch weiter: Sie verändert auch den Aggregatzustand der Dinge in der nicht-performativen Ausstellung und damit diese selbst. In dem Maße, in dem unsere Sensibilität für die Qualität des Transitorischen, Gestischen, Rhetorischen steigt, wächst auch unsere Aufmerksamkeit für die Dynamik des scheinbar Identisch-in-sich-Verharrenden, des Objekts. Wir beginnen schon im Alltag, es mit anderen Augen zu sehen, und seine Verfrachtung ins Museum, die damit verbundenen Tumulte in seiner Zeichenarchitektur geben uns Rätsel auf, für die es früher noch kaum ein Sensorium gab.

#### VOM BETRACHTER ZUM PASSANTEN

Die performative Ausstellung verschließt sich dem herkömmlichen Besucherhabitus so unweigerlich wie ein Eingabefehler in einem digitalisierten Text den Annäherungsversuchen des Tipp-Ex-Pinselchens. Der Prozesshaftigkeit der Ausstellung entspricht eine Wahrnehmung-in-Bewegung, dem Umgebungshaften, Atmosphärischen die Wahrnehmung-mit-dem-ganzen-Körper. Die Ausrichtung eines Augenpaars auf ein Objekt wird abgelöst durch eine Fühlungnahme aller Sinne eines Körpers in Bewegung mit einer auf die Inanspruchnahme tendenziell aller Sinne ausgelegten prozessierenden Umgebung. Im Extremfall kann es sich dabei um einen völligen Stillstand oder um die Konzentration auf einen einzigen Sinn handeln; aber der Stillstand würde dann als Stillstand wahrgenommen werden und der angesprochene Einzelsinn sich in seiner Isolation erfahren. Das Konzept *Performatives Museum* ist nicht ein Kompromissangebot an die Erlebnisgesellschaft, sondern erschließt dieser Institution Potenziale, die sie braucht, um angesichts der sich auftürmenden virtuellen Speicher räumlichdinglich generierte Erinnerung wachzuhalten und zu evozieren.

**HOCH DIE INTERDISZIPLINÄRE RELATIONALITÄT**

Tagungen sind ein Eldorado für viel sagende Zufälle. Einer dieser sprachbegabten Zufälle wollte es, dass auf der Tagung »Archivprozesse« zwei Beiträge mit durchaus unterschiedlicher Thematik – nämlich zum Gehirn und zum Museum – sich plötzlich verwundert genauer ins Auge fassten und groteske Übereinstimmungen feststellten: Das Verschwinden der Behälter-Theorie eines Raums mit ortbaren Potenzialen zugunsten der Theorie eines Raumgeschehens, das auf dynamisierten Relationen beruht (vgl. den Beitrag von Erika Linz in diesem Band). Extrapolierer dieser Übereinkunft witterten denn auch eine sich anbahnende neue Kulturtheorie – und gerade das ist es ja, was Tagungen eigentlich so behaglich macht.

Joachim W. Schmidt/Hans-Werner Sehring/Martin Warnke<sup>1</sup>  
 DER BILDINDEX ZUR POLITISCHEN IKONOGRAPHIE  
 IN DER WARBURG ELECTRONIC LIBRARY.  
 EINSICHTEN EINES INTERDISZIPLINÄREN PROJEKTES

1. EINLEITUNG UND ÜBERBLICK

Das systematische Arbeiten mit großen Beständen multimedialen Inhalts ist durch die ubiquitäre Computerisierung und globale Vernetzung sicher nicht einfacher geworden: Die uns zugewachsene technische Unterstützung ist durch den Zuwachs an Quantität und Heterogenität all des leicht zugänglichen Materials – »*just one mouse click away*« – mehr als aufgezehrt.

Die Naturwissenschaften allein, insbesondere die Informatik in ihrer Rolle als hauptsächlicher »technology provider«, können wenig dazu beitragen, diese Schere schließen zu helfen – zu sehr hängen gute Lösungen von den Inhalten und den Eigenheiten ihrer Benutzung ab, zu wenig erreicht Technologie *per se*. Andererseits sind die Geisteswissenschaften als »content provider« völlig mit der Aufgabe überfordert, die grundsätzlichen Möglichkeiten der »Neuen Technologien« zu erkennen und von sich aus weiterführende Lösungen zu entwickeln.

Konsequenterweise stellen sich hier also Fragen nach

- innovativen Beiträgen durch interdisziplinäre Zusammenarbeit;
- fachübergreifenden Forschungs- und Entwicklungsprojekten;
- Kooperationen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften.

Für diesen Problemkomplex ergab sich in den frühen neunziger Jahren in Hamburg die Chance zu innovativen und unbürokratischen Lösungsbeiträgen:

- In der Hamburger Informatik war ein Arbeitsbereich »Datenbanken und Informationssysteme« dabei, sein angestammtes Arbeitsgebiet zu verallgemeinern in Richtung auf generische Softwaresysteme für multimediales Content-Management (und dessen kommerzieller Relevanz).
- Am kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg gab es ein Forschungsprojekt und eine Arbeitsstelle »Index zur Politischen Ikonographie«, welche in intensiver, langjähriger und überaus erfolgreicher Arbeit eine sehr komplexe Anwendungsdomäne (den »Politischen Raum«) mit umfangreichem medialen Material erschlossen hatten.

- Dazu kam schließlich ein weit- und einsichtiges Ministerium, welches die vielseitige Bedeutung der angestrebten Kooperation erkannte und sie nachhaltig förderte.

Das gemeinsam von Informatikern und Kunstgeschichtlern bearbeitete Projekt der »Warburg Electronic Library (WEL)« hat zum Ziel, Inhalte des »Bildindex zur Politischen Ikonographie (BPI)« durch multimediale Informations- und Kommunikationsdienste tiefer zu erschließen und dabei innovative Informatikbeiträge im Bereich des Content-Managements (multimedial, online) zu erarbeiten.

In dieser Arbeit werden die Ausgangspunkte, Ziele und Ergebnisse der beiden Projekte, BPI und WEL, diskutiert. Im zweiten Kapitel werden die Projekte selbst vorgestellt, anschließend werden die den beiden Projekten gemeinsamen Prinzipien der Informationsorganisation herausgearbeitet und in ihrer Realisierung verglichen – das Medium »Druck« des BPI wird den digitalen Medien der WEL gegenübergestellt.

In den beiden folgenden Kapiteln wird versucht, je ein für beide Projektpartner wesentliches Projektergebnis herauszugreifen und ausführlicher vorzustellen. Für die Informatik ist dies im vierten Kapitel der Versuch, die Leistung des Index zur Politischen Ikonographie bei der inhaltlichen und begrifflichen Erfassung des »Politischen Raumes« zu verallgemeinern und konzeptuelle und systemtechnische Grundlagen für ein begriffsorientiertes Content-Management zu erarbeiten.

In Kapitel 5 setzen wir uns mit der für viele Anwendungsdomänen wichtigen Frage auseinander, wie unterschiedliche Sichten auf eine in Struktur und Inhalt einheitliche digitale Bibliothek gebildet und ausgetauscht werden können. Unterstützt vom WEL-Projekt werden derartig personalisierte »Handbibliotheken« zurzeit in der kunstgeschichtlichen Ausbildung erprobt. Kapitel 6 fasst schließlich den Projektstand kurz zusammen und verweist auf die nächste Phasen der Projektarbeit.

## 2. INTERDISZIPLINÄRE PROJEKTKOOPERATION »BILDINDEX ZUR POLITISCHEN IKONOGRAPHIE« UND »WARBURG ELECTRONIC LIBRARY«

»Eine politische Ikonographie, welche den Bildern eine aktive Rolle im politischen Raum zutraut, berücksichtigt jedoch, dass auch bei Bildern ein Sender, der einem Empfänger etwas mitteilen will, die sprachlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten, die mentalen Dispositionen, die Bedürfnisse und Erwartungen, Nor-



men und Wertvorstellungen dieser Empfänger kennen und aufnehmen muss, wenn seine Botschaft die Chance einer Wirkung haben soll.

Diese einfachste Voraussetzung zwischenmenschlicher Mitteilung bedeutet für die herrschaftliche Bildproduktion, dass diese von ›oben‹, vom Besteller zwar veranlasst, deshalb aber von diesem noch nicht besetzt und determiniert sein muss; dass in dem nach ›unten‹ gerichteten Bild auch die Wünsche, Erwartungen, Bedürfnisse von ›unten‹ enthalten sein müssen, und sei es nur, dass sie über den formenden Künstler Eingang in die Bilder gefunden haben.<sup>2</sup>

Diese Charakterisierung des Umfelds des »Bildindex zur Politischen Ikonographie« fasziniert Informatiker durch eine Reihe von Aufgabenstellungen, bei denen sie zum einen hoffen können, dass die langjährige Erfahrung der Kunsthistoriker im Umgang mit medialen Inhalten ihnen bei ihrer eigenen Forschungs- und Entwicklungsarbeit weiterhelfen kann, bei denen sich die Informatik aber auch sicher ist, durch ihre Technologie und Erfahrung bestimmte Defizite der traditionellen BPI-Umsetzung (vgl. Abb. 1) beheben zu können.

Abb. 1  
Arbeiten mit dem Bildindex zur Politischen Ikonographie im Warburg-Haus



Im Folgenden wollen wir die interdisziplinären Chancen der hier vorgestellten Kooperation zwischen Informatikern und Kunstgeschichtlern skizzieren – Chancen zum Vorteil der Informatik (Abschnitt 2.1 und Kapitel 4), aber auch zum Nutzen der Kunstgeschichte (Abschnitt 2.2 und Kapitel 5) – und wollen dabei insbesondere eine Lanze brechen für interdisziplinäre Projekte zwischen Geisteswissenschaften und Informatik.



## 2.1 DAS PROJEKT »WARBURG ELECTRONIC LIBRARY (WEL)«

Aus Sicht der hier beteiligten Informatikforschung, die sich in den letzten Jahren von einem Arbeitsschwerpunkt »Datenbanken und Informationssysteme« bewusst in Richtung auf »Softwaresysteme für das Content-Management (multimedial, online)« entwickelt hat, sind am »Index zur Politischen Ikonographie« eine Reihe von Problemstellungen augenfällig und hochaktuell, etwa:

- eine Anwendungsdomäne mit medialem Schwerpunkt: Bilder, Texte, Daten, ...;
- Arbeiten mit Begriffssystemen und Ontologien: Verschlagworten, Indizieren, ...;
- Verwendung unterschiedlicher Referenzmechanismen: Icon, Index, Symbol, ...;
- Präsentieren von multimedialer Information, Navigieren durch Wissensstrukturen;
- kooperatives Arbeiten mit multimedialer Information, insbesondere in der Ausbildung.

Die »Warburg Electronic Library (WEL)«<sup>3</sup> ist ein interdisziplinäres Projekt zwischen der Technischen Universität Hamburg-Harburg (Arbeitsbereich Softwaresysteme) und der Universität Hamburg (Forschungsstelle Politische Ikonographie im Warburg-Haus Hamburg). Das Projekt begann im Jahr 1996, war auf vorerst fünf Jahre angelegt und wird als interdisziplinäre Kooperation zwischen den beiden Projektpartnern auch über den Förderzeitraum hinaus fortgesetzt.

Von Anfang an war das Leitbild für die digitale Umsetzung des BPI nicht das eines Bildarchivs mit einem Index als Zugriffsstruktur, sondern das einer digitalen Bibliothek<sup>4</sup> mit ihren Diensten zur tiefen inhaltlichen Erschließung eines Wissensgebietes und zur Unterstützung einer projektartig arbeitenden Benutzergemeinschaft. Die ikonischen, indexhaften und symbolischen Dimensionen der BPI-Inhalte haben insbesondere die Informatiker besonders gereizt.<sup>5</sup>

## 2.2 DAS PROJEKT »BILDINDEX ZUR POLITISCHEN IKONOGRAPHIE«

Der »Bildindex zur Politischen Ikonographie« wurde von Martin Warnke im Jahre 1982 initiiert und wurde seitdem am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg beständig ausgebaut, ganz wesentlich mit den Mitteln des Leibniz-Preises, den Warnke für seine Arbeit an diesem Projekt 1990 erhalten hat. Heute umfasst der BPI etwa 1.500 Schlagworte und ca. 300.000 zugeordnete Bildkar-

ten. Zudem gibt es einen Bestand an Textkarten sowie eine Bibliothek, welche nach demselben Schlagwortsystem aufgestellt sind. Bilder und Bücher stehen in je einem Stockwerk übereinander – gemäß einer Maxime Warburgs: das Buch zum Bild!

Der Bildindex definiert Konzepte aus dem politischen Raum durch

- Beschreibung von politischen Akten, in denen Bilder eine aktive Rolle spielen;
- Identifikation von Schlagworten für Konzepte aus dem politischen Raum (*subject terms or subject headings*);
- Zuordnung von Beschreibungen politischer Akte zu Schlagworten mit dem Ziel, die Gesamtheit der Facetten eines Schlagwortes bildhaft zu belegen;
- Definition von Generalisierungs- und Spezialisierungsbeziehungen zwischen Schlagworten (*subject index, subject term hierarchy*);
- Erarbeiten eines fein strukturierten Netzes aus Querbezügen, Stichworten (*key words*), Reihenfolge (»gute Nachbarschaft«) etc.;
- Präsentation des BPI-Inhalts in Form von Bildkarten und Bildkartenstapeln.

Zudem verfolgt der BPI das Ziel, durch den Vergleich verschiedener Facetten unter einem gemeinsamen Schlagwort Strategien oder Traditionen sichtbar werden zu lassen, die einzelnen Bildern und Bildzeichen innewohnen.

Von einer digitalen Umsetzung des BPI im Rahmen der WEL erwarten sich die Projektpartner aus der Kunstgeschichte insbesondere Beiträge zu einer verbesserten Handhabung von BPI-Inhalten:

- neue Zugangsmöglichkeiten für BPI-Benutzer: online, parallel, über das Internet, ...;
- verbesserte (Re-)Präsentation: digitale Medien über das Medium »Druck« hinaus;
- weitergehende Modellierung: multiple Verschlagwortung, referenzielle Querbezüge;
- Möglichkeiten zur individualisierten Nutzung (Personalisierung): eigene Schlagwortdefinitionen, Handbibliotheken;
- digitale Weiterverarbeitung: Unterstützung bei der Produktion und Publikation digitaler Dokumente, nicht zuletzt im Rahmen der kunstgeschichtlichen Ausbildung.

In den Kapiteln 4 und 5 wird jeweils ein Projektschwerpunkt – multimediales Content-Management für die Informatik sowie Personalisierung für die kunstgeschichtliche Ausbildung – exemplarisch herausgegriffen und ausführlicher behandelt.

### 3. SYSTEMATIK UND SYSTEM VON BPI UND WEL

Der Index zur Politischen Ikonographie geht also davon aus, dass Bilder eine tragende, eine *handelnde* Rolle (»imagines agentes«) im politischen Raum spielen: ein herrschaftlicher Besteller gibt über den formenden Künstler Arbeiten in Auftrag, um mittels visueller Inszenierungen und optischer Reizwerte den ins Auge gefassten Empfängern etwas mitzuteilen.

Die aktive Rolle von Bildern bei derartigen Handlungszusammenhängen beruht dabei in erster Linie auf der ikonographischen Wirkung der eingesetzten Bildelemente – dies ist die Grundannahme des Index zur Politischen Ikonographie. Einzelne derartige Handlungszusammenhänge wollen wir im Weiteren als *Arbeitsszenarien* (*work scenarios*) bezeichnen.

Der BPI strebt sein Hauptziel – die »Entfaltung von Problemen im politischen Bereich« – also dadurch an, dass er ein System von Schlagworten und Unterbegriffen definiert, die sich auf politische Akte – meist in religiöser oder mythologischer Verkleidung – beziehen. Diese definatorische Leistung des BPI wird dadurch erreicht, dass in einem ersten Schritt *Arbeitsszenarien* im obigen Sinne beschrieben werden und dass diese Beschreibungen in einem zweiten Schritt einem oder mehreren Schlagworten zugeordnet werden.

Zum Verständnis der Systematik des BPI sowie zur Erklärung des Systems der WEL stellen wir die Beantwortung folgender Fragen in den Mittelpunkt:

- Welche Arbeitsschritte werden beim Aufbau des BPI in Hinblick auf das genannte Hauptziel im Einzelnen geleistet? Wie kann diese Arbeit systematisch strukturiert werden?
- Mit welchen Mitteln und in welchem Umfang kann diese Arbeit durch Dienste einer digitalen WEL systematisch unterstützt werden?

### 3.1 ZUR SYSTEMATIK DES BPI

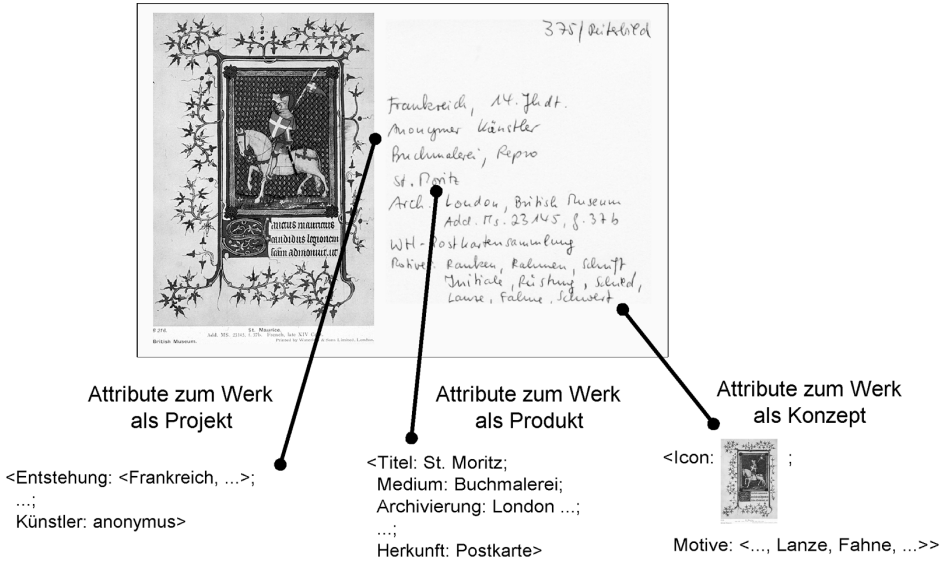
Die Systematik des BPI leitet sich konsequent aus seiner eingangs formulierten Grundannahme und seiner Zielsetzung her. Auf oberster Ebene teilt sich die BPI-Arbeit also in zwei Anteile:

1. Arbeit auf der Beschreibungsebene (*description work*): Beschreibung von Arbeitsszenarien im obigen Sinne, also Erfassung der »tragenden Rolle von Bildern bei politischen Akten«;
2. Arbeit auf der Schlagwortebene (*subject work*): Definition einer extensionalen Semantik von Schlagworten mittels der erarbeiteten Beschreibungen von Arbeitsszenarien; Anreicherung dieser Semantik durch Definition von Beziehungen zwischen den Schlagworten.

Die hier Schlagworten zugeordnete extensionale Semantik entspricht der beispielsweise auch in den Bibliothekswissenschaften üblichen Semantikdefinition: »In a subject language the extension of a term is the class of all documents about what the term denotes [...]«. <sup>6</sup>

Soll die Beschreibungsarbeit systematisch geschehen, setzt dies eine vereinheitlichende Sicht auf die zu beschreibenden Arbeitsszenarien voraus. Der BPI erreicht dies grob dadurch, dass er derartige Arbeiten durch Attribute (*properties; meta data properties; meta data properties; meta data*<sup>7</sup>) beschreibt und dabei stets einen Kern von Attributen aus drei Attributgruppen wählt:

- Attribute zur Genese eines Bildwerkes: Künstler, Entstehungszeit, -ort, -anlass etc.;
- Attribute zum ausgeführten Bildwerk selbst: Titel, Medium, Archivierungsort, Angaben zur Herkunft der Abbildung etc.;
- Attribute zum »Gehalt« des Bildwerkes: Erfassung der Konzeption, die hinter einem Bildwerk steht. Dies geschieht durch Nennung seiner ikonographischen Merkmale und Motive<sup>8</sup> sowie durch die (Re-)Präsentation des Bildthemas mittels ikonographischer Bezeichner.<sup>9</sup>



**Abb. 2**  
Aggregation von Werkattributen zu Werkbeschreibungen/Bildkarten

Diese Attributgruppen sind nicht immer klar voneinander abgegrenzt – so kann beispielsweise der Bildtitel in jeder der drei Attributgruppen eine Bedeutung besitzen –, auch werden Beschreibungen von Arbeitsszenarien oft durch weitere Angaben ergänzt. Abb. 2 zeigt am Beispiel des Bildwerkes »St. Moritz«, wie im BPI diese einzelnen Attribute aggregiert und durch eine Bildkarte dargestellt werden.

Aggregation ist also ein erstes allgemeines semantisches Organisationsprinzip, welches im BPI Verwendung findet. Durch Aggregation wird aus einer Gruppe von Einzelkonzepten insgesamt ein neues Konzept gebildet – hier etwa aus Einzelkonzepten wie Künstler, Epoche, Land, ... Medium, ..., »Bildkonzeption« das Gesamtkonzept »Bildwerk«.

Im BPI wurde das Prinzip der Aggregation zusammen mit weiteren semantischen Organisationsprinzipien (s. u.) von Anfang an verwendet – wohl in enger Anlehnung an die alte Tradition in den Bibliothekswissenschaften – während die Informatik diese Prinzipien zur Informationsorganisation erst spät entdeckt hat.<sup>10</sup>

Zur Definition von Schlagworten wird ein zweites semantisches Organisationsprinzip herangezogen: Der Inhalt von Bildkarten wird zu Klassen zusammengefasst, Klassen werden zur Definition von Schlagworten benutzt und als Bildkartenstapel dargestellt.<sup>11</sup> Mittels *Klassifikation* werden also einzelne

Instanzen vergleichbarer Struktur – meist durch Aggregation über derselben Attributauswahl gebildet – gesammelt. Der so gebildeten Klasse entspricht ein Konzept; Klassen werden benannt, in unserem Fall jeweils durch ein Schlagwort.

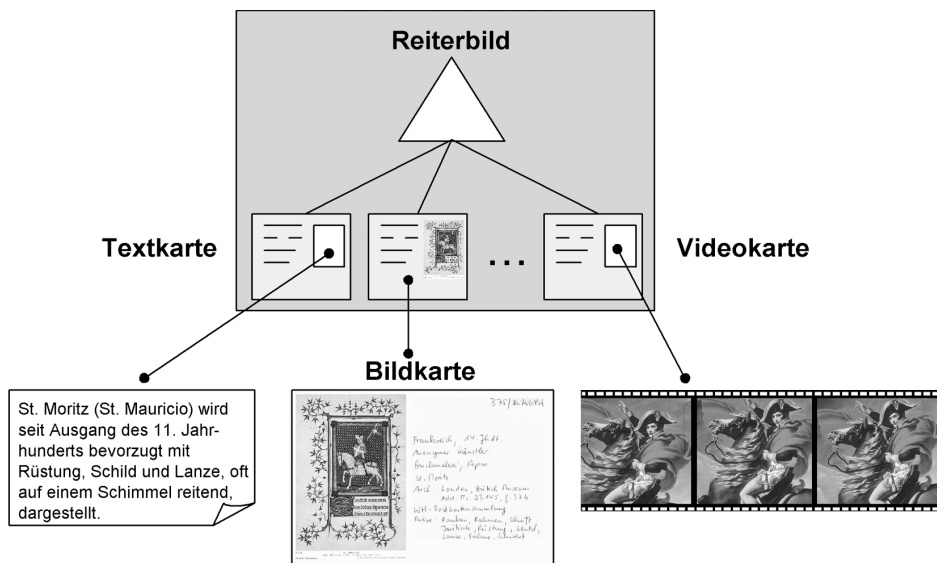
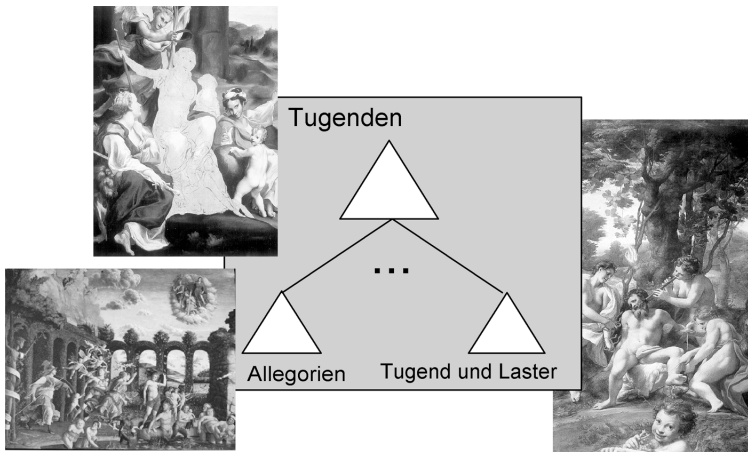


Abb. 3  
Klassifikation von Bildkarten zu Stapeln für die Schlagwortdefinition

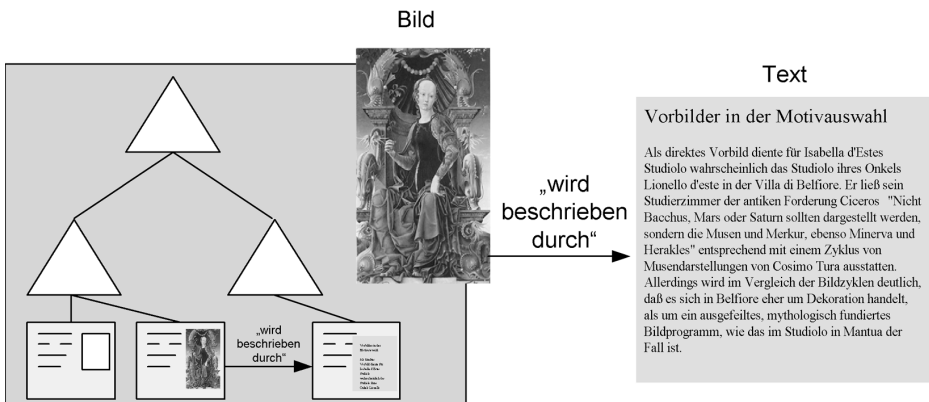
So sind beispielsweise in Abb. 3 Bildkarten, bei denen in den zugrunde liegenden Szenarien »herrschaftliche Reiter« dominieren, zu einem Bildkartenstapel zusammengefasst und dem Schlagwort »Reiterbild« zugeordnet. Derartige Klassen von Bildkarten – Bildkartenstapel – dienen letztendlich dem Zweck, *alle* als relevant erachteten Facetten eines Schlagwortes zu sammeln und dieses dadurch zu definieren – Abb. 3 verdeutlicht dies am Beispiel »Reiterbild«.

Der Index zur Politischen Ikonographie nutzt noch ein drittes semantisches Organisationsprinzip, indem er Beziehungen zwischen Schlagworten im Sinne von *Generalisierungs- und Spezialisierungshierarchien* aufbaut. Durch diese besonderen semantischen Beziehungen werden einzelne Schlagworte und Begriffe voneinander abgegrenzt, womit sie sich in ihrer Bedeutung gegenseitig ergänzen und präzisieren.



**Abb. 4**  
Generalisierungs- und Spezialisierungsbeziehungen zwischen Schlagworten

Die genannten drei Grundprinzipien der semantischen Organisation von Information werden schließlich noch ergänzt durch das allgemeine Organisationsprinzip der *Assoziation*, mit dem über die Entitäten des BPI noch ein Netzwerk beliebiger Beziehungen gelegt werden kann. Assoziationen ermöglichen sozusagen die Feinarbeit an einer semantischen Struktur. Ein Benutzer kann sich diese Details dann durch Navigation entlang der Assoziationen erschließen. Beispiele sind etwa Assoziationsbeziehungen wie »wird beschrieben durch« zwischen Bild und Text oder auch Beziehungen wie »im Gegensatz zu«, »verwandt mit«, »siehe auch« etc. (vgl. Abb. 5).



**Abb. 5**  
Assoziations- und Navigationsbeziehungen im Bildindex

### 3.2 SYSTEM DER WEL

Die Konzeption der WEL als Softwaresystem hat zum Ziel, den WEL-Benutzer bei seiner Arbeit am BPI, also bei der Anwendung der obigen Organisationsprinzipien auf die politische Ikonographie (oder ähnlich strukturierte Anwendungsdomänen), systematisch und nachhaltig zu unterstützen.

Dabei können grob drei Rollen unterschieden werden, in denen WEL-Benutzer arbeiten:

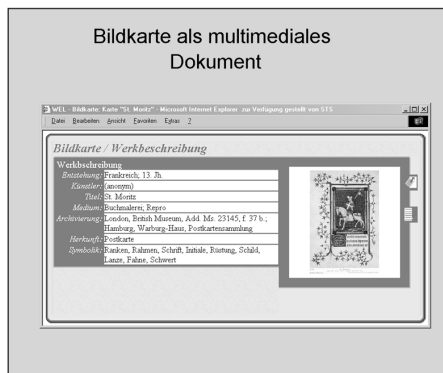
- lesende, gegebenenfalls auch Material entnehmende Benutzung;
- privilegierte Benutzung in der Rolle eines Bibliothekars oder Redakteurs;
- Definition und Benutzung eigener WEL-Handbibliotheken.

Wir wollen uns hier auf eine WEL-Darstellung aus Sicht des lesenden Benutzers konzentrieren. Auf die Benutzung der WEL im Rahmen personalisierbarer Handbibliotheken werden wir weiter unten noch eingehen (vgl. Kapitel 5).

Das WEL-System liegt in einer Reihe unterschiedlicher Implementierungen vor. Auf Präsentationsebene unterscheiden sich diese beispielsweise dadurch, dass auf WEL-Inhalte entweder über eine eigens für sie entwickelte grafisch-interaktive Benutzerschnittstelle (GUI-Interface) oder durch standardisierte, Internetorientierte Navigationswerkzeuge (HTML-Browser) zugegriffen werden kann.

Abb. 6 zeigt die Sicht auf Bildkarten am Beispiel der Bildkarte »St. Moritz«. Der traditionellen BPI-Bildkarte wird ihr digitales WEL-Pendant in seiner HTML-Version gegenübergestellt: Die drei Gruppen von Attributen – zur Genese

Abb. 6  
Bildkarte im BPI und in der WEL





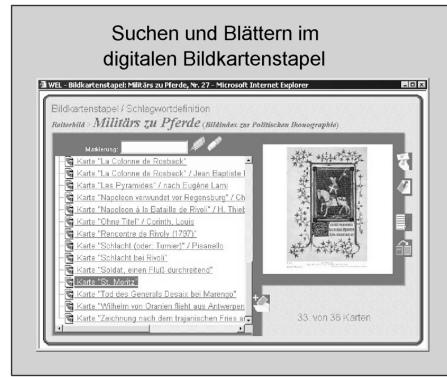


Abb. 7  
Bildkartenstapel: Zettelkasten und seine digitale Umsetzung

eines Bildwerkes, zum Bildwerk als Objekt, zum Bildgehalt – werden wiedergegeben, Letzterer unter Verwendung eines »thumbnail« als ikonographischer Bildbezeichner.

In Abb. 7 ist ein Bildkartenstapel wiedergegeben – in traditioneller Form als Zettelkasten wie auch als GUI-Benutzerschnittstelle. Mittels des Schieberegisters in

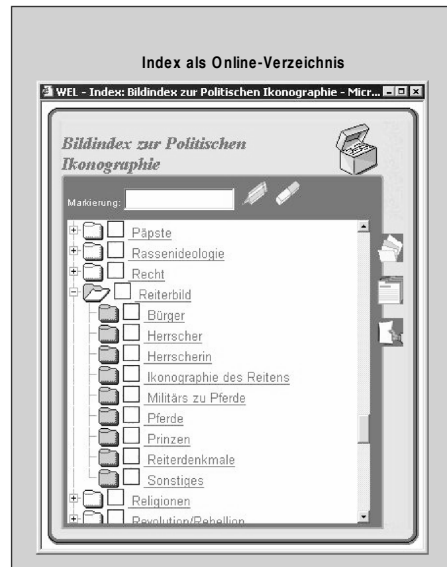
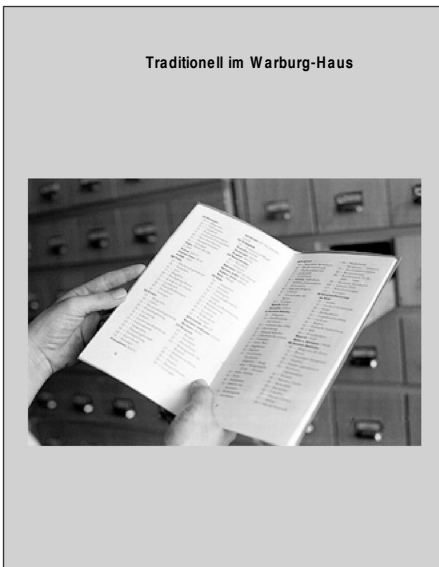


Abb. 8  
Schlagwortverzeichnis des BPI: gedruckt und digital

**Abb. 9**  
**Bildkarte und assoziierte**  
**Information: multiple Ver-**  
**schlagwortung, Erfas-**  
**sungsdaten**



der Bildschirmmitte kann der Bildstapel durchgeblättert werden. Die digitalen Knöpfe an der rechten Bildseite erlauben es, u. a. Kopien von Bildkarten anzulegen und außerhalb des BPI weiterzuverwenden.

In Abb. 8 ist der Bildindex auf der Ebene der Schlagworte und Unterbegriffe dargestellt. Dem gedruckten Schlagwortindex entspricht dabei ein digitales Schlagwortverzeichnis, in dem Unterbegriffe interaktiv sichtbar gemacht bzw. verdeckt werden können. Durch einfache Benutzerinteraktion werden Schlagworte »geöffnet«, d. h. der zugeordnete Bildstapel wird angezeigt.

Abb. 9 kommt schließlich noch einmal zurück zur Bildkarte des St. Moritz und zeigt sie in ihrer Einbettung in ein Netzwerk von Beziehungen, die für eine praktische Arbeit mit dem Index von besonderer Bedeutung sein können. Durch die Information im rechten unteren Teil des Bildschirms ist die Bildkarte des St. Moritz assoziiert mit einer Reihe von Schlagworten, zu deren Definition St. Moritz im Einzelnen beiträgt. Diese Beiträge werden dadurch geleistet, dass die St. Moritz-Bildkarte in mehr als einen Bildstapel einsortiert worden ist (*multiple subsumption*). In diesem Punkt geht die digitale Repräsentation durch ihre Referenztechnologie (*digital links*) substantziell über die traditionelle BPI-Darstellung hinaus, welche eine derartige Semantik nur durch Kopien und auch dann nur eingeschränkt realisieren kann. In diesem Sinne vervielfältigt die Digitalisierung den Auskunftswert des einzelnen Bildes im BPI.

Im linken unteren Teil des Bildschirms auf Abb. 9 ist die Bildkarte des St. Moritz zudem mit einer völlig andersartigen Information assoziiert, die für den praktischen Umgang mit der WEL ebenfalls bedeutsam sein kann. Die dort angegebene Information bezieht sich auf den Vorgang der Werkerfassung – Name des Erfassers, Erfassungsdatum etc. – und ist insbesondere für die Personalisierung von digitalen Bibliotheken unverzichtbar (vgl. Kapitel 5).

#### 4. WEL-ERFAHRUNG INFORMATIK: KONZEPTUELLE GRUNDLAGEN DES CONTENT-MANAGEMENTS

Moderne Informationstechnik wird heute in überwiegendem Maße dazu eingesetzt, Informationsmodelle von Anwendungsdomänen dadurch bereitzustellen, dass Beschreibungen der für eine Anwendung relevanten Entitäten und Beziehungen mit Hilfe digitaler Informationssysteme angelegt, verwaltet und fortgeschrieben werden können. Nach diesem Muster optimieren Unternehmen ihre Ressourcen, vertreibt der E-Commerce seine Produkte und verwalten Bibliotheken ihre Bestände.

Softwaretechnisch beruhen derartige Informationssysteme auf weitgehend anwendungsneutralen Programmiersprachen und Datenbanksystemen – etwa auf objektorientierten Sprachen und relationaler Datenbanktechnologie –, mit deren Hilfe aus Attributen (*properties*) Beschreibungen der Anwendungsdomäne aggregiert und derartige Aggregate (*records*) in praktisch beliebiger Anzahl klassifiziert, für beliebig lange Zeit verwaltet und von Anwendungsprogrammen verarbeitet werden können.<sup>12</sup>

In der Vergangenheit hat die Informatik derartige Informationsmodelle fast ausschließlich unter technischen Gesichtspunkten entwickelt: Prozessor- und Speichereigenschaften, abstrahiert durch die Erfahrung mit darauf aufbauenden Softwaresystemen, haben die heutigen Informatikmodelle für Datenbanken und Sprachen, Prozess- und Ressourcenverwaltung etc. weitgehend bestimmt. Die meisten informatiknahen Forschungsprogramme und Studiengänge – und das nicht nur an Technischen Hochschulen – sind heute noch nach diesem Muster aufgebaut.

Im interdisziplinären WEL-Projekt gehen wir, ausgehend von unserer langjährigen Erfahrung mit der Weiterentwicklung der oben genannten Art Informatiktechnologie<sup>13</sup> den entgegengesetzten Weg und versuchen, von unseren Projektpartnern aus der Kunstgeschichte – einer hinsichtlich ihrer Technologiehörigkeit bislang völlig unverdächtigen Domäne – deren Umgang mit Inhalten zu

erfahren und diese Erfahrung unter Informatikgesichtspunkten zu generalisieren. Aus den dabei gewonnenen Einsichten möchten wir hier folgende Aspekte kurz skizzieren:

1. Dem BPI liegt eine politische Ikonographie zugrunde, »welche den Bildern eine aktive Rolle im politischen Raum zutraut.«<sup>14</sup> Der BPI hat deshalb zum Ziel, die »*herrschaftliche Bildproduktion*« durch ein Geflecht von Beschreibungen zu repräsentieren, welches sowohl den herrschaftlichen Besteller als auch den formenden Künstler, aber auch das Bildwerk selbst, seinen Gehalt und die von ihm ausgehenden Botschaften an die Empfänger etc. adäquat wiedergibt.  
Durch welche Sicht kann ein derartig komplexes Geflecht an Beschreibungen strukturiert, durch welches Modell kann der zugrunde liegende Begriff von »*Produktion*« beschrieben und informatisch umgesetzt werden?
2. Der BPI ist als *subject index*, also als eine Hierarchie von *subject terms*, angelegt: Demgemäß hat die Arbeit am BPI die Erfassung und Organisation *aller* relevanten Facetten eines politischen Konzeptes zum Ziel. Welche Beschreibungs- und Strukturierungsmittel – Daten, Texte, Medien, ..., Werte, Referenzen, ikonische Bezeichner, ..., Aggregate, Klassen, Mengen, ... – kann die Informatik für derartige Beschreibungsaufgaben zur Verfügung stellen?
3. Der letztgenannte Anspruch der Universalität des BPI ist sicher nicht mit allgemeiner Gültigkeit zu erfüllen, eine universell gültige Definition für einen *subject term* – etwa Herrscher – ist weder quantitativ möglich noch qualitativ sinnvoll. »Handbibliotheken« können eine Personalisierung für spezielle Autoren, Benutzergruppen, Projekte, Ziele etc. leisten. Wie kann die Informatik personalisierbare Handbibliotheken realisieren, auf der Ebene des Modells wie des Systems? Wie werden Systeme personalisierbarer Handbibliotheken eingesetzt?

Der letztgenannte Aspekt wird unter dem Gesichtspunkt seiner Bedeutung für die praktische kunsthistorische Arbeit mit der WEL im Kapitel 5 weiter vertieft.

#### 4.1 DIE WEL-SICHT AUF DIE »HERRSCHAFTLICHE BILDPRODUKTION«

Die bereits zu Beginn des zweiten Kapitels zitierten Ansprüche an den Index zur Politischen Ikonographie<sup>15</sup> machen deutlich, dass eine systematische Beschreibung des dem BPI zugrunde gelegten Materials (die »Arbeitsszenarien«) ausdrucksstarke Modelle benötigt, sowohl auf der Ebene der Sicht auf »Akte im politischen Raum« als auch auf der korrespondierenden Beschreibungsebene im Rahmen der WEL.

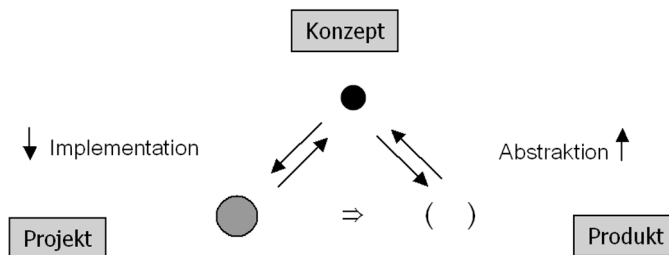
Die Vorgehensweise bei der Erstellung der BPI-Bildkarten lässt nun eine erste Systematik erkennen, nach der die »*herrschaftliche Bildproduktion*« gesehen und beschrieben werden kann:

1. Ein erster Beschreibungsanteil bezieht sich auf das »Projekt«, in dem das Bild entstanden ist: Er umfasst beispielsweise Angaben zum Besteller des Bildes, zum formenden Künstler, zur Epoche, weitere Zeit- und Ortsangaben, eventuell auch Angaben über die Ursachen des Projektes etc.
2. Eine zweite Gruppe von Attributen beschreibt das entstandene »Produkt«, in unserem Zusammenhang also meist ein bildliches oder anderweitig mediales Dokument. Diese Attribute beschreiben die physischen Eigenschaften eines Dokuments, Medium, Archivierungsort etc.
3. Eine dritte Art von Attributen versucht, von der konkreten Implementierung von Projekt und Produkt zu abstrahieren und den Gehalt eines Werkes, sein Konzept, das »Werk an sich«, die Bildintention (»imago agens«) zu (re-)präsentieren. Im BPI geschieht dies systematisch durch die Verwendung von ikonischen Bezeichnern (*signifier*) für Bildwerke und ihre (Teil-)Aussagen (*signified*).

Diese der Beschreibungsarbeit zugrunde gelegte Sicht auf die »*herrschaftliche Bildproduktion*« ist in Abb. 10 in Form eines »Arbeitsdreiecks (*work triangle*)« skizziert. BPI-Bildkarten werden also angelegt und sind zu interpretieren als Beschreibungen von »Arbeitsdreiecken« gemäß Abb. 10.

Die WEL als Softwaresystem verfügt nun über Klassenbibliotheken zur Unterstützung unterschiedlicher Beschreibungsarbeiten, die alle als derartige Arbeitsdreiecke strukturiert sind und die Produktion von generalisierten »Bildkarten« unterstützen: Bildkarten für Gemälde, Postkarten, Standbilder, Münzen etc., Textkarten für Bücher, Flugblätter, einzelne Artikel etc. Die Klassenbibliothek ist

Abb. 10  
WEL als Arbeitsdreieck (*work triangle*)



erweiterbar für neue Beschreibungsarbeiten etwa für Medienprodukte wie Sprach-, Video- und Tondokumente.

Es ist davon auszugehen, dass eine verallgemeinerte »*herrschaftliche Bildproduktion*« in zunehmendem Umfang digital vor sich gehen wird, zur »digitalen Objektproduktion« wird. Beispiele sind etwa die Erstellung von Arbeitsunterlagen für die Angestellten eines Unternehmens, für die Mitarbeiter eines Projektes oder die Kunden einer Presseagentur. Dann sind die resultierenden Produkte und die Angaben über deren Produzenten etc. bereits digital erfasst und können auf digitalen Speichermedien oder in digitalen Netzen zur Verfügung gestellt werden. In diesem Fall kann sich das WEL-System bei der Beschreibungsarbeit also direkt auf die entsprechende digitale Information beziehen. Die Beschreibungsarbeit läuft also auf die Erstellung von *Metadaten* hinaus – Beschreibungsdaten über digitale Produktion und Produkte – eine Sicht, die wir bei der Beschreibungsarbeit und deren informations- und kommunikationstechnischer Umsetzung allgemein zugrunde legen wollen.<sup>16</sup>

Wesentlich für den Aufbau und die Leistung des WEL-Systems ist noch die Tatsache, dass die vom System unterstützte Beschreibungsarbeit selbst wieder gemäß Abb. 10 als »*work triangle*« strukturiert ist (Abb. 11). Das WEL-System, das ja diese Beschreibungsarbeit begleitet, kann die Metadaten der geleisteten Beschreibungsarbeit weitgehend automatisch erzeugen: Der Autor der Metadaten ist bekannt, auch seine Zugriffsrechte, Zeit- und Ortsangaben zu seiner Arbeit ebenso, Archivierungsort, Formate etc. werden sowieso vom System verwaltet, selbst die Abstraktion hinter der Beschreibungsarbeit und den Metadaten ist dem System in Form von Klassen- und Typdefinitionen bekannt. Diese reflexive, sich selbst beschreibende Eigenschaft des WEL-Systems ist die wesentliche Voraussetzung für die Personalisierbarkeit von WEL-Bibliotheken hin zu einem System von kooperierenden Handbibliotheken (vgl. Kapitel 5).

Versuchen wir beispielsweise die Bildkarte über die Gonzaga/Mantegna-Bildproduktion *Minerva vertreibt die Laster aus dem Garten der Tugend* in der »ikono-

graphischen Sprache« der Abbildungen 10 und 11 wiederzugeben, so erhalten wir den WEL-Arbeitsgraphen (*work graph*) aus Abb. 12.

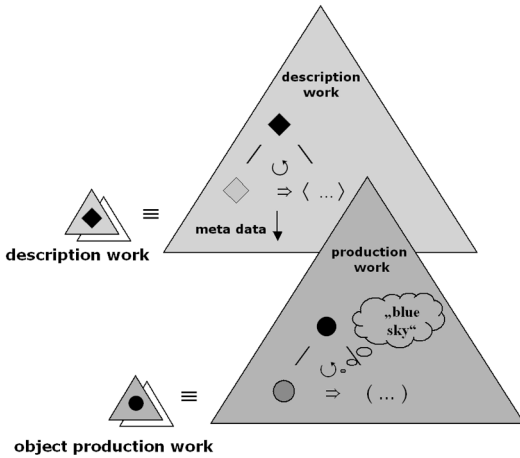


Abb. 11  
Architektur der Beschreibungsarbeit (*meta data work*) mit der WEL

Der Graph in Abb. 12 repräsentiert das Ergebnis der Beschreibungsarbeit (*meta data work*) eines Mitarbeiters namens B., das darin besteht, dass das »Gonzaga/Mantegna/Minerva-Szenario« durch einen Satz zusammenhängender Attribute (*properties*) beschrieben wird. Neben einer Beschreibung des herrschaftlichen Bestellers Gonzaga und des formenden Künstlers Mantegna etc. wird auch ein ikonographischer Bezeichner für das Werk in die Beschreibung aufgenommen.

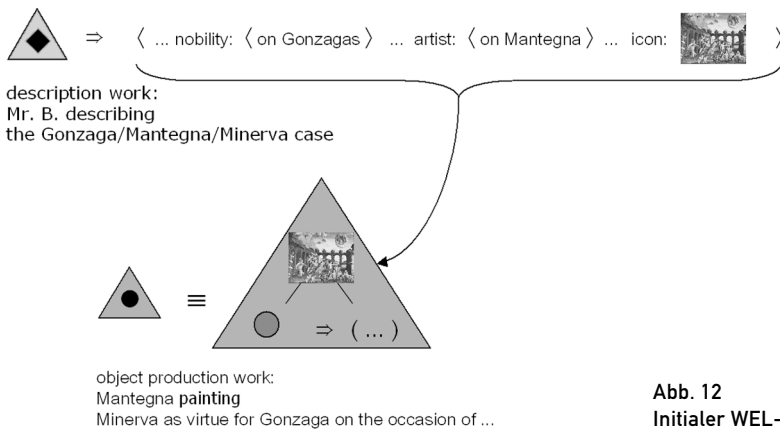


Abb. 12  
Initialer WEL-Arbeitsgraph (*work graph*)

#### 4.2 DER BPI ALS SUBJECT INDEX: VERALLGEMEINERUNG VON WEL-MODELL UND ARCHITEKTUR

Aus Sicht der Informatik liegt dem WEL-Projekt also eine ontologische Aufgabenstellung zugrunde ganz im Sinne der Definition von Ontologie als »a theory regarding entities, especially abstract entities to be admitted into a language of description«. <sup>17</sup>

Für Informatiker besteht die besondere Chance des WEL-Projektes also darin, in enger Zusammenarbeit mit Kunsthistorikern zu verstehen, welche »Entitäten, insbesondere abstrakte Entitäten« in einer WEL-*Anwendungsdomäne*, etwa dem politischen Raum des BPI, vorkommen und wie diese adäquat und möglichst explizit mit Hilfe einer digitalen Beschreibungssprache erfasst, organisiert und effektiv genutzt werden können. Darüber hinaus interessiert den Informatiker auch die WEL-*Einsatzdomäne*, also die Gesamtheit der Anforderungen, welche Kunsthistoriker als WEL-Benutzer an die Erstellung und die Nutzung derartiger Beschreibungen stellen.

Unter dieser Sicht verallgemeinert sich für den Informatiker der Begriff der WEL von einer speziellen *Warburg Electronic Library* hin zu einer generellen *Work Explication Language*. Von einer solchen digitalen Beschreibungssprache (»*language of description*«) erwarten wir, dass wir mit ihrer Hilfe allgemeine Beschreibungsarbeit (vgl. Abb. 11) leisten, d. h. aussagekräftige Arbeitsgraphen (vgl. Abb. 12) für unsere ontologische Aufgabenstellung erstellen und auch auswerten können. <sup>18</sup>

Dazu wollen wir den bislang beschriebenen Arbeitsumfang noch ausdehnen auf die Ebene der Schlagworte (*subject term, subject index*), das Ziel der Beschreibungsarbeit also letztendlich darin sehen, ein (politisches) Konzept durch *alle* seine relevanten Facetten zu definieren und für eine breitere Verwendung zu organisieren.

Für unsere Arbeit hat diese Zielsetzung zwei unmittelbare Konsequenzen:

- Die Arbeit an einem Schlagwort führt stets nur zur Erweiterung seiner Definition: Entweder kommt eine neue Facette dazu – eine zusätzliche Bildkarte wird angelegt –, oder es wird eine qualitativ bessere Definition einer bereits erfassten Facette gefunden – eine Bildkarte wird ausgetauscht. Diese Vorgehensweise beim Fortschreiben von Schlagwortdefinitionen (*completion semantic*) – Bildkarten werden nie ersatzlos entfernt – stellt sicher, dass Querverweise auf Bildkarten innerhalb der WEL prinzipiell nicht ungültig werden. <sup>19</sup>
- Die Arbeit an den Schlagworten kann in erheblichem Maße subjektiv sein. Fragen nach der Wichtigkeit einer bestimmten Facette, nach der



Qualität ihrer Definition, nach der Benennung von und nach den Beziehungen zwischen Schlagworten etc. lassen sich nur vor dem Hintergrund konkreter Interessenprofile der Schlagwortbenutzer beantworten. Es entsteht somit in der Regel nicht nur *eine* digitale Bibliothek – *der* Index zur politischen Ikonographie –, es kann ein System von personalisierten Handbibliotheken entstehen (vgl. Kapitel 5).

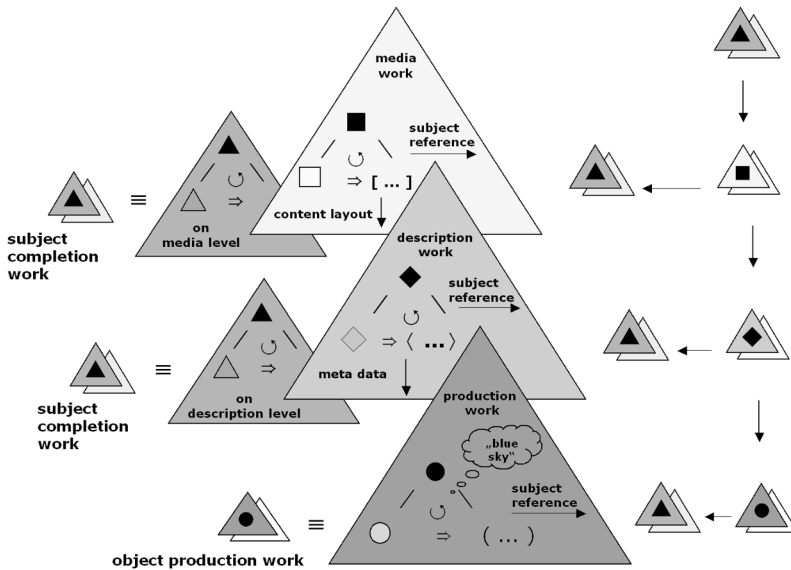


Abb. 13  
Gesamtsicht auf die  
Arbeit mit dem WEL-  
System

Eine umfassende WEL-Architektur ist in Abb. 13 skizziert. Anzumerken ist, dass wir Beschreibungsarbeit nicht nur in Form des speziellen Mediums »digitale Daten«, sondern ganz allgemein mittels digitaler Medien – Bild-, Text-, ... Medienkarten – leisten wollen. Auch die Arbeit am *subject index* kann auf beiden Ebenen, den Ebenen der Daten und der Medien, aufsetzen. Hinsichtlich ihrer Funktionalität sind beide Ebenen von vergleichbarer Mächtigkeit, denn auch die betrachteten Medien sind digital – die Ebenen unterscheiden sich hauptsächlich in der (Re-)Präsentationsform und damit im Adressatenkreis: Auf der digitalen Ebene ist Software der Adressat, die Ebene der Medien richtet sich an individuelle Benutzer.

Aus Abb. 13 wird auch eine besondere Stärke des WEL-Ansatzes deutlich: die Arbeit im Rahmen des WEL-Systems dient nicht nur der bloßen Sammlung und Speicherung von Material zum Aufbau von Schlagwortsystemen. Die WEL verfolgt ganz wesentlich den Zweck, diese Aufbauarbeit durch Wiederverwendung der Ergebnisse der bereits im Rahmen der WEL geleisteten Arbeit umfassend und nachhaltig zu unterstützen.



In Abb. 14 ist beispielsweise die Beschreibung des »Gonzaga/Mantegna/Minerva-Szenarios« dahingehend erweitert, dass nicht nur auf die Person des Fürsten Gonzaga sowie des Künstlers Mantegna Bezug genommen wird, sondern auch auf Vorstellungen über politische Werte, Ziele, Mittel etc., welche der herrschaftliche Besteller Gonzaga gehabt haben mag. Dazu wird hier angenommen, dass unter entsprechenden *subject terms* des BPI die Bedeutung entsprechender Begriffe (*loyalty, virtues, ...*) bereits zusammengetragen worden ist und zur Beschreibung unseres Falles benutzt werden kann. Dies kann etwa geschehen durch Verweis auf Machiavellis *Il Principe*, einem einschlägigen Arbeitshandbuch für Renaissancefürsten. Die Beschreibung des »Gonzaga/Mantegna/Minerva-Szenarios« findet in Abb. 14 eine Erweiterung gegenüber Abb. 12 auch dadurch, dass die produzierten Beschreibungsdaten als Facette zur Definition des Begriffs Allegorie hinzugenommen werden, eventuell auch zu der des Begriffs der politischen Loyalität (*subject work*).

Am Beispiel in Abb. 14 wird deutlich, dass die Stärke des WEL-Ansatzes darin besteht, auf einer vergleichsweise schmalen Basis von Konzepten eine erhebliche Ausdrucksmächtigkeit und einen hohen Strukturierungs- und Formalisierungsgrad dadurch zu erreichen, dass die Konzepte wiederholt, in engem Bezug aufeinander, angewandt werden können. So kommt die WEL mit ihrer den Kunstgeschichtlern abgelauschten Funktionalität der zentralen Zielsetzung des Index zur Politischen Ikonographie, nämlich der Erfassung der »aktiven Rolle von Bildern im politischen Raum«, näher, als dies traditionelle, nicht-digitale Repräsentationen erlauben.

Die generische WEL-Software ist in der Lage, pro Anwendung mehr als einen Index aufzubauen und zu pflegen. So wird zusätzlich zum BPI mit seinen politischen Schlagworten noch ein projektspezifischer Index unterhalten, der Beschreibungen der Arbeit der einzelnen, den BPI bearbeitenden Gruppen und ihrer Mitglieder aufnimmt. Beim Einsatz der WEL in der Ausbildung der Kunsthistoriker (vgl. Kapitel 5) wird beispielsweise jedes der Lehrprojekte (»Mantua« oder »Karl V.«) als Unterprojekte zum Gesamtprojekt des BPI geführt, die studentischen Arbeitsgruppen wiederum als Unterprojekte zum Projekt »Mantua« etc.

Das reflexive WEL-System hält also neben den Beschreibungsdaten für das »Gonzaga/Mantegna/Minerva-Szenario« auch Beschreibungsdaten für die Arbeit von Herrn B. fest: Name, Zeitangaben, verwendete Werkzeuge etc. (vgl. Abb. 9). Diese Metadaten bilden zum einen die Grundlage für eine eventuelle spätere Wiederaufnahme der B.schen Beschreibungsarbeit, zum anderen werden sie für die Personalisierung der WEL-Bibliothek etwa zu einer B.schen Handbibliothek benutzt. Die Gelegenheit zur individuellen Nutzung ermöglicht auch, dass

die Verwendung des BPI zugleich dessen Weiterentwicklung, die Arbeit mit ihm den Prozesscharakter des Gesamtprojektes bedeuten kann.

Systemtechnisch ist noch anzumerken, dass die Dokumente auf der Medienebene in der Regel automatisch unter Zuhilfenahme von Präsentationsvorgaben (*media templates*) aus den Dokumenten auf der Inhaltsebene (*data content*) generiert werden, oft erst zu dem Zeitpunkt, in dem sie ein Benutzer nachfragt. Lesedienste für mediale Dokumente werden durch Standardwerkzeuge bereitgestellt (Browser etc.), Änderungsdienste sind wieder auf der Datenebene angesiedelt und werden dort durch Schnittstellen zu Standarddatenbanken realisiert.

Als Informatiker sehen wir natürlich auch die Einsatzmöglichkeiten der erarbeiteten generischen Modelle und Systemlösungen in einem weiten Spektrum vergleichbarer Anwendungsdomänen. Ein Beispiel für die Verwendung der WEL-Konzepte in einer andersartigen Domäne ist die Modellierung von Begriffen und Erfahrungen in einem Großprojekt der Finanzbehörde Hamburg.<sup>20</sup>

## 5. WEL-ERFAHRUNG KUNSTGESCHICHTE: PERSONALISIERBARE DIGITALE HANDBIBLIOTHEKEN IN DER LEHRE

Bei der Entwicklung von WEL-Modell und -System haben wir darauf Wert gelegt, dass der enge Bezug zwischen digitalen Dokumenten und der »Arbeit«, durch die sie entstehen (*work triangle*, vgl. Kapitel 4.1 und Abb. 10), erhalten bleibt. Dies schafft uns die Basis für die Definition individueller Sichten auf Bestände von Dokumenten, etwa durch Bezug auf denjenigen, welcher eine bestimmte Beschreibungsarbeit geleistet hat, dem also der Dokumentengehalt »gehört« (*owned content*). Auch in dieser Hinsicht geht der WEL-Ansatz erheblich über frühere Arbeiten hinaus.<sup>21</sup>

Legen wir etwa den Arbeitsgraphen für das »Gonzaga/Mantegna/Minerva-Szenario« (Abb. 14) zugrunde, so können wir die digitale Handbibliothek des Herrn B. aus der Tatsache konstruieren, dass B. die entsprechende Beschreibungsarbeit geleistet und das WEL-System diesen Sachverhalt protokolliert hat.

Die so entstehenden personalisierten Handbibliotheken verfügen über einen hohen Grad an Autonomie, ermöglichen es der WEL aber auch – die Entstehungsgeschichte der Handbibliotheken ist ja bekannt –, die Kooperation zwischen autonomen Handbibliotheken auf Grundlage geeigneter Protokolle zu unterstützen.<sup>22</sup>

Diese Personalisierbarkeit der WEL eröffnet also Möglichkeiten, eine zentrale Problematik des BPI und des ihm zugrunde liegenden »subjekt-orientierten«

Ansatzes anzugehen: die generell nicht voraussetzbare Allgemeingültigkeit oder allgemeine Akzeptanz der Definition eines *subject term*, weder auf der Ebene seiner extensionalen Semantik – des jeweiligen »Bildkartenstapels« – noch der seiner Einbindung in ein System von *subject terms* – des *subject index* als Ganzem.

Durch die Arbeit mit digitalen Handbibliotheken können eine Reihe wichtiger Teilkompetenzen, die für die inhaltliche Arbeit an digitalen Produkten benötigt werden, vermittelt werden<sup>23</sup>: Einzelne und Gruppen können Ihre eigenen Handbibliotheken anlegen (vgl. Abb. 15), dabei Material Dritter wiederverwenden, dieses Material im Rahmen ihrer personalisierten Handbibliotheken bearbeiten, umstrukturieren, ergänzen und so letztlich mit einem hohen Maß an Autonomie neue digitale Objekte produzieren und diese publizieren. In einem weiteren Schritt können die neu produzierten und publizierten digitalen Objekte wieder in eine digitale Bibliothek eingebracht und so Dritten zur Wiederverwendung zur Verfügung gestellt werden. Es ist auch ein Ziel der WEL, diesen gesamten Zyklus nachhaltig und systematisch zu unterstützen und zu vermitteln.<sup>24</sup>

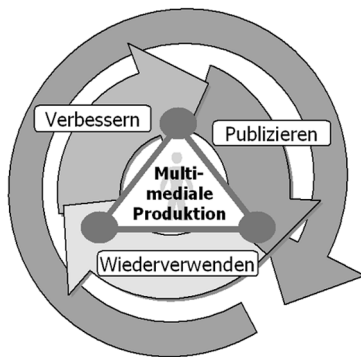


Abb. 15  
Multimediale Produktion mit digitalen Handbibliotheken

### 5.1 ERARBEITEN DIGITALER HANDBIBLIOTHEKEN

Erste praktische Erfahrungen mit personalisierbaren Handbibliotheken werden beim Einsatz der WEL in der kunstgeschichtlichen Ausbildung gesammelt. Nachfolgend wird die Verwendung von WEL und BPI in einem kunstgeschichtlichen Seminar skizziert, welches die Bedeutung der Herrscherfamilie der Gonzaga für die künstlerische Produktion in der Stadt Mantua in der frühen Neuzeit zum Gegenstand hat.

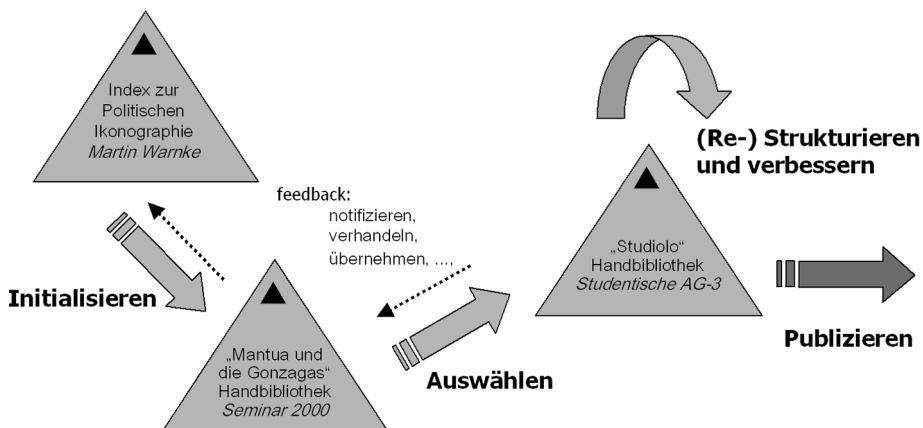


Abb. 16  
Kompetenzvermittlung durch digitale Handbibliotheken

Das Vorgehensmodell für das Lernen mit der WEL beruht darauf, dass Seminarleitung und betreuende Assistenten in einem ersten Schritt über den Bestand des BPI eine Handbibliothek definieren, welche sich im weiteren Sinne auf das Seminarthema, beispielsweise »Mantua und die Gonzaga«, erstreckt. Aus dieser digitalen Seminarbibliothek leiten sich die einzelnen studentischen Arbeitsgruppen wiederum Handbibliotheken zu ihren Spezialthemen, etwa »Studiolo« oder »Camera picta«, ab. Diese Arbeitsbibliotheken werden von der jeweiligen Arbeitsgruppe weitgehend autonom gestaltet, Schlagworte der Seminarbibliothek definieren lediglich einen ersten Rahmen; in der Regel werden die Arbeitsbibliotheken von den Gruppen umstrukturiert und um Facetten erweitert, welche die Studierenden durch eigene Recherche auch außerhalb der WEL erarbeiten, also eventuell durch Eingabe neuen Materials (vgl. Abb. 16).

Das primäre Lernziel besteht also in der Vermittlung von Kompetenz zur teamorientierten Arbeit mit digitalen Bibliotheken, also zur Nutzung der für eine Anwendungsdomäne vorgegebenen Begriffe, Strukturen und Materialien. Erweitert wird dieses Lernziel durch den weitgehend autonomen Aufbau eigener Arbeitsbibliotheken zu einer vorgegebenen Thematik – die begriffliche Arbeit am Thema, seine Strukturierung, die Materialergänzung etc. Abgerundet werden diese WEL-Lernziele schließlich durch Vermittlung einer gewissen Kompetenz zur werkzeugunterstützten Erstellung eigener multimedialer Produkte.

## 5.2 PUBLIZIEREN AUS DIGITALEN HANDBIBLIOTHEKEN

Ein weiteres Lernziel des Einsatzes der WEL in der Lehre besteht also in der Vermittlung einer gewissen Kompetenz zur Produktion digitaler Objekte und zu deren Publikation – etwa im Sinne der Warburgschen Bildtafeln.<sup>25</sup> So besteht das Ergebnis einer studentischen Arbeitsgruppe im genannten Seminar sowohl aus einer themenspezifischen digitalen Handbibliothek als auch aus einer Web-Seite zum Seminarthema (vgl. Abb. 17).

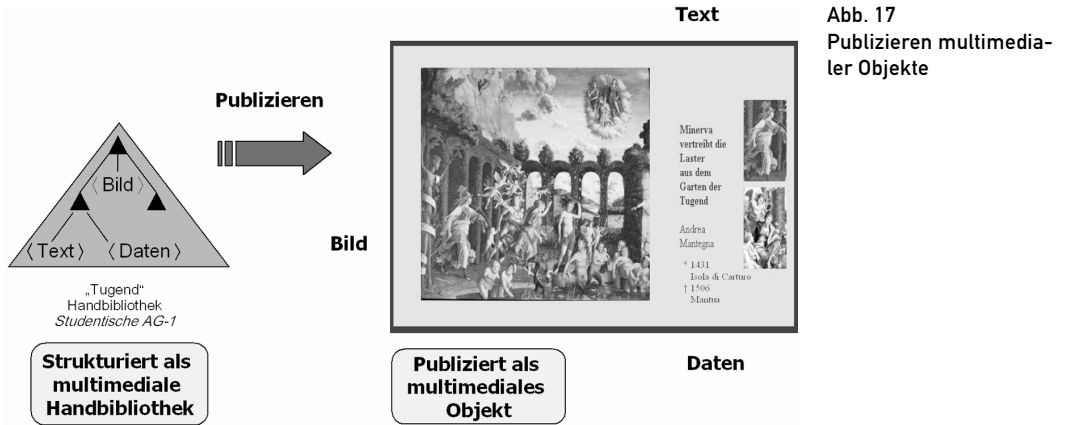
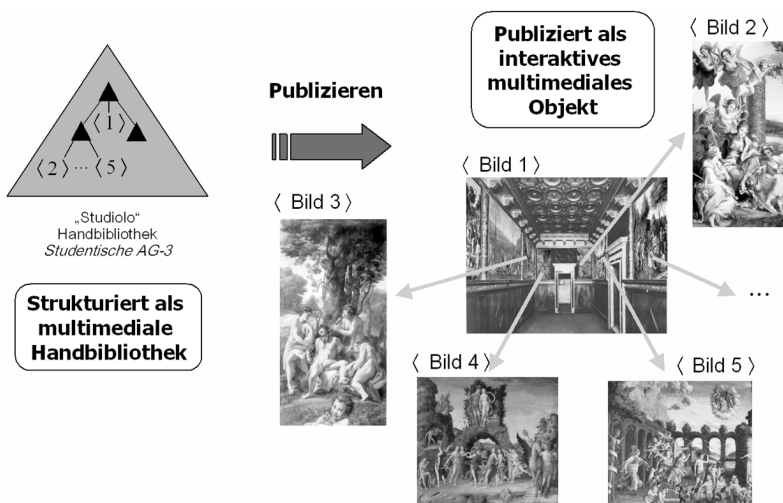


Abb. 17  
Publizieren multimedialer Objekte

Die Tatsache, dass die WEL auf den vier semantischen Basisoperationen – Aggregation, Klassifikation, Generalisierung, Assoziation – beruht, ergibt bereits eine erste Grundlage für die systematische Gestaltung von interaktiven digitalen Objekten:

- die Komponenten eines Aggregates werden in enger räumlicher Nachbarschaft angeordnet (vgl. Abb. 17);
- die Instanzen einer Klasse kommen auf dieselbe Seite, zumindest auf benachbarte Seiten;
- die Spezialisierungen einer Generalisierung werden zusammen mit dieser aufgezählt; interaktive Verbindungen (*active links*) führen zu jeder einzelnen Spezialisierung (vgl. Abb. 18);
- entlang allgemeiner Assoziationen kann durch beschriftete interaktive Verbindungen in der Regel in beide Richtungen navigiert werden, es sei denn, die assoziierten Objekte können in enger räumlicher Nachbarschaft zusammen präsentiert werden.

Abb. 18  
Publizieren des »Studiolo«



Im Seminar wird die Publikationsarbeit durch Musterlösungen und Präsentationsvorlagen (*media templates*), letzten Endes aber doch durch eine intensivere technische Betreuung bei der Benutzung von digitalen Werkzeugen (etwa *dream weaver*) unterstützt. Insgesamt zeigt sich, dass aufgrund der hohen Kompetenz, welche die Studierenden der Kunstgeschichte beim Umgang mit medialen Inhalten mitbringen, technische Defizite kein entscheidendes Hindernis für die digitale Produktion und Publikation darstellen.

## 6. ZUSAMMENFASSUNG UND PROJEKTAUSBLICK

Das WEL-Projekt stellt insgesamt eher eine Art Projektrahmen dar, in dem es den Partnern aus Geistes- und Naturwissenschaften darum geht, konzeptionelle, technische und praktische Fragen beim Umgang mit »medialen Inhalten« gemeinsam zu bearbeiten. Der dabei zugrunde gelegte Medienbegriff ist keineswegs in erster Linie technisch orientiert.<sup>26</sup>

So werden neben der Aufbauarbeit für die WEL aus Mitteln des Projektes auch ein Online-Portal für die Kunstgeschichte<sup>27</sup> realisiert sowie auf Basis des WEL-Systems ein Konzept für den Einsatz der Neuen Medien in der kunstgeschichtlichen Ausbildung erarbeitet und praktisch erprobt (vgl. Kapitel 5). Auch technische Arbeiten an den Texten zur Hamburger Cassirer-Ausgabe des Meiner-Verlages, Hamburg, werden vom WEL-Projekt unterstützt.

Für die Informatiker lassen sich die Projekterfahrungen, die über deren frühere Forschung und Entwicklung im Rahmen von »Datenbanken und Infor-



mationssysteme« eindeutig hinausgehen und die sie ohne das interdisziplinäre WEL-Projekt wohl nicht gemacht hätten, wie folgt zusammenfassen:

- Inhalte entstehen oft dadurch, dass »Entitäten, insbesondere abstrakte Entitäten«, mittels einer Beschreibungssprache erfasst werden (»admitted into a language of description«, vgl. Kapitel 4.2).
- Die auf diese Weise erarbeiteten Beschreibungen werden in vielen Fällen dadurch systematisiert und organisiert, dass sie zur extensionalen Definition eines Systems von Begriffen etwa in Form von Schlagworten (*subject terms*) herangezogen werden.
- Weder die Beschreibungsarbeit (*meta work*) noch die Arbeit an den Schlagworten (*subject work*) kann losgelöst gesehen werden von der Person oder der Gruppe, welche diese Arbeiten erbringt – dies ist schon dadurch bedingt, dass durch solche Arbeiten versucht wird, ein hohes Maß an – subjektiver – »Vollständigkeit« zu erreichen.
- Modelle für derartige Arbeiten bedürfen einer näheren Untersuchung und weiteren Ausgestaltung: Arbeitsstruktur und -identität, Arbeitsaufteilung innerhalb von Gruppen, Arbeitsbeteiligung Einzelner, Kooperationsmodelle, Arbeitsvorgaben und Automatisierungsgrade, Rechte, Pflichten und Schutzaspekte bei der Arbeit an Inhalten u. v. a. m.<sup>28</sup>

Es gehört zu den wichtigsten, aber auch zu den anspruchsvollsten Forderungen an eine moderne Informatik, dass sie die ihr gestellten Aufgaben in Form von *generischen* Lösungen realisiert, also Modelle und Systeme vorlegt, die auf weit gestreckte Aufgabenfelder anwendbar sind und noch in weiten Grenzen an wachsende oder neue Aufgaben angepasst werden können.<sup>29</sup>

Die Arbeit im WEL-Projekt ist in diesem Sinne auf generische Ergebnisse hin angelegt und deshalb auch übertragbar auf Inhalte und Benutzer außerhalb der Politischen Ikonographie und der Kunstgeschichte. So wird beispielsweise in einer Kooperation mit einem Partner aus der Medienindustrie die WEL-Software auch eingesetzt in dem verwandten Gebiet der »Ikonographie der Werbung«. Mit weiteren kommerziellen Partnern steht das WEL-Projekt in regem Konzept- und auch Softwareaustausch.<sup>30</sup>

Die Kunstwissenschaft ihrerseits gelangt mit der WEL in eine neue Stufe ihrer Dokumentations- und Erschließungsgeschichte. Seit Erfindung der Fotografie und deren Nutzung für die kunstgeschichtliche Forschung und seit Einsatz der Dias in der kunstgeschichtlichen Lehre ist die kunstgeschichtliche Dokumentation nicht wieder so gefordert gewesen wie jetzt durch die Möglichkeiten digitaler

Erfassung. Insbesondere die Methode der Ikonographie kann ihr Instrumentarium mit Hilfe der digitalen Erschließung unaufhörlich erweitern und differenzieren. Der Gefahr einer Überforderung durch Überinformation kann durch Nutzung des größeren Freiraums für Gedanken und Assoziationen begegnet werden.

Eine über die universitäre Forschung und Entwicklung hinausgehende Zusammenarbeit, die uns jedoch für unsere Arbeit im WEL-Projekt außerordentlich wichtig ist, wird gerade durch eine umfassende Zusammenarbeit mit Hamburger Schulen angegangen (*Hamburger Medienindex*). Nachdem *Schulen ans Netz* nun einmal technische Realität geworden ist, sollen Schulen auch in ihrer inhaltlichen Arbeit Unterstützung finden – unsere Erfahrungen mit der Warburg Electronic Library bilden hierfür eine gute Ausgangsposition.

#### DANKSAGUNG:

Wir danken insbesondere der Hansestadt Hamburg für die nachhaltige finanzielle Förderung des WEL-Projekts, verstärkt durch Mittel des Bundes sowie der beiden beteiligten Hochschulen. Weiterhin gilt unser Dank der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die unsere Arbeit im Rahmen eines Projektes »Kooperative Handbibliotheken« fördert. Schließlich möchten wir der Aby Warburg-Stiftung und dem Warburg-Haus danken, in dessen Räumen das Projekt großzügig untergebracht ist.

- 1 Arbeitsbereich Softwaresysteme, TUHH Hamburg {j.w.schmidt, hw.sehring}@tuhh.de; Kunsthistorisches Seminar, Universität Hamburg, warnke@kunstgeschichte.uni-hamburg.de.
- 2 Martin Warnke: Bildindex zur politischen Ikonographie, Forschungsstelle Politische Ikonographie, Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Hamburg 1996.
- 3 C. Niederée/C. Hattendorf/S. Müßig (unter Mitarbeit von Joachim W. Schmidt und Martin Warnke): Warburg Electronic Library – Eine digitale Bibliothek für die Politische Ikonographie, in: uni-hh Forschung, Beiträge aus der Universität Hamburg, XXXI/1997, S. 6–16; M. Bruhn: The Warburg Electronic Library in Hamburg. A Digital Index of Political Iconography, in: Visual Resources, XV/1999, S. 405–423.
- 4 Elaine Svenonius: The Intellectual Fo[u]ndation of Information Organization, Cambridge/Massachusetts/London 2000.
- 5 Terrence W. Deacon: The Symbolic Species. The co-evolution of language and the brain, New York/London 1997; Henri van Waal: ICONCLASS – An iconographic classification system, Amsterdam/Oxford/New York 1973–85 (Completed and edited by L. D. Couprie, R. H. Fuchs, E. Tholen, G. Vellekoop, a. o.).
- 6 Svenonius: The Intellectual Foundation of Information Organization (Anm. 4).
- 7 S. Weibel: Metadata. The Foundation of Resource Description, unter: <http://www.oclc.org/research/publications/arr/1995/part2/weibel.htm>; Arnaud Le Hors: Document Object Model Level 3 Core (W3C Working Draft), 26 January 2001, unter: <http://www.w3.org/TR/2001/WD-DOM-Level-3-Core-20010126>.
- 8 Van Waal: ICONCLASS – An iconographic classification system (Anm. 5).

- 9 Deacon: *The Symbolic Species* (Anm. 5).
- 10 John Miles Smith/Diane C. P. Smith: *Database Abstractions: Aggregation and Generalization*, in: *TODS* 2, 2 (1977), S. 105–133.
- 11 Neal Coulter/James French/Ephraim Glinert/Thomas Horton/Nancy Mead/Roy Rada/Craig Ralston/Anthony Rodkin/Bernard Rous/Allen Tucker/Peter Wegner/Eric Weiss/Carol Wierzbicki: *ACM Computing Classification System 1998. Current Status and Future Maintenance*, unter: <http://www.acm.org/class/1998/ccsup.pdf>; Svenonius: *The Intellectual Foundation of Information Organization* (Anm. 4).
- 12 Giorgio De Michelis/Eric Dubois/Matthias Jarke/Florian Matthes/John Mylopoulos/Joachim W. Schmidt/Carson Woo/Eric Yu: *A Three-Faceted View of Information Systems*, in: *Communications of the ACM* 41/12 (1998), S. 64–70.
- 13 Joachim W. Schmidt/F. Matthes: *The DBPL Project. Advances in Modular Database Programming*, in: *Information Systems*, 19/2 (1994), S. 121–140; A. Gawecki/F. Matthes/J. W. Schmidt/S. Stamer: *Persistent Object Systems. From Technology to Market*, in: Matthias Jarke (Hg.): *27. Jahrestagung der Gesellschaft für Informatik, Berlin 1997*, S. 492–500; F. Matthes/G. Schröder/J. W. Schmidt: *Tycoon. A Scalable and Interoperable Persistent System Environment*, in: Malcolm P. Atkinson/Ray Welland (Hg.): *Fully Integrated Data Environments, ESPRIT Basic Research Series*, Berlin 2000, S. 365–381.
- 14 Warnke: *Bildindex zur politischen Ikonographie* (Anm. 2).
- 15 Ebd. (Anm. 7).
- 16 Weibel: *Metadata* (Anm. 7); Ora Lassila/Ralph R. Swick (Hg.): *Resource Description Framework (RDF) Model and Syntax Specification (W3C Recommendation)*, 22 February 1999, unter: <http://www.w3.org/TR/REC-rdf-syntax>; Le Hors: *Document Object Model Level 3 Core* (Anm. 7); Tim Berners-Lee/Mark Fischetti: *Weaving the Web. The original design and ultimate destiny of the World Wide Web by its inventor*, San Francisco 2000; Tim Bray/Jean Paoli/C. M. Sperberg-McQueen/Eve Maler (Hg.): *Extensible Markup Language (XML) 1.0 (Second Edition)*, 6 October 2000, unter: <http://www.w3.org/TR/2000/REC-xml-20001006>.
- 17 Webster's Third New International Dictionary of the English Language, Chicago 1996.
- 18 John F. Sowa: *Knowledge Representation, Logical, Philosophical, and Computational Foundations*, Brooks/Cole 2000.
- 19 Claudia Niederée/Ulrike Steffens/Joachim W. Schmidt/Florian Matthes: *Aging Links*, in: José Borbinha/Thomas Baker (Hg.): *Research and Advanced Technology for Digital Libraries, Proceedings of the Third European Conference, ECDL 2000, Lisbon/Portugal, September 2000*, in: *Lecture Notes in Computer Science*, vol. 1923 (2000), S. 269–279.
- 20 M. Raulf/R. Müller/F. Matthes/K. J. Scheunert/Joachim W. Schmidt: *Begriffsorientierte Dokumentenverwaltung für das internetgestützte Projektmanagement*, in: *Tagungsband »Management und Controlling von IT-Projekten«*, Heidelberg 2001, S. 163–186.
- 21 Lothar Rostek/Wiebke Möhr/Dietrich Fischer: *Weaving a Web. The Structure and Creation of an Object Network Representing an Electronic Reference Work*, in: P. Fankhauser/M. Ockenfeld (Hg.): *Integrated Publication and Information Systems. 10 Years of Research and Development at GMD-IPSI*, Sankt Augustin 1998, S. 189–199.
- 22 Florian Matthes/Joachim W. Schmidt/Ulrike Steffens: *Kolibri – Entwicklung von Modellen und Werkzeugen für kooperative digitale Handbibliotheken*, in: *Informationstechnik und Technische Informatik*, 42/6, Dezember 2000, S. 41–45.
- 23 A. Paepcke: *Digital Libraries. Searching Is Not Enough – What we learned On-Site*, unter: <http://ukoln.bath.ac.uk/dlib/dlib/may96>; Hermann Maurer/Jennifer Lennon: *Digital Libraries as Learning and Teaching Support*, in: *Journal of Universal Computer Science*, vol. 1, no. 11 (1995), S. 719–727.
- 24 Carla Simone/Monica Divitini: *Ariadne. Supporting Coordination through a Flexible Use of the Knowledge on Work Processes*, in: *Journal of Universal Computer Science*, vol. 3, no. 8 (1997), S. 865–898; Setrag Khoshafian/Marek Buckiewicz: *Introduction to Groupware, Workflow, and Workgroup Computing*, New York 1995; P. Dourish/V. Bellotti: *Awareness and Coordination in Shared Workspaces*, in: *Proceedings of ACM CSCW 1992: Conference on Computer-supported Cooperative Work*, November 1–4, 1992, Toronto/ Canada 1992, S. 107–114.
- 25 Martin Warnke/Claudia Brink (Hg.): *Der Bilderatlas Mnemosyne*, Berlin 2000.
- 26 Marshall McLuhan: *Understanding Media. The Extensions of Man*, Cambridge/Massachusetts/London 1964.

- 27 Homepage »Netzwerk für Kunstgeschichte«, unter: <http://www.artist.net>.
- 28 Joachim W. Schmidt/Hans-Werner Sehring: Dockets. A Model for Adding Value to Content, in: Jacky Akoka/Mokrane Bouzeghoub/Isabelle Comyn-Wattiau/Elisabeth Métais (Hg.): Proceedings of the 18th International Conference on Conceptual Modeling, November 15–18, Paris, France, volume 1728 of Lecture Notes in Computer Science, Springer-Verlag, November 1999, S. 248–262; J. W. Schmidt/H.-W. Sehring/A. Wienberg: Content Work in a Subject-oriented Environment, in: Proceedings International ADBIS-2001 Conference, Lecture Notes in Computer Science, September 2001.
- 29 J. W. Schmidt/G. Schröder/C. Niederée/F. Matthes: Linguistic and Architectural Requirements for Personalized Digital Libraries, in: International Journal on Digital Libraries, 1(1), 1997; Peter J. Nürnberg/Erich R. Schneider/John J. Leggett: Designing Digital Libraries for the Hyperliterate Age, in: Journal of Universal Computer Science, vol. 2, no. 9 (1996), S. 610–622.
- 30 Homepage CoreMedia AG, Hamburg, unter: <http://www.coremedia.com>; Homepage infoAsset AG, Hamburg, unter: <http://www.infoasset.de>.

**Martin Warnke**  
**DIGITALE ARCHIVE**

Archive haben Konjunktur. Dass dies so ist, liegt sicher auch daran, dass mit Hilfe digitaler Speicher- und Distributionstechniken – CD-ROM, DVD, das Internet, speziell das World Wide Web – umfangreiche Datensammlungen auch in die Reichweite von Privatleuten oder kleineren Institutionen gelangt sind. Denn einen PC, einen Scanner, eine große Festplatte und einen CD-Brenner kann sich heutzutage so ziemlich jede und jeder leisten. Warum also nicht endlich einmal alles aufheben, was wertvoll zu sein scheint?

Ob dabei Computertechnik tatsächlich die Lösung des archivarischen Problems, ob sie vielleicht sogar alte Probleme in neuem Ausmaß und darüber hinaus ganz neue erzeugt und welches das Verhältnis von digitaler Speicherung zu Gedächtnis und Erinnerung ist, soll im Folgenden zur Sprache kommen.

**1. DIGITALE RESURREKTION ODER BEERDIGUNG ERSTER KLASSE:  
 DIGITALE ARCHIVE UNTERGEGANGENER KULTUREN**

Vordringlichste und vornehmste Aufgabe aller Archivierung ist es, so die landläufige Auffassung, das zu Archivierende vor dem Verfall und dem Vergessen, aber auch vor unautorisiertem Zugriff zu schützen. Es handelt sich bei den Archivalien also um Güter, um Bestandteile der Kultur, die nicht mehr lebendig genug sind – hier durchaus buchstäblich *und* figurativ gemeint –, um selbst für ihren Erhalt oder ihren Schutz sorgen zu können.

Archive bewahren Totes, haben demnach viel mit Mausoleen gemein. Denn wie auch Mausoleen bewahren sie das Gedenken und die Erinnerung an Totes am Leben, sie sind Mahnmale für die Macht, die die Toten noch immer besitzen.

Berühmte Beispiele kennen wir alle. Da wäre etwa das Taj Mahal, das monumental die Macht der Liebe über den Tod hinaus symbolisiert, oder der ausgestopfte Lenin am Roten Platz in Moskau, bei dem Konservierungsspezialisten immer wieder Hand anlegen müssen, um die Folgen des Verfalls auszubessern.

Hier soll es im Folgenden um Dokument-Archive gehen, die allerdings ihre sepulkrale Natur ebenfalls nicht verleugnen können.

Beispiele sind etwa: Die DDR im WWW<sup>1</sup>, eine der ersten Fundstellen, wenn man in der Suchmaschine Google den Begriff »Archiv« eingibt.

Ob es sich dabei tatsächlich um ein Archiv handeln kann, ob vielleicht eher mit Mitteln der Informationstechnologie ein WWW-Mausoleum implementiert werden soll, scheint mir noch nicht ausgemacht.

Zweites Beispiel: Mit dem unverkennbaren Gestus einer schuldbewussten Annäherung an begangene Verbrechen liegen die zerstörten jüdischen Sakralbauten in Frankfurt am Main auf dem Web.<sup>2</sup> Sie sind die Stars eines Artikels in der Süddeutschen Zeitung vom 5.9.2000. Er trägt den Untertitel: »Das Internet entwickelt sich zur Ausstellungsstätte für Kostbarkeiten, die längst zerstört oder Experten vorbehalten sind«. Es scheint hierfür keinen großen Unterschied zu machen, ob die Kostbarkeiten zerstört oder in Expertenhand sind, sie sind in jedem Falle entzogen. Dem Internet wird nun zugetraut, Aufschluss-Stätte für solcherart Kostbarkeiten zu sein.

In der Süddeutschen heißt es weiter: »Nach den Überlieferungstechniken Sprache und Schrift steht in der Form der digitalen Information ein Medium zur Verfügung, das den Zugang zu und die Präsentation von Kulturgütern – dem Gedächtnis der Menschheit – revolutionieren [wird].«

Ob das – aus technischer Sicht – vielleicht zu viel der Ehre ist, soll sich im Folgenden erweisen. Denn es ließe sich dann, nach Enttäuschung technischer Heilserwartungen, auch mutmaßen, bei der Idee des Zugänglich-Machens von Kulturgütern mit digitalen Medien sei vielleicht ein ganz anderer Wunsch Vater des Gedankens gewesen: Möglicherweise haben digitale Archive ja sogar die Funktion, den Deckel über dem Material endlich zu schließen, für eine letzte Ruhestätte zu sorgen, an der auch die Erinnerung letztlich an ihr Ende kommen kann. Derrida hat das das Archivübel genannt: *Mal d'Archive*.<sup>3</sup>

Was haben wir, könnte die Frage sein, wenn der virtuelle Deckel des Archivs über dem Bewahrten zuklappt: digitales ewiges Leben oder letzte Daten-Ruhestätte?

Dieser Frage werden wir jetzt nachgehen.

## 2. EIN DIGITALES ARCHIV VON ÜBERHAUPT ALLEM

Kommen wir zunächst zu Aspekten der reinen Quantität, zu technischen Randbedingungen digitaler Speicherung als Teil einer Archivierung: Was ist davon zu halten, einmal grundsätzlich überhaupt alles archivieren zu wollen?

Fangen wir klein an, mit dem Gedächtnis eines Menschen etwa. Ein gewisser kognitiver Psychologe mit dem Namen Landauer aus Colorado hat geschätzt, dass der Informationsgehalt eines typischen menschlichen Langzeitgedächtnis-

ses zwischen 150 und 225 MB umfasst.<sup>4</sup> Das ist immerhin der Text von etwa ein paar hundert Paperbacks. Ein gängiger PC müsste nur etwa ein Zehntel seines Speichers opfern, um das Gedächtnis einer typischen Kleinfamilie abzuspeichern. Sofern dieses Bild überhaupt stimmt, wohlgemerkt, sofern also Erinnerung und Speicher vergleichbar wären. Rechnen wir diesen Wert auf die gesamte Menschheit hoch, so ergeben sich 1.350 PetaByte, also kein Problem, wie wir gleich sehen werden. Auch was ein PetaByte ist, wird gleich geklärt.

Nehmen wir uns als Nächstes vor, was, anders als ein menschliches Gedächtnis, ohnehin schon als Datenmasse externalisiert ist: die Texte, Bilder und Töne, die die Menschheit über technische Medien ständig absondert.

Sehen wir einmal nach.

Die Library of Congress enthält<sup>5</sup>

20 Millionen Bücher, macht 20 TeraByte (Tera ist  $10^{12}$ , eine Million Millionen).

13 Millionen Fotos, macht 13 TB.

4 Millionen Karten und Pläne, macht 200 TB,

500.000 Filme zu etwa 500 TB,

3,5 Millionen Klangdokumente: 2000 TB.

Zusammen ergibt das etwa 3000 TB oder 3 PetaByte, Peta heißt  $10^{15}$ , eine Milliarde Millionen.

Nehmen wir noch mehr hinzu: alles Schriftliche, alle Fotos, alle neu ausgestrahlten Fernsehsendungen, der Hörfunk, alle publizierte Musik und vor allem: alle geführten Telefonate, die einige spezielle staatliche Stellen sowieso gern aufzeichnen würden, machen auf der ganzen Erde pro Jahr ca. 4.600 PB oder 4,6 ExaByte, Exa:  $10^{18}$ , eine Milliarde Milliarden. Eine ganze Menge. Aber: Das ist weniger als der jährlich von der Industrie gefertigte und verkaufte elektronische Speicher.

Mithin: wenn wir wollten, könnten wir alles speichern. Wenngleich kritische Stimmen angesichts der enormen menschlichen Mitteilbarkeit, vor allem am Telefon, fragen: »So who wins the war here – a handful of cybrarian archivists, or the entire chattering human race?«<sup>6</sup>

### 3. DAS INTERNET ALS ARCHIV

Doch man muss gar nicht zu den Sternen, also zum gesamten Weltgeist, greifen, um auf erhebliche Probleme zu stoßen, nehmen wir uns vor, was ohnehin digital da und weltweit verfügbar ist: das Internet, speziell das World Wide Web.

Ist es selbst vielleicht schon ein digitales Archiv? Es liegt ja bitweise zugreifbar vor.

Technisch umfasst das Internet die Gesamtheit aller Datenleitungen, aller Computer, die Relais-Funktionen übernehmen, aller Datenpakete, die transportiert werden, und aller Server und Clients, die Informationen anbieten und abfordern.

Wären Internet-Pakete solche wie bei der Paketpost, so würden sie, zusammengekommen, den Bestand des Internet ausmachen. Doch: Internet-Pakete sind vergänglich. Damit alle die Daten, die zu übertragen sind und die gelegentlich verschiedene Wege ausprobieren müssen, um dann schließlich hoffentlich beim Empfänger anzugelangen, damit diese Daten nicht sinnlos herumliegen und alles verstopfen, hat man ihnen einen Selbstzerstörungs-Mechanismus eingebaut, das TTL-Feld, das heißt »Time To Live«. Normalerweise trägt diese digitale Lebenserwartung anfangs den Wert 255, und bei jeder Passage über eine Computer-Relais-Station, bei jedem *hop*, wird dieser Wert um eins dekrementiert. Ist er null, wird das Paket gelöscht.<sup>7</sup>

Das Internet ist offenbar eine Mischung aus reinem Transport und temporärer Speicherung, die bei den Paketen nie länger als ein paar Handvoll Sekunden dauert. Es kommt für die Frage nach der Lebensdauer von Internet-Dokumenten also auf die Endgeräte an, denn: die Übertragungspakete verschwinden von selbst. Was nicht mehr auf den Servern liegt, kann nicht mehr erreicht werden, es tritt der berühmte »Error 404, document not found« auf.

Das Netz selbst ist also offenbar als Archiv *untauglich*.

Lassen Sie uns nachsehen, wie es um die Daten auf den Servern selbst bestellt ist.

Ein Blick auf die Statistik unseres WWW-Servers an der Universität Lüneburg besagt, dass rund 2,5 % aller Anforderungen an Web-Seiten nicht bedient werden konnten, weil es sie nicht gab, aber wahrscheinlich schon einmal gegeben hat. Sie sind also seit der letzten Bereinigung der Verweise auf sie verschwunden. Gelöscht. Nicht mehr für wichtig oder erhaltenswert befunden, vielleicht durch Neueres ersetzt.

Das wirft die Frage auf, wie hoch die Lebenserwartung einer WWW-Seite ist, bis sie von den Servern verschwunden ist. Tage, Monate, Jahre?

Brewster Kahle weiß, wie viel Websites stehen, und er weiß auch, wie lange sie am Himmelszelt des Internet glänzen: noch Ende 1996 sollten es 400.000 Websites mit insgesamt 1,5 TeraByte Umfang sein, im März 2000 waren es 13,8 TB<sup>8</sup>, also wie vorhersehbar etwa 10-mal so viele. Und wie lange bleibt so ein Dokument typischerweise auf seinem Server erreichbar? Auch hier weiß Brewster



Kahle Antwort. Seine Verfahren registrieren natürlich, wenn sich etwas auf einem Server verändert, wenn Daten verschwinden. Die Veränderungsrate der Dateien 1996 von 600 GB im Monat lässt den Schluss<sup>9</sup> zu, dass die mittlere Lebenserwartung eines Dokuments im WWW ganze 75 Tage beträgt. Nach 75 Tagen sind die meisten Seiten also nicht mehr dort, wo sie einmal vorzufinden waren. Referenzen, Zitate, Bezüge auf sie liefern dann den »Error 404, document not found«. Zweieinhalb Monate sind wahrhaftig nicht viel, vergleicht man das mit der Langlebigkeit analoger Medien, etwa den fünftausend Jahre alten frühesten Texten der Menschheit, den Proto-Keilschrift-Tafeln aus Mesopotamien.<sup>10</sup> Selbst Bücher auf säurehaltigem Papier kommen gut dagegen weg.

Was heißt das für die Inkunablen des Internet, die »Wiegendrucke«, Erstlinge, Erstauflagen? Diese Frühzeit des WWW ist verloren. Es gibt die Dokumente nicht mehr, weil niemand sie bewahrt oder archiviert hat. Ständig verschwinden Dokumente im digitalen Nirwana, und niemand scheint das aufhalten zu können.

Fast niemand. Brewster Kahle versucht es. Seine Organisation heißt »The Internet Archive«, und sie macht Schnappschüsse des gesamten WWW, weshalb er auch die Kenndaten des WWW besitzt. In Form einer Skulptur ist ein solcher seiner Schnappschüsse der Library of Congress als Geschenk übergeben worden. Diese Skulptur ist eine digitale Momentaufnahme des Web von 1997, etwa 2 Tera-Byte Daten. Man kann den Internet-Archiv-Service auch als normaler User in Anspruch nehmen: unter dem Namen »Alexa« gibt es einen Browser-Zusatz, der dann, wenn der Fehler 404 zuschlägt, stattdessen die Kopie aus seinem Archiv anzeigt. Besonders ergiebig ist er übrigens nicht, oft gibt es dennoch Seiten mit dem Fehler 404, die auch Alexa schon vergessen hat.

Hinzu kommt: Vieles im Web entsteht erst bei der Abfrage, die Bahn- oder die Telefonauskunft oder aktuelle Preis- und Produktlisten, weil die Seiten dynamisch zur Laufzeit erst aus Datenbanken erzeugt werden. Diese sind den Netz-Kriechtieren, den Suchrobotern von Brewster Kahle sowieso unzugänglich und können von ihm nicht archiviert werden.

Fazit: Das Internet taugt bei einer Dokument-Lebensdauer von zweieinhalb Monaten nicht zum Archiv. Es zu archivieren ist ein heroischer Akt, der die Frühzeit des Web ohnehin nicht mehr retten kann. Und auch die meisten der zeitgenössischen Websites lassen sich so nicht dem Vergessen entreißen, sie gehen ständig unwiederbringlich verloren.

#### 4. LEBENSDAUER DIGITALER SPEICHERMEDIEN

Nehmen wir einmal an, alles, was archiviert werden sollte, wäre tatsächlich schon von irgendeinem *cybrarian* digital gespeichert. Sind die Kisten voller Bänder, Platten und CDs dann ein sanftes Ruhekissen für den guten Menschen, dem der Erhalt der Kulturgüter so am Herzen liegt?

Lassen wir Augenzeugen berichten:

»In Taiwan habe ich Disketten gesehen, die voller Pilze und Schimmel waren (grün und haarig). In Missouri habe ich Disketten-Hüllen gesehen, die von der Hitze im Inneren eines Autos völlig verzogen waren. In Utah habe ich Disketten voller Flugsand gesehen. Der Besitzer sagte mir, es habe ein seltsames Kratzgeräusch gegeben, als sie seinem Laufwerk den Lesekopf zu Schrott geschliffen haben.«<sup>11</sup>

Aber selbst vorsichtigeren Zeitgenossen, ja selbst den sagenhaften Raketenwissenschaftlern bei der NASA, mit Technologie doch auf Du und Du, ist schon Schlimmes widerfahren:

»Der Inhalt von 1,2 Millionen Magnetbändern, die drei Jahrzehnte amerikanische Raumfahrt dokumentieren, ist hinüber, so schreibt Dr. Michael Friedewald vom Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung in Karlsruhe.« Die Aufbewahrung in Lagerhäusern hat den wertvollen Tapes nicht gut getan. Die Trägerfolie löst sich auf, die Bänder zersetzen sich.<sup>12</sup> Bei Audio-Bändern kennt man das als Quietschen beim Abspielen, als ein Zeichen dafür, dass bald alles vorbei sein wird.

Wie lange Medien halten, hängt davon ab, wie sorgsam sie aufbewahrt werden. Aber auch bei größter Vor- und Umsicht ist ihnen nur eine gewisse Spanne beschieden. Etwa so:

Bänder halten zwischen 2 und 30 Jahren.

CD-ROM (die silbrigen, industriell gefertigten) 5 bis 100 Jahre, ebenso wie magneto-optische Platten. Ähnliches kann von anderen Medien gesagt werden, die nur ein Mal beschrieben werden (WORM).

Kurz und knapp: »Computerbänder, Videobänder und Tonbänder halten ungefähr so lange wie ein Chevy oder ein Pudel.«<sup>13</sup> Dasselbe kann von den digitalen Medien behauptet werden. Dann schlägt *data rot* zu, die kalte Datenrotte.

Doch das ist noch nicht einmal das Schlimmste, denn nicht nur die Träger altern, auch die Formate kommen in die Jahre und sterben einfach aus. Haben Sie noch ein 5¼-Zoll-Laufwerk? Wo kann ich meine Lochkarten von vor zwanzig Jahren einlesen lassen? Kennt jemand noch das Format eines *Schneider*-Schreibcomputers?

Schätzt man somit die Lebensdauer von Datenformaten, so landet man bei noch sehr viel niedrigeren Werten, die bei fünf bis zehn Jahren liegen. Danach hilft nur noch ein Computermuseum mit geschickten Technikerinnen oder Technikern, die ohne Ersatzteile, die die Industrie natürlich nicht mehr liefern kann, durch Basteln die alten Gerätschaften am Laufen halten.

Glücklicherweise ist *retro computing* zum Sport einiger Unverzagter geworden, die Spaß daran haben, mit Computern zu spielen, in die man noch hineinblicken kann.<sup>14</sup>

Eine Interessengruppe namens »Dead Media« bringt ihre »Dead Media Working Notes« heraus,<sup>15</sup> in denen natürlich nur von toten Medien die Rede ist, etwa der pneumatischen Post in Paris, Hummels Telediagrammen, den »Peek-a-Boo-Index-Cards«, aber auch den obsoleten Computern, die nach Gordon Moores Gesetz alle eineinhalb Jahre durch ihre schnelleren Nachfolger ersetzt werden. Dort, wo tatsächlich alte Formate und alte Hardware gebraucht werden, hilft nur noch eines: Man muss die alten Programme auf neuem Gerät simulieren, oder, im Informatik-Jargon: emulieren.

Dead-Media-Aktivist Bruce Sterling merkt an: »Diese Entwicklung ist für Dead Media Studies interessant, weil die rasche Folge, durch die elektronische Komponenten obsolet werden, immer ein Kainsmal der elektronischen Medien war. Simulation und Emulation toter Hardware wird weiter an Bedeutung zunehmen, solange der Friedhof toter Multimedien nur so wimmelt von Opfern des Mooreschen Gesetzes.«<sup>16</sup>

So sieht sich die amerikanische Air Force auch gezwungen, spezielle Vorsorge zu treffen, um beim Generationswechsel elektronischer Schaltungen, mit denen die modernen Kampffjets bestückt sind, nicht auch gleich neue Flugzeuge bauen zu müssen. Denn die Hardware und die darauf implementierte Software muss einwandfrei laufen, damit der Vogel am Himmel bleibt, auch wenn die Chips schon längst nicht mehr hergestellt werden. Also gibt es Ersatzteil-Probleme.

»Die Teileknappheit rührt größtenteils von der kurzen kommerziellen Lebensspanne digitaler elektronischer Komponenten, verglichen mit dem langen Wartungsleben von Waffensystemen. Eine digitale Komponente z. B. mag eine Lebenszeit von 18 Monaten haben, während ein Waffensystem, das diese Komponente verwendet, oft Jahrzehnte im Einsatz ist.«<sup>17</sup> Das wird sehr teuer, und es führt uns wieder zurück zu unserem eigentlichen Thema, den digitalen Archiven, die ohne größte Anstrengungen auf dem Feld einer aufwendigen Daten-Archäologie sehr schnell digitalem Vergessen anheim fallen.

## 5. DATEN-ARCHÄOLOGIE

Jeff Rothenburg ist durch ein Diktum bekannt geworden, das da lautet: »Digital documents last forever – or five years, whichever comes first.«<sup>18</sup>

Und er weiß, wovon er spricht, denn sein in die Ewigkeit, das heißt in die nächsten fünf Jahre, greifendes Urteil ist Frucht einer ausführlichen und sehr überzeugenden Studie zum Thema digitaler Dokumentarchivierung. Das Resultat lautet: »[...] there is – at present, no way to guarantee the preservation of digital information.«

Wenngleich Garantien nicht abzugeben sind, so gibt es doch eine Strategie, die, wenn verfolgt, Hilfe verspricht: »The best way to satisfy the criteria for a solution is to run the original software under emulation on future computers.«

Wer hätte das gedacht? Die Originalsoftware unter einer Emulation hoffnungslos veralteter Betriebssysteme längst verrotteter Hardware muss immer wieder zum Laufen gebracht werden.

Zunächst ist also der Bit-Strom der digitalen Daten zu erhalten, umzukopieren auf je neue Speichermedien, als Maßnahme gegen den *data rot*, zu ergreifen etwa alle ein bis zwei Jahre. Anschließend hat man dafür zu sorgen, dass die Daten auch korrekt interpretiert werden. Wenn man nicht weiß, wie der Inhalt eines Mediums zu interpretieren ist, ist man noch nicht viel weiter. Neben dem *data rot* war auch fehlende Beschriftung eine der Ursachen für die massiven Datenverluste der NASA.

*Metadaten* sind anzubringen. Sie beschreiben, was wie zu interpretieren ist. Die digitalen Schubladen sind zu beschriften, digital, versteht sich. Die Metadaten müssen auch beschreiben, unter welchem Betriebssystem, auf welcher Hardware die Software läuft, die die Daten interpretiert. Rothenburg schreibt dazu: »This point cannot be overstated: in a very real sense, digital documents exist only by virtue of software that understands how to access and display them; they come into existence only by virtue of running this software.«

Und damit man sich nicht auf Computer-Oldtimer verlassen muss, die irgendwann trotz liebevollster Pflege auseinander fallen müssen, muss das Ganze auf jeweils neuen Rechnern funktionieren, die wegen ihres eigenen, neuen Betriebssystems dann also das alte emulieren müssen, unter dem die originale Software abläuft, die man ebenfalls beilegen muss. Anzulegen ist also auch ein Archiv von Betriebssystem-Emulationen in allen relevanten Versionen und eine Sammlung von Software, die die Dokumente interpretieren kann.

Ständig frisch umkopierte Dokumente könnten so auf neuesten Computern unter Betriebssystem-Emulationen von Originalsoftware angezeigt, mithin ar-

chiviert, werden. Nur dann, wenn wir diesen Aufwand treiben, werden digitale Dokumente archiv-fähig. Man sieht ein, das ist nichts mehr für Privatleute, hier sind staatliche Institutionen gefragt, die eine solche außerordentlich aufwendige Arbeit kontinuierlich leisten. Der Archiv-Begriff, der ja auf das Amtshaus des Archonten zurückgeht, der die Macht über die Regierungsdokumente ausübt, zeigt seine ursprüngliche Bedeutung.

Derrida schreibt in *Mal d'Archive*:

»... archive, sein einziger Sinn, vom griechischen *archeion*: zuerst ein Haus, ein Wohnsitz, eine Adresse, die Wohnung der höheren Magistratsangehörigen, die *archontes*, diejenigen, die geboten. Jenen Bürgern, die auf diese Weise politische Macht innehatten und bedeuteten, erkannte man das Recht zu, das Gesetz geltend zu machen oder darzustellen. Ihrer so öffentlich anerkannten Autorität wegen deponierte man zu jener Zeit bei ihnen zu Hause, an eben jenem Ort, der ihr Haus ist (ein privates Haus, Haus der Familie oder Diensthaus), die offiziellen Dokumente. Die Archonten sind zunächst Bewahrer. Sie stellen nicht nur die physische Sicherheit des Depots und des Trägers sicher. Man erkennt ihnen auch das Recht und die Kompetenz der Auslegung zu. Sie haben die Macht, die Archive zu interpretieren.«<sup>19</sup>

Und weiter:

»... die technische Struktur des *archivierenden* Archivs bestimmt auch die Struktur des *archivierbaren* Inhalts schon in seiner Entstehung und in seiner Beziehung zur Zukunft. Die Archivierung bringt das Ereignis im gleichen Maße hervor, wie sie es aufzeichnet. Das ist auch unsere politische Erfahrung mit den sogenannten Informationsmedien.«<sup>20</sup>

Insbesondere wird das die Erfahrung mit digitalen Archiven sein. Nur Macht und Geld können sie vor dem Verfall retten, die so viel anfälliger sind als ihre analogen Vorläufer. Und wer die überkommenen Dokumente so unter seiner Ägide hat, kann sie nach Belieben einsetzen, interpretieren, vorenthalten.

Sehr real vernichtet der technische Fortschritt, der unabdingbar ist, um immer mehr Dokumente in digitale Archive einstellen zu können, das Archiv selbst: Digitale Archive sind Schauplätze eines *Mal d'Archive*, eines digitalen Archiv-Übels.

Ein wenig kann man das technische Problem entschärfen, indem man möglichst digitale Dokumente in solchen Formaten abspeichert, dass wenigstens der Inhalt noch lange richtig interpretierbar sein wird, dass also schon der Erhalt des Bit-Stroms der Daten Wesentliches rettet. Kandidaten für solche Formate sind etwa »html«, das Format des jetzigen World Wide Web, das allein schon deshalb nicht so einfach von der Bildfläche verschwinden wird, weil es so viele Doku-

mente gibt (13,8 TeraByte im März 2000), die mit dieser Konvention kodiert wurden.

Bei den Metadaten, die Identifizierung und Suche erleichtern, gibt es ebenfalls gute Vorschläge: *Dublin Core* und die *Open Archive Initiative*.<sup>21</sup> Diese Konventionen könnten, wenn sie weite Verbreitung fänden, die Suche und das Auffinden digitaler Dokumente erheblich vereinfachen. Die Verwendung solcher Standards macht Dokumentarchivierung damit noch nicht zu einem Kinderspiel, aber doch wenigstens zu einem, an dem auch akademische Institutionen teilnehmen können.

## 6. DAS GENOM ALS ARCHIV

Gestatten Sie mir einen kurzen Exkurs in die Humangenetik, denn wenn es um große digitale Dokumente geht, um Archive des Lebens gar, muss einem auch das menschliche Genom in den Sinn kommen.

Das Genom ist zweifellos der Träger digital kodierter Information. Das Alphabet des Kodes besteht aus diskreten Zeichen, die in den Basen Adenin, Cytosin, Guanin und Thymin ihren materiellen Träger gefunden haben. Die Länge der Zeichenkette entspricht etwa 5000 Buch-Bänden, einer recht stattlichen Privatbibliothek, die wir in jeder unserer Zellen mit uns herumtragen.<sup>22</sup>

Doch natürlich stimmt die Text- und damit auch die Buch-Metapher nicht.

Denn das meiste, was in der Zeichenkette steht, ist Schrott, Datenmüll. Nur ca. 3 % aller Zeichen kodieren die Gene, unsere Erbanlagen, auf die es eigentlich ankommt. Beim Umkopieren der Daten auf jeweils frische Datenträger, unsere Kinder, – einem Vorgang, der, wie wir wissen, mindestens zum Erhalt einer digitalen Informationssammlung erforderlich ist –, bei diesem Umkopieren verändert sich das Genom, und es schleichen sich Fehler ein, die evolutionären Fortschritt, aber auch Krankheit bedeuten können. Das Umkopieren geschieht auch bei jeder Zell-Neubildung in einem Organismus, wobei es einem dem *data rot* entsprechenden Prozess gibt: Mit zunehmendem Alter und unter ungünstigen äußeren Bedingungen erhöht sich die Zahl der Kopierfehler, und was dabei entstehen kann, heißt bei Mensch und Tier: *Krebs*, eine Krankheit zum Tode. Will man den Vergleich mit dem Internet wagen, dann wären das Zellen mit einer TTL, einer TimeToLive, von unendlich: eben eine bösartige Wucherung.

Ein weiterer Grund, warum die Schrift-Metapher in die Irre führt, liegt darin, dass die Zeichen und ihre Anordnung zwar durchaus für den Menschen lesbar sind, nämlich für die Ribosomen, die Erzeuger der Proteine, für die das Genom

die Bauanleitung ist, aber durchaus *nicht* für das menschliche Bewusstsein, das doch ansonsten für Textinterpretation zuständig ist. Die vier Basen und ihre Kombinationen bilden keine Symbolschrift, wie wir sie aus Texten gewohnt sind. Sie wirken nur durch das Leben und Sterben selbst, nicht über Symbol-Interpretation. Denn, was vor allem dazu fehlt, das sind die *Metadaten*: nirgends steht geschrieben, welche Bedeutung einzelne Abschnitte der DNA haben und wie sie zu interpretieren sind. Wir stehen im Moment, der ja als der gefeiert wird, zu dem wir 99 % der DNA nachbuchstabieren können, vor der Situation, dass wir einen Dokumenttext ohne Dokumentation haben, der unter unbekannter Software auf einer nur schlecht bekannten Hardware läuft, um einmal eine andere, sicher auch sehr schlechte Metapher zu wählen.

Jedenfalls sind wir weit davon entfernt, den Bit-Strom der Daten etwa *verstehen* zu können, und bei der Größe und Komplexität dieses Problems sollte man eher zurückhaltend sein, dieses jemals erwarten zu können. Man kann sich erinnert fühlen an den Daten-GAU bei der NASA: ein Haufen von Daten, das meiste davon Abfall, alles unbeschriftet, entzifferbar nur *per trial and error*.

Die DNA ist ein digitales Archiv des Lebens, eines, das in je neuen Versionen die Evolution dokumentiert, das aber nicht von Menschen lesbar zu sein scheint, ein Geheimarchiv größter Bedeutung, aber ohne Zutritt für uns Sterbliche, was dafür aber seine Integrität noch ein kleines Weilchen sichern kann.

## 7. GEDÄCHTNIS VERSUS SPEICHER

Die Geschichte der Computertechnik ist die Geschichte von schrägen Metaphern und Anthropomorphismen: Charles Babbage nannte Bestandteile seiner gebauten und geplanten Maschinen in Anlehnung an die Landwirtschaft noch *mill* und *store*, aber aus dem an ein Getreidesilo erinnernden *store* wurde im öffentlichen Sprachgebrauch, wie wir wissen, *memory*, Gedächtnis eines künstlichen Gehirns.

Dabei ist der Neurophysiologie noch gar nicht klar, wie das Gedächtnis eines Lebewesens mit Zentralnervensystem funktioniert. Es hat etwas mit Hirnmaterie zu tun, wie die Folgen von Gehirnverletzungen zeigen, aber niemand kann unter dem Mikroskop irgendwelche Speicherplätze zeigen, an denen Gedächtnisinhalte zu lokalisieren wären. Gerhard Roth schreibt: »Das Gedächtnis ist [...] unser wichtigstes ›Sinnesorgan‹. Es ist zugleich aber [...] nur ein Glied im Kreisprozeß von Wahrnehmung, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Erkennen, Handeln und Bewerten.«<sup>23</sup> Hier ist er einig mit dem operationalen Konstruktivismus eines Heinz von Foerster, aber auch mit dem späten Wittgenstein, der polemisiert:

»Ein Ereignis läßt eine Spur im Gedächtnis, das denkt man sich manchmal. [...] Der Organismus mit einer Diktaphonrolle verglichen; der Eindruck, die Spur, ist die Veränderung, die die Stimme auf der Rolle zurückläßt. Kann man sagen, das Diktaphon (oder die Rolle) erinnere sich wieder des Gesprochenen, wenn es das Aufgenommene wiedergibt?«<sup>24</sup>

Gedächtnis ist mithin nicht zu isolieren, schon gar nicht technisch-konstruktiv. Gedächtnis ist weniger ein Ding als vielmehr ein Prozess, der sich als lebendiger vollzieht und sich dabei möglicherweise auf irgendwelche systemischen Zustandswechsel stützt, die im Prozess des Erinnerns eine kodifizierende Rolle spielen könnten.

Alan Turing hat ja seine Maschine als abstraktes Modell von Computern auch mit Zuständen und Symbolen bestückt, um die Arbeit eines rechnenden Menschen zu simulieren. Dabei spielen die Symbole noch die Rolle von »Gedächtnisstütze[n]«<sup>25</sup>. Die eigentliche Anthropomorphisierung erfolgte erst später in der Künstliche-Intelligenz-Forschung, deren Credo die *symbol systems hypothesis* ist: Alles, was die Welt ausmacht, sei durch Symbole kodifizierbar, die nach festen Regeln manipulierbar seien, wodurch das menschliche Denken inklusive Gedächtnis nachzubilden wäre. Hier gibt es nun keinen Unterschied mehr zwischen Speicher und Gedächtnis.

Mit der tatsächlichen Situation, in der auch und gerade digital kodierte Daten dem Verfall anheim gegeben sind, kann diese KI-Metapher nicht umgehen. Weltwissen und Fakten, ihre Pendanten zu Erfahrung und Gedächtnis, können zwar eventuell durch spätere Ableitungs-Prozesse obsolet und widerlegt werden (*non monotonical reasoning*), aber ein einfaches Verschwinden aufgrund von *data rot* ist für dieses Wissen und solche Fakten ebenso wenig vorgesehen wie die Einbettung des Gewussten in Handlung, Wahrnehmung und Bewertung.

Die Einsicht in die Zeitlichkeit digitaler Daten, die Notwendigkeit, digitale Archive mit hohem Aufwand über Jahrzehnte hinweg zu retten, schlägt in dieselbe Kerbe wie die von Gerhard Roth, den Konstruktivisten oder dem späten Wittgenstein bearbeitete: ein Speicher mag über lange Zeit hinweg intakt bleiben, ohne zu vergehen; Gedächtnis und Erinnerung bedürfen aber genau so wie interpretierbare Daten andauernder tätiger Erneuerung.

Archive, digitale zumal, überdauern nur, wenn sie ständig benutzt werden, wenn eine erhaltende Instanz sie stets neu kodifiziert, interpretiert und bewertet, sich ihre Dokumente handelnd aneignet, sie herausgibt oder verheimlicht, damit Wissen ermöglicht und strukturiert, Handlungen provoziert oder zu unterdrücken trachtet. Nur so überstehen digitale Archive die Jahrzehnte.



Sie leben so lange, wie eine Macht sie trägt und ihren informationellen Stoffwechsel aufrechterhält.

Danach werden sie bestenfalls Mausoleen, in deren Innerem man nichts Brauchbares mehr finden wird, deren Tore besser verschlossen bleiben, weil ihr Inhalt ohnehin Moores Gesetz oder dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zum Opfer gefallen ist: Entropie, negative Information, Datenstaub, Vergessen.

- 1 Unter: <http://ddr-im-www.de>.
- 2 Unter: [http://www.cad.architektur.tu-darmstadt.de/architectura\\_virtualis/Juedische\\_Sakralbauten/start.html](http://www.cad.architektur.tu-darmstadt.de/architectura_virtualis/Juedische_Sakralbauten/start.html).
- 3 S. u.
- 4 Nach Hartmut Krech: Der Weltgeist: 1350 Petabyte, in: Die Zeit, Nr. 46, 5.11.1998.
- 5 Ebd.
- 6 Dead Media Working Note 26.6, unter: <http://www.deadmedia.org>.
- 7 Andrew S. Tanenbaum: Computernetzwerke, München 2000, S. 438.
- 8 Unter: <http://www.archive.org/>.
- 9 1,5 TeraByte geteilt durch 600 GigaByte pro Monat ergibt 2,5 Monate oder 75 Tage, bis alle Dokumente ihren Platz verlassen hätten.
- 10 Hans J. Nissen/Peter Damerow/Robert K. Englund: Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient. Informationsspeicherung und -verarbeitung vor 5000 Jahren, Bad Salzdetfurth 1990.
- 11 Unter: <http://www.phlab.missouri.edu/~ccgreg/tapes.html>, Übersetzung MW.
- 12 Digital-Alzheimer, in: macmagazin 10 (2000), S. 134.
- 13 Unter: <http://www.phlab.missouri.edu/~ccgreg/tapes.html>.
- 14 Detlef Borchers: Der Glanz von Gestern, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 233, 10.10.2000, S. V2/15.
- 15 Unter: <http://www.deadmedia.org>.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Jeff Rothenberg: Avoiding Technological Quicksand, 1998, unter: <http://www.clir.org/pubs/reports/rothenberg/>.
- 19 Jacques Derrida: Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression, Berlin 1997, S. 11 (Originaltitel: Mal d'Archive).
- 20 Ebd., S. 35.
- 21 Unter: <http://www.openarchives.org/>.
- 22 Matt Ridley: Alphabet des Lebens, München 2000.
- 23 Gerhard Roth: Das Gehirn und seine Wirklichkeit, Frankfurt/M. 1996, S. 241.
- 24 Ludwig Wittgenstein: Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie, in: ders.: Werkausgabe, Frankfurt/M. 1984, Bd. 7, I, S. 220.
- 25 Alan Mathison Turing: On Computable Numbers, with an Application to the Entscheidungsproblem, in: Proc. of the London Math. Society, 42/2 (1937). Deutsch: Alan Mathison Turing: Über berechenbare Zahlen mit einer Anwendung auf das Entscheidungsproblem, in: Bernhard Dotzler/Friedrich Kittler (Hg.): Intelligence Service, Berlin 1987, S. 21.

Erika Linz

»THE WAREHOUSE THEORY OF MEMORY IS WRONG«<sup>1</sup> –  
ZUR PERFORMATIVITÄT SEMANTISCHER WISSENSSTRUKTUREN

1. VORBEMERKUNG

Das Gedächtnis als Warenlager – dieses Bild hat immer noch erstaunlich wenig von seiner prägenden Kraft als Modell der kognitiven Wissensspeicherung verloren. »The warehouse theory of memory«, wie George Lakoff das gängige Speichermodell genannt hat, durchdringt nicht nur das Alltagsverständnis, sondern ist auch für weite Bereiche wissenschaftlicher Gedächtnistheorien bestimmend geworden. In jüngster Zeit erfährt die Auffassung vom Gedächtnis als Ort im Gehirn, in dem unser Wissen in Form diskreter Einheiten abgelegt ist, aber gerade aus dem Bereich einen ernst zu nehmenden Angriff, in dem sie über Jahrzehnte hinweg weitgehend unangefochten die Modellbildung bestimmt hat – aus dem Bereich der Neurowissenschaften. Bislang von den Nachbardisziplinen, u. a. der Psychologie und der Linguistik, weitgehend unbemerkt, vollzieht sich in den Neurowissenschaften ein Paradigmenwechsel, der unmittelbare Anknüpfungen auch an die neu erwachte Performanzdebatte in den Kulturwissenschaften eröffnet. In Abkehr vom Informationsverarbeitungsparadigma setzen sich in der Hirnforschung zunehmend Modelle der dynamischen Wissensorganisation durch, die zu einer repräsentationskritischen und indiskreten Gedächtniskonzeption führen. Diese neurowissenschaftlichen Entwicklungen aufgreifend, unternimmt der Beitrag den Versuch, einige Eckpunkte eines prozessualen Gedächtnisbegriffes zu skizzieren, wie er in den aktuellen Modellen der Hirnforschung angelegt ist. Der Rückgriff auf neurowissenschaftliche Theorien kann in kulturwissenschaftlicher Hinsicht nicht dazu dienen, die Performativität des Gedächtnisses zu untermauern, sondern darüber hinaus zur Verdeutlichung der Medialitätsabhängigkeit und der Interpersonalität eines vermeintlich rein ›innerlichen‹ Individualgedächtnisses beitragen. Eine der wesentlichen Implikationen der aktuellen Theorien aus der Hirnforschung – so soll gezeigt werden – besteht nämlich genau darin, dass nicht nur die Wissensinhalte interpersonal erworben werden, sondern auch die ausgebildeten Wissensstrukturen interpersonalen Natur sind.

## 2. DIE HERRSCHAFT DER RAUM-METAPHER

Wohl keine Metapher hat einen vergleichbaren Einfluss auf die Konzeptualisierung von Gedächtnis ausgeübt wie die Metapher des Raums. Bis heute dominiert das Bild archivarischer Lagerstätten, in denen sich die Wissensgegenstände ansammeln und es allein von geeigneten Zugriffsroutinen abhängig ist, inwieweit sie zugänglich bleiben oder tief im Verborgenen dem Vergessen anheim fallen, sowohl unsere Alltagsauffassung von Gedächtnis als auch eine Vielzahl wissenschaftlicher Gedächtnismodelle. Wie sehr die Vorstellung von Gedächtnis als Lagerraum, in dem Inhalte wie Objekte deponiert werden, unser Denken leitet, bezeugt nicht zuletzt die Alltagssprache, wenn wir beispielsweise versuchen, etwas zu *be-halten*, aber wieder einmal alles aus dem Gedächtnis *verschwunden* ist, wenn der Versuch, sich etwas *einzutrichern*, fehlschlägt, weil sich das Gedächtnis einmal mehr als *Sieb* erweist – oder aber, wenn wir in den *hintersten Ecken* unseres Gedächtnisses *kramen*.<sup>2</sup>

Aber auch in der Wissenschaft erlebt der ›Raum‹ als Leitmetapher für Gedächtnis eine Renaissance, insbesondere seit der Computer in den Kognitionswissenschaften zum Modell des Geistes avanciert ist, wie bereits die Begriffswahl des »Speichers«, also eines Lagerraums, indiziert. Bezogen auf die psychologische Gedächtnisforschung etwa diagnostizieren Koriat und Goldsmith: »[...] the staying power of the storehouse metaphor remains apparent not only in the models themselves, but also in the classical experimental tools that continue to dominate laboratory memory research [...]«<sup>3</sup>

Dass die Wahl von Metaphern nicht nur auf die kulturwissenschaftliche, sondern auch auf die naturwissenschaftliche Theoriebildung einen prägenden Einfluss ausübt, haben nach den richtungweisenden Studien von Black und Hesse<sup>4</sup> in jüngerer Zeit insbesondere die Arbeiten aus dem Umfeld der kognitiven Linguisten um Lakoff und Johnson unterstrichen.<sup>5</sup> Mit ihrer These von der »Metaphorizität der Erkenntnis«<sup>6</sup> haben Lakoff und Johnson die Metapher zum grundlegenden Prinzip der Begriffsformierung erhoben. Alle Bereiche unserer kategorialen Welterfassung einschließlich so fundamentaler Erkenntniskategorien wie Zeit oder Kausalität basieren demnach zu einem bedeutenden Teil auf metaphorischen Übertragungen.<sup>7</sup> Wesentlich ist dabei zudem der Nachweis von Lakoff und Johnson, dass Metaphorisierungen auch die Übertragung von Inferenzmustern und Bewertungsverfahren einschließen.<sup>8</sup> In Bezug auf die wissenschaftliche Theoriebildung zeigen Arbeiten dieser Schule – wie etwa die eindrucksvolle empirische Studie von Gentner und Gentner zu physikalischen Modellbildungen –, dass sowohl die Konstituierung des Erkenntnisgegenstandes

als auch die Ableitung von theoretischen Schlussfolgerungen entscheidend von den zugrunde gelegten Metaphern abhängen.<sup>9</sup>

Eine Bestätigung für die »theoriekonstitutive« Funktion der Metapher<sup>10</sup> liefern auch die überwiegend an der Raummetapher orientierten traditionellen Gedächtnismodelle aus den Kognitions- und Neurowissenschaften. Bestimmend für diese traditionellen Ansätze ist das Informationsverarbeitungsparadigma, das das Forschungsprogramm aller beteiligten Disziplinen bis in die neunziger Jahre geleitet hat. Grundlage der Modelle ist eine Konzeption des Gehirns als Informationsverarbeitungssystem, das über die Sinnesorgane Informationen aus einer vorstrukturierten Umwelt aufnimmt, sie in einem sequenziellen Prozess verarbeitet und dann in separaten Gedächtnissystemen speichert.<sup>11</sup>

Im Hinblick auf die Arbeitsweise des Gehirns wird davon ausgegangen, dass die neuronalen Signalflüsse als Transportmedium zur semantischen Informationsübertragung fungieren; d. h. neuronale Bahnen werden als Kanäle aufgefasst, über die mittels neuronaler Signale inhaltliche Aspekte an andere Verarbeitungsstationen übermittelt werden. Kennzeichnend ist zudem die Annahme eines weitgehend unidirektionalen Informationsflusses von den hinteren, mit der primären Verarbeitung der eingehenden Sinnesdaten befassten, sensorischen Hirnarealen zu mehr frontal gelegenen Integrationsgebieten, denen die Erzeugung komplexer, multimodaler Repräsentationen zugeordnet wird.

Die Leitmetapher des Raums kommt in den Informationsverarbeitungsansätzen und speziell in den damit verbundenen Gedächtnisvorstellungen – wie u. a. Goschke deutlich gemacht hat<sup>12</sup> – auf sämtlichen Beschreibungsebenen zur Geltung: Auf *funktionaler* Ebene zeigt sie ihre Wirkung in der bereits angesprochenen Auffassung von Gedächtnis als Depot, in dem »fertige« Wissensinhalte abgelegt und wieder herausgegriffen werden. Auf *anatomischer* Ebene manifestiert sie sich in der Annahme neuroanatomisch isolierbarer Gedächtnissysteme und auf *neuronaler* Ebene schließlich in der Idee einer lokalen Repräsentation von Gedächtnisinhalten. Zentrale Implikationen aller drei Beschreibungsaspekte sind dabei erstens die der Raumvorstellung inhärente Annahme diskreter Entitäten und damit verbunden zweitens ein repräsentationaler Wahrnehmungs- und Gedächtnisbegriff<sup>13</sup>: Seien es die Wissensinhalte, die Wissenssysteme oder die jeweiligen neuroanatomischen Strukturen, in allen Fällen handelt es sich um abgegrenzte, autonome Einheiten analog zu materiellen Objekten, wie sie externe Archive füllen. Unabhängig davon, ob man die Wissensablage einem spezifischen Ort zuweist oder sie durch verteilte Netze repräsentiert sieht, in jedem Fall geht die klassische Speichervorstellung mit der Annahme vorgegebener semantischer Einheiten einher. Die Vorannahme diskreter Wissensseinheiten,

deren Identität als distinkte Entitäten immer schon vorausgesetzt ist, ist zugleich an eine repräsentationale Idee von Wahrnehmungsinhalten gebunden. Wahrnehmung und Speicherung des Wahrgenommenen werden als sukzessive Verarbeitungsschritte begriffen nach dem Modell einer passiven Aufnahme von Informationen aus einer vorstrukturierten Umwelt, von denen das Gehirn mentale Repräsentationen erzeugt, die dann im Gedächtnis abgelegt werden können – etwa in Form von Bildern, festen Begriffen, Propositionen o. Ä. Um mit den Neurobiologen Engel und König zu sprechen, impliziert die mit dem Informationsverarbeitungsparadigma verbundene Auffassung von Wahrnehmung als Repräsentation

[...] zum einen eine *Trennung* von kognitivem System und Welt. Das Subjekt wird zum distanzierten Betrachter, der im Wahrnehmungsprozeß von der ihm vorgängigen Welt zurücktritt [...]. Zum anderen ist [...] der Organismus in der Wahrnehmung im wesentlichen *passiv* – er reagiert im Wahrnehmungsprozeß lediglich, nimmt die Welt lediglich zur Kenntnis, und das Verhalten des Organismus wird in dieser Sicht zur bloßen Adaptation an eine fertige Umwelt [...].<sup>14</sup>

### 3. NEUROWISSENSCHAFTLICHE MODELLBILDUNGEN: DAS GEDÄCHTNIS ALS PROZESS

Es sind nun genau solche repräsentationalen und diskreten Gedächtnisvorstellungen, die in der aktuellen neurowissenschaftlichen Diskussion einer grundsätzlichen Kritik unterzogen werden. In der Hirnforschung setzen sich zunehmend Theorien durch, die einen radikalen Bruch mit der Idee einer neuronalen Repräsentation ganzheitlicher, diskreter Informationseinheiten bedeuten – ja, eine der Pointen der jüngsten Modellbildungen besteht gerade darin, dass sie die Idee einer Speicherung von kohärenten und expliziten semantischen Repräsentationen prinzipiell verabschieden.

#### 3.1 DAS BINDUNGSPROBLEM

Motiviert wurde der in den neunziger Jahren eingeleitete Paradigmenwechsel in den Neurowissenschaften vor allem durch zwei Befunde: Zum einen erwies sich die Suche nach einem integralen Konvergenzzentrum als erfolglos. Damit wurden zugleich Modellbildungen hinfällig, die Wahrnehmung als Informationsaufnahme interpretieren und von einer stufenweisen Weiterleitung und Verarbei-

tung der eingehenden Signale zu höher gelegenen Integrationszentren ausgehen. Denn solche unidirektionalen Verarbeitungsmodelle gelangen fast notwendig zur Annahme eines zentralen mentalen Bewusstseinsraumes, in dem die Informationen der verschiedenen Sinnesorgane zusammenlaufen. Dennett hat diese Annahme eines zentralen Integrationssystems mit dem treffenden Begriff eines ›cartesianischen Kinos‹ charakterisiert – einem Kino also, in dem ein Ich als Zuschauer die Informationen deutet und dann in Handlungsentwürfe umsetzt.<sup>15</sup>

Zum anderen lenkten insbesondere die empirischen Ergebnisse zur visuellen Verarbeitung das Augenmerk auf ein Problem, das unter einem repräsentationalen Wahrnehmungsbegriff in seiner Tragweite gar nicht erkannt wurde, nämlich auf das so genannte *Bindungsproblem*, d. h. auf das Problem, wie das Gehirn integrierte Wahrnehmungen erzeugt.<sup>16</sup> Je mehr deutlich wurde, dass Wahrnehmung eben kein Prozess der *Informationsaufnahme* und -verarbeitung, sondern vielmehr ein Prozess der *Informationserzeugung* ist, desto mehr rückte die Frage in den Mittelpunkt des Interesses, wie das Gehirn Sinn konstituierende synthetisierende Leistungen vollbringt. Virulent wurde das Bindungsproblem, also die Frage, wie das Gehirn Kohärenz erzeugt, vor allem durch die neurophysiologischen Befunde zur fragmentierten Verarbeitung eingehender Sinnesreize. Auch in der Hirnforschung hat man lange angenommen, dass die optische Reizverarbeitung auf einer fotografischen Punkt-für-Punkt-Abbildung auf der Retina basiert.<sup>17</sup> Inzwischen ist aber u. a. durch die Arbeiten von Hubel, Wiesel und Livingstone sowie Zeki empirisch belegt, dass die Sinnesreize in den primären sensorischen Feldern der Großhirnrinde zunächst in einzelne Elementarmerkmale aufgesplittet und getrennt verarbeitet werden. Die Fragmentierung reicht dabei so weit, dass nicht etwa einzelne visuelle Eigenschaften wie zusammenhängende Formen oder Texturen erkannt werden, sondern eine noch viel differenziertere Feinverarbeitung stattfindet. Selbst die Wahrnehmung von Merkmalen wie Form- oder Farberkennung ist bereits das Ergebnis eines hochkomplexen und vielschichtigen Verfahrens, in dem diese Eigenschaften aus einer Vielzahl separat verarbeiteter Einzeldetails erst konstruiert werden müssen.<sup>18</sup> Bereits auf der sinnesspezifischen Ebene stellt sich somit das Problem, wie diese zersplitterten Sinnesdaten zu ganzheitlichen Wahrnehmungen synthetisiert werden – ein Problem, das auf multimodaler Ebene natürlich noch ein Vielfaches an Komplexität gewinnt.

Wenn man zudem berücksichtigt, dass wir in der Regel mehr als ein Objekt gleichzeitig wahrnehmen, stellt sich des Weiteren die Frage, wie wir geeignete Szenensegmentierungen vornehmen; d. h. wie weiß das Gehirn, wenn es Reiz-

merkmale separat verarbeitet, welche Merkmale zu welchem Objekt gehören. Bei der Fülle simultan eingehender Reize besteht die Aufgabe deshalb immer auch in der Erzeugung diskriminativer Strukturen, die es erlauben, distinktive Gruppierungen zu unterschiedlichen Einzelobjekten zu vollziehen.<sup>19</sup>

In der neurowissenschaftlichen Diskussion gilt das erkenntnisleitende Interesse also nicht mehr der Frage, wie das Gehirn außenweltlich vorgegebene Objekte »erkennt«; die Aufmerksamkeit gilt vielmehr dem grundlegenden Problem, wie das Gehirn überhaupt erst kategoriale Strukturen aufbaut, die die Generierung von Wahrnehmungsobjekten ermöglichen.

### 3.2 DIE ANNAHME ZEITLICHER BINDUNGSVERFAHREN

Klassische Ansätze setzen zur Lösung des Bindungsproblems wiederum auf das Konzept einer räumlichen Konvergenz und versuchen, Integrationsleistungen über die lokale Zusammenführung der Einzelinformationen zu erklären. Eine Wende in der aktuellen neurowissenschaftlichen Theoriebildung wurde nun durch die Entdeckung der Kategorie der Zeit als möglichem Bindungsfaktor eingeleitet. Grundlegend für die neue Generation neurowissenschaftlicher Ansätze, die so genannten *Korrelationsmodelle*, ist die Idee, dass die Synthetisierung von Einzelinformationen zu einheitlichen Erfahrungen auf einer zeitlichen Korrelation neuronaler Aktivität beruhen könnte. Nach dieser maßgeblich durch von der Malsburg und die Forschungsgruppe um Singer entwickelten und inzwischen empirisch gestützten These wird Kohärenz dadurch erzeugt, dass die Aktivitätsmuster derjenigen Neuronen, die an der Detailverarbeitung beteiligt sind, synchronisiert werden.<sup>20</sup> Kohärente Wahrnehmungen von Objekten entstehen demnach durch das synchronisierte Feuern weit verteilter Neuronensembles, die jeweils für die Verarbeitung spezifischer sensorischer und motorischer Merkmalsfragmente zuständig sind. Die Grundidee dieser Ansätze besteht also darin, dass das Gehirn mittels zeitlicher Synchronisation neuronaler Aktivität aus der Fülle der parallel ablaufenden Informationsflüsse einzelne Eigenschaftsmengen herausgreift und zur Erfahrung von Einzelobjekten synthetisiert.<sup>21</sup> Solch ein zeitliches Bindungsprinzip erlaubt auch Figur-Grund-Trennungen sowie die gleichzeitige Differenzierung zwischen verschiedenen Objekten; denn Nervenzellen, die auf Merkmale des einen Objektes reagieren, feuern in einem anderen Synchron-Rhythmus als die, die auf Merkmale eines zweiten Objektes antworten. Distinktive Bewusstseinsinhalte sind somit eigentlich – um mit Damasio zu sprechen – Effekte eines »zeitlichen Tricks«: Wenn sich die neuronale Aktivität in getrennten anatomischen Regionen, aber in annähernd demselben Zeitfenster voll-

zieht, eröffnet die Synchronisierung der Aktivität die Möglichkeit, sie auch über die räumliche Entfernung hinweg zu verbinden und damit sozusagen »hinter den Kulissen« die Illusion zu erzeugen, als geschähe alles am selben Ort.<sup>22</sup>

Dass die Möglichkeit eines zeitlichen Bindungsmechanismus in den Fokus der Forschung rücken konnte, verdankt sich auch den Erkenntnissen über die Reziprozität der neuronalen Verbindungen – ein Befund, dem im Kontext unidirektionaler Verarbeitungsmodelle kaum Beachtung geschenkt wurde. Die vorliegenden neuroanatomischen und neurophysiologischen Ergebnisse lassen inzwischen keinen Zweifel mehr daran, dass das neuronale Netz über annähernd ebenso viele rückläufige wie vorwärtsgerichtete Verbindungen verfügt und die Verarbeitung im Gehirn in einer hochgradig parallelen, nichtlinearen Form erfolgt.<sup>23</sup> Kennzeichnend für die neuronale Verarbeitungsweise sind kontinuierliche rekursive Verarbeitungsschleifen, die beständig auch zu den primären sensorischen und motorischen Arealen, d.h. metaphorisch gesprochen zu den Eingängen und Ausgängen des Gehirns zurückführen.

Solch eine rekursive und distribuierte Verarbeitung ist nicht nur Voraussetzung für die Annahme eines zeitlichen Bindungsmechanismus. Sie bildet auch die Basis für aktuelle Modellentwürfe zur Wissensorganisation, die auf dem Prinzip der zeitlichen Bindung aufbauen. Welche Konsequenzen die Annahme eines zeitlichen Syntheseverfahrens für Fragen der Wissensspeicherung und deren Reaktivierung hat, lässt sich anhand eines der elaboriertesten Korrelationsmodelle zur kognitiven Wissensorganisation, dem Ansatz des Neurologen Damasio und seiner Forschungsgruppe,<sup>24</sup> veranschaulichen.

Logische Folgerung aus einem zeitlichen Bindungsverfahren ist die Annahme, dass Kognitionsinhalte im Gehirn prinzipiell nur in fragmentierter Form aufgezeichnet werden. Wenn die Erzeugung von Kohärenz an den Moment der synchronisierten Aktivität weit verteilter Neuronengruppen gebunden ist, bedarf es auch für die Reaktivierung von bedeutungsvollen Gedächtnisinhalten eines solchen Synchronisierungsprozesses. Dabei stellt sich allerdings die Frage, wie das notwendige Wissen über die Bindungsverfahren im Gehirn gespeichert wird.

Der Annahme Damasio und seiner Forschungsgruppe zufolge wird die Synthetisierung der fragmentierten Detailspekte zu Entitäten und Sachverhalten durch separate neuronale Strukturen gesteuert. Im Rahmen von Damasio's Ansatz besteht die Funktion neuronaler Strukturen außerhalb der sensorischen und motorischen Felder primär darin, das Auftreten zeitlich korrelierter Aktivität zu »protokollieren«. Solche neuronalen Strukturen, von Damasio auch »Konvergenzzonen« genannt, zeichnen auf, welche der Neuronenensembles, mit denen sie über eingehende Nervenbahnen verbunden sind, synchron aktiviert wurden.



Sie enthalten also ein rein indexikalisches, inhaltsunabhängiges Bindungswissen über die Kombinationsmuster synchron aktivierter Neuronen, ohne darüber informiert zu sein, mit welchen sensorischen oder motorischen Qualitäten die empfangenen Signale korrespondieren. Das in den Konvergenzzonen gespeicherte Wissen beschränkt sich somit auf amodale Verweisstrukturen. Obwohl Konvergenzzonen selbst weder über perzeptuomotorische noch über semantische Informationen verfügen, kommt ihnen insofern eine zentrale Funktion für die Speicherung und den Abruf semantischen Wissens zu, als sie über rückwärtige Verbindungen erneut eine synchronisierte Aktivierung der entsprechenden Neuronengruppen in den sensorischen und motorischen Arealen auslösen können und dadurch eine näherungsweise Generierung ursprünglicher Wahrnehmungsinhalte erlauben. Sie selbst repräsentieren somit keinerlei konkrete Inhaltsmomente, sondern speichern ein rein strukturelles Routenwissen, das die Rekonstruktion von kohärenten Kognitionsinhalten an anderer Stelle des neuronalen Netzes steuert. Gleichwohl sind es genau diese ›Bindungsdispositionen‹ der Konvergenzzonen, die das kategoriale und relationale Wissen, also das semantische Wissen verkörpern, weil sie den Prozess der Synchronisierung steuern und damit bestimmen, welche Eigenschaftsmengen herausgegriffen und zur Erfahrung von Einzelobjekten synthetisiert werden. Die amodalen Bindungsdispositionen bilden also den ›Ort‹ der Wissensstrukturierung.

### 3.3 KONSEQUENZEN DYNAMISCHER SYNTHESVERFAHREN FÜR DIE SEMANTISCHE WISSENSORGANISATION

Im Rahmen eines zeitlich basierten dynamischen Bindungskonzeptes, wie es Damasio's Modell zugrunde liegt, bestehen Erkennens- und Erinnerungsakte in Rekonstruktionsversuchen ehemaliger Wahrnehmungsprozesse – ein Verfahren, bei dem vermittels der Bindungsprotokolle eine näherungsweise Reaktivierung des ehemaligen synchronisierten Aktivitätsmusters initiiert wird. Da sich die Bindungsdispositionen erst auf der Basis der neuronalen Aktivitätsprotokolle formieren, lässt sich ein solches Modell nicht mit der Annahme vorgegebener Begriffsstrukturen vereinbaren; es impliziert vielmehr eine erst im Verlaufe der Ontogenese erfolgende kontinuierliche Ausdifferenzierung begrifflicher Strukturen. Die Fähigkeit, distinktive Einheiten zu bilden, wird damit zu einem hochgradig erfahrungsgeleiteten Prozess.

Bezogen auf die Fragen der Wissensspeicherung und der Bedeutungserzeugung lassen sich aus den korrelativen Modellansätzen folgende Annahmen ableiten:<sup>25</sup>

- *Die dispositionelle und desintegrierte Netzstruktur semantischen Wissens:*

Die Postulierung eines zeitlichen Bindungskonzeptes impliziert eine desintegrierte Form der neuronalen Wissensspeicherung, bei der Wahrnehmungs- und Gedächtnisinhalte in weit verteilter, überlagernder und hochgradig fragmentierter Weise aufgezeichnet werden. Objekte und Ereignisse sind in der Form, wie sie dem Bewusstsein zugänglich sind, an keiner Stelle des Gehirns permanent repräsentiert, sondern müssen jeweils in Synthesisakten re-konstituiert werden. Auf neuronaler Ebene existieren nur strukturelle Dispositionen zur Rekonstruktion synthetisierter Welterfahrung, Dispositionen also, die gewissermaßen die Instruktionen zur je aktuellen Sinnerzeugung bereitstellen. Wissen wird damit im Gedächtnis bloß in virtueller Form gespeichert.

- *Die Performativität und Synthetizität von Bedeutung:*

Die Bedeutungsgenerierung wird zu einer synthetisierenden Leistung und zugleich zu einem unhintergebar performativen Akt, weil kohärente Bedeutungen nur im Moment der Aktivierung erzeugt werden. Da grundsätzlich nur Ausschnitte der dispositionellen Bindungsstrukturen aktiviert werden, bilden Bedeutungen immer nur partielle Reaktualisierungen begrifflichen Wissens.

- *Die Variabilität und Kontextabhängigkeit von Bedeutung:*

Das Ergebnis der situativen Rekonstruktionsprozesse variiert beständig, da jede Aktivierung dispositioneller Bindungsstrukturen hochgradig durch externe Kontexte sowie intern vor allem durch parallele neuronale Aktivierungen beeinflusst wird. Eine Wiederholung identischer Prozesse ist deshalb nahezu unmöglich, sodass die je aktual generierten Bedeutungen nicht nur individuell, sondern von Moment zu Moment differieren.

Die aus den skizzierten neurowissenschaftlichen Modellbildungen erwachsene Konzeption von Gedächtnis impliziert einen radikalen Bruch mit traditionellen, an der Metapher des »Lager«-Raums orientierten Gedächtnisvorstellungen: Ein zeitlicher Bindungsmechanismus ist weder mit der Annahme diskreter Gedächtnisinhalte noch mit der Annahme separater Gedächtnissysteme vereinbar. Zugleich führt solch ein dynamisches Bindungskonzept notwendig zur Verabschiedung sowohl eines repräsentationalen Wahrnehmungsbegriffs als auch einer repräsentationalen Gedächtnisidee.

Mit der Einbeziehung der zeitlichen Dimension verändert sich auch die Form, in der die räumliche Dimension Eingang in die Modellbildung findet. Die

Kategorie des Raums zeigt sich in diesen Modellen nicht mehr als diskrete Raumvorstellung im Sinne eines umschlossenen »Behälters«, der eine scharfe Trennung zwischen Innen und Außen markiert, sondern wird nunmehr als topologisches Konzept räumlicher Relationen relevant.

An die Stelle der traditionellen Vorstellung einer Speicherung ganzheitlicher Inhalte an singulären Orten tritt ein prozessuales Gedächtnismodell, das eine Isolierung separater Wahrnehmungs- und Gedächtnissysteme unmöglich macht. Aus dem dynamischen Bindungskonzept resultiert eine architektonische Organisationsstruktur der Kognition, bei der das Gedächtnis in die Verarbeitungsstruktur eingeschrieben ist.<sup>26</sup> Aufgrund der rekursiven Verarbeitungsweise sind die dispositionellen Bindungsstrukturen nämlich gleichermaßen an Wahrnehmungs- wie an Erinnerungsprozessen beteiligt. Der Unterschied zwischen beiden Prozessformen besteht – neuronal gesehen – vornehmlich darin, dass die Aktivierungsschleifen im ersteren Fall primär durch äußere Sinnesreize, im letzteren hingegen durch interne neuronale Aktivierungen der Bindungsdispositionen initiiert werden. Da sich Wahrnehmung und Wissensabruf über dieselben neuronalen Strukturen vollziehen, bildet das Gedächtnis eben kein separates System, sondern ist in die Wahrnehmungsstrukturen integriert. Denn es sind gerade die das semantische Wissen verkörpernden Bindungsdispositionen, die erst die Wahrnehmung distinkter Einheiten ermöglichen, d. h. – wie Roth und Menzel treffend formulieren –: »Das Gedächtnis ist der Organisator der Einheit der Wahrnehmung.«<sup>27</sup> Wahrnehmungen sind somit keine isolierten Akte der Informationsaufnahme, sondern grundsätzlich durch vergangene Erfahrungen geprägte Synthesevollzüge.

#### 4. THESEN ZU EINER PROZESSUALEN GEDÄCHTNISKONZEPTION

Welche weiterführenden Konsequenzen sich aus den hier vorgestellten Modellen für die medientheoretische Frage nach dem Wechselspiel von Wissensspeicherung, Medialität und Kommunikation ergeben könnten, sei hier abschließend an drei unterschiedlichen Aspekten verdeutlicht. Entlang dreier Thesen soll skizziert werden, inwiefern die neurowissenschaftliche Annahme eines zeitlichen Bindungsmechanismus über die Prozessualität des Gedächtnisses hinaus auf die Medialitätsgebundenheit der Wissensreaktivierung und die Interpersonalität der Wissensstrukturen verweist:

• *Die These von der Medialität des expliziten Gedächtnisses:*

Eine der wesentlichen Implikationen von Damasio's Modell bildet die Annahme, dass sich die Synthese fragmentierter Wissensaspekte zu kohärenten Inhalten nur in den Regionen des Gehirns vollzieht, die für die Verarbeitung von sensorischen und motorischen Informationen zuständig sind. Demzufolge ist das in den Bindungsstrukturen verkörperte Wissen zwar an der Erzeugung kohärenter Bedeutungen beteiligt, die aktuellen Bewusstseinsinhalte selbst werden jedoch notwendig in modalen, d. h. sensualisierter Form generiert. Aus den vorliegenden neurologischen Befunden, dass an bewussten Erlebnisprozessen immer die Aktivität sensorischer Rindenfelder beteiligt ist, folgert Damasio ebenso wie eine Reihe anderer Hirnforscher, dass Wissen nur in sinnlichen Formaten – und das heißt in unserem Kontext, in medialen Formaten – bewusst erfahrbar ist.<sup>28</sup>

Die neurowissenschaftliche Theoriebildung konvergiert hier mit semio-logischen Grundannahmen in der Tradition nicht-repräsentationaler Zeichentheorien. Wenn Damasio darauf hinweist, dass kognitive Inhalte, seien es abstrakte Begriffe, mathematische Relationen, Erinnerungen oder Fiktionen, prinzipiell sensualisiert werden müssen, um bewusst erfahrbar zu sein,<sup>29</sup> so schließt er hier unmittelbar an die Peircesche Einsicht an, dass sich alles Denken in Zeichen vollzieht, wobei Zeichen eben nicht als formale, sondern als modale Einheiten zu verstehen sind.<sup>30</sup> Schon bei Humboldt und Hegel findet sich die Erkenntnis, dass mentale Prozesse erst über den Umweg ihrer sinnlichen Entäußerung ihren transitorischen Charakter verlieren und als distinkte Einheiten für ein Bewusstsein konstituiert werden.<sup>31</sup>

Bezogen auf das Verhältnis von Gedächtnis und Medialität lässt sich also auch aus der Perspektive der Hirnforschung die These formulieren, dass die explizite Reaktivierung von Gedächtnisinhalten, d. h. die Aktivierung auf bewusster Ebene, ein notwendig medialer Prozess ist. Es gibt somit nicht nur auf der Ebene externer Speicherungsformen, sondern auch auf der internen Gedächtnisebene keine Form eines nicht-medialen ›Abbildens‹ der Welt, unser Weltbezug ist vielmehr immer schon ein medial vermittelter Bezug.

• *Die These von der Transkriptivität des Gedächtnisses:*

Die Prozesse der Wissensspeicherung und des Wissensabrufs lassen sich im Kontext des vorgestellten Modells also näher bestimmen als Prozesse

der Amodalisierung bzw. der Remodalisierung. Gespeichert wird Wissen in Form amodaler Bindungsdispositionen; um aber wieder ins Bewusstsein gerufen zu werden, bedarf es einer erneuten Remodalisierung in einem medialen Format. Dabei ist die je aktuell generierte Bedeutung nicht unabhängig von dem medialen Format, in dem sie erzeugt wird. Denn sowohl in rezeptiven als auch in produktiven Prozessen beeinflusst die Wahl der modalen Form auch die Selektion derjenigen dispositionellen Strukturen, die in einer aktuellen Bedeutung realisiert werden.

Weil jede neuronale Aktivierung, sei sie durch Wahrnehmungs- oder durch Erinnerungsvorgänge initiiert, gleichzeitig wieder in die dispositionelle Bindungsstruktur selbst eingeschrieben wird, können sich Gedächtnisstrukturen einerseits durch wiederholte Aktivierung stabilisieren. Andererseits sind sie dadurch auch ständigen Transformationen unterworfen, da wegen der wechselnden Kontexte nie identische Muster aktualisiert werden. Aufgrund dieser rekursiven Einschreibungsprozesse lässt sich das Gedächtnis auch als transkriptives Verfahren<sup>32</sup> charakterisieren, in dem jede Erfahrung und jeder Akt der Wissensaktivierung unmittelbar auf die Gedächtnisstruktur zurückwirkt. Die Transkriptivität des Gedächtnisses verweist damit auf die Unmöglichkeit identischer Reproduktion und unterstreicht den illusionären Charakter der Annahme authentischer Erinnerung.

• *Die These von der Interpersonalität des Gedächtnisses:*

In repräsentationskritischen Gedächtniskonzeptionen wird nicht nur der Erwerb von Wissensinhalten, sondern auch der Erwerb der Wissensstrukturen, die unseren Weltbezug bestimmen, zu einem erfahrungsabhängigen und interaktiven Prozess. Korrelative Bindungstheorien gehen davon aus, dass sich Bindungsstrukturen zunächst vor allem durch das wiederholte Wahrnehmen gleicher perzeptueller Merkmalskonfigurationen und das gemeinsame raum-zeitliche Auftreten bestimmter Reize ausbilden. Die bislang vorliegenden Entwürfe bleiben aber eine Erklärung schuldig, wie sich komplexe begriffliche Strukturen formieren, die nicht auf perzeptuell-motorischen Ähnlichkeiten und raumzeitlichen Kontinuitäten basieren. Unter Rekurs auf repräsentationskritische Zeichentheorien ist hier der Sprache eine zentrale strukturbildende Funktion im Prozess der kategorialen Ausdifferenzierung beizumessen. Sprachzeichen bilden – so die gemeinsam mit Gisela Fehrmann vertretene Annahme – ein kondensierendes Bindungsverfahren zur Synthetisierung einer Vielzahl von distribuiert und fragmentiert gespeicherten Wissens-

komponenten unter einem einzelnen Zeichenformat.<sup>33</sup> Indem dasselbe sprachliche Zeichen in verschiedenen diskursiven Kontexten mit unterschiedlichen referenziellen Bezügen verwendet wird, schafft es die Möglichkeit, etwas als zusammengehörig zu erfahren, das in keiner raumzeitlichen Kontiguität steht. Die wiederholte Anwendung eines Sprachzeichens in unterschiedlichen Gebrauchskontexten führt somit zur Ausprägung neuer kulturabhängiger Bindungsdispositionen auf der Basis von sprachlichen Netzwerkstrukturen. Wenn Sprachzeichen solcherart als Bindungsverfahren zur Erzeugung diskursiv vermittelter Begriffsstrukturen fungieren, werden die interpersonalen Diskurse zu dem Ort, in dem sich unsere Wissensformate konstituieren. Konsequenz dieser Annahme ist, dass nicht nur unsere gespeicherten Wissensinhalte, sondern auch unsere kognitiven Strukturen selbst, mittels derer wir Wissen erwerben, interpersonaler Natur sind.

- 1 George Lakoff: *The Invariance Hypothesis: is abstract reason based on image-schemas?*, in: *Cognitive Linguistics* 1, S. 39–74, hier: S. 41.
- 2 Im Englischen vgl. etwa »If I didn't have a head like a sieve I would remember things better«, »I can't keep it all in my head«. Vgl. dazu auch Olaf Jäkel: *Metaphern in abstrakten Diskurs-Domänen. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung anhand der Bereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft und Wissenschaft*, Frankfurt/M. u. a. 1997, S. 180–184. Für Hinweise zu Alltagssprachlichen Belegen aus unterschiedlichen Sprachen für die Konzeptualisierung von Gedächtnis als Raum danke ich Brigitte Nerlich, Tahir Wood, Bob Ashley, Maarten Lemmens, John Barnden, Kenneth Holmqvist, Hans-Ingo Radatz, Clifford Lutton und Gene Casad.
- 3 Asher Koriat/Morris Goldsmith: *Memory metaphors and the real-life/laboratory controversy: Correspondence versus storehouse conceptions of memory*, in: *Behavioral and Brain Sciences* 19 (1996), S. 167–228, hier: S. 170.
- 4 Vgl. Max Black: *Models and metaphors. Studies in language and philosophy*, 2. Aufl., Ithaca u. a. 1962; Mary B. Hesse: *Models and analogies in science*, Notre Dame Ind. 1966.
- 5 Vgl. etwa George Lakoff: *The contemporary theory of metaphor*, in: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and thought*, 2. stark überarb. u. erw. Aufl., Cambridge 1993, S. 202–251; George Lakoff/Mark Johnson: *Metaphors we live by*. Chicago/London 1980; George Lakoff/Mark Johnson: *Philosophy in the flesh. The embodied mind and its challenge to western thought*, New York 1999; für einen Überblick zu anderen, nicht dem Kontext der »Kognitiven Linguistik« zuzurechnenden Arbeiten über die erkenntniskonstitutive Funktion der Metapher in den Wissenschaften vgl. Bernhard Debatin: *Die Modellfunktion und das Problem der »Metaphernkontrolle«*, in: Hans Julius Schneider (Hg.): *Metapher, Kognition, künstliche Intelligenz*, München 1996, S. 83–103.
- 6 Die Benennung der These ist übernommen von Rudi Keller: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*, Tübingen/Basel 1995, S. 84. Auf den auch von Keller angedeuteten problematischen Status der Sprache in Lakoffs und Johnsons Metaphernverständnis kann hier nicht näher eingegangen werden, vgl. dazu näher Erika Linz: *Indiskrete Semantik. Kognitive Linguistik und neurowissenschaftliche Theoriebildung*, München 2002, Kap. 3.
- 7 Vgl. insb. Lakoff/Johnson: *Philosophy in the flesh* (Anm. 5) Part II.
- 8 Vgl. etwa ebd., S. 65 f. u. 128 f., sowie George Lakoff/Mark Turner: *More than cool reason. A field guide to poetic metaphor*, Chicago/London 1989, S. 63 f.
- 9 Vgl. Dedre Gentner/Donald R. Gentner: *Flowing waters or teeming crowds. Mental models of electricity*, in: Dedre Gentner/Albert L. Stevens (Hg.): *Mental models*, Hillsdale, N. J., London 1983, S. 99–129; s. auch Lakoff/Johnson: *Philosophy in the flesh* (Anm. 5): »Many, if not all, of our abstract

- concepts are defined in significant part by conceptual metaphor [...]. The fundamental role of metaphor is to project inference patterns from the source domain to the target domain. Much of our reasoning is therefore metaphorical. [...] Metaphorical thought is what makes abstract scientific theorizing possible.« (S. 128)
- 10 Vgl. Debatin: Die Modellfunktion der Metapher (Anm. 5), S. 87.
  - 11 Das kognitionswissenschaftliche Informationsverarbeitungsparadigma geht maßgeblich auf Saul Sternberg: The discovery of processing stages: extensions of Donder's method, in: *Acta Psychologica* 30 (1969), S. 276–315 zurück. Einen guten Überblick über die Grundannahmen dieses Paradigmas geben Dominic W. Massaro/Nelson Cowan: Information processing models: Microscopes of the mind, in: *Annual Review of Psychology* 44 (1993), S. 383–425.
  - 12 Vgl. Thomas Goschke: Lernen und Gedächtnis. Mentale Prozesse und Gehirnstrukturen, in: Gerhard Roth, Wolfgang Prinz (Hg.): *Kopf-Arbeit. Gehirnfunktionen und kognitive Leistungen*, Heidelberg/Berlin/Oxford 1996, S. 359–410, hier: S. 365 f.
  - 13 Vgl. näher zum Zusammenhang von Diskretheit und Repräsentationalismus und zu den erkenntnistheoretischen Aporien diskreter Kognitionsmodelle Linz: *Indiskrete Semantik* (Anm. 6).
  - 14 Andreas K. Engel/Peter König: Das neurobiologische Wahrnehmungsparadigma. Eine kritische Bestandsaufnahme, in: Peter Gold/Andreas K. Engel (Hg.): *Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften*, Frankfurt/M. 1998, S. 156–194, hier S. 174.
  - 15 Vgl. Daniel C. Dennett: Bewußtsein hat mehr mit Ruhm als mit Fernsehen zu tun, in: Christa Maar/Ernst Pöppel/Thomas Christaller (Hg.): *Die Technik auf dem Weg zur Seele. Forschungen an der Schnittstelle Gehirn/Computer*, Reinbek 1996, S. 60–89, hier S. 69 f.; s. zur Unhaltbarkeit dieser Annahme aus neurologischer Sicht auch Wolf Singer: *Der Beobachter im Gehirn*, in: Heinrich Meier/Detlef Ploog (Hg.): *Der Mensch und sein Gehirn. Die Folgen der Evolution*. München/Zürich: 1997, S. 35–66.
  - 16 Vgl. zur Entfaltung des Problems und einer Zusammenfassung möglicher Erklärungsansätze etwa Linz: *Indiskrete Semantik* (Anm. 6), Kap. 4; Anne M. Treisman: The binding problem, in: *Current Opinion in Neurobiology* 6 (1996), S. 171–178; Singer: *Der Beobachter im Gehirn* (Anm. 15), sowie die »Reviews on the Binding Problem« in *Neuron* 24 (Sept. 1999), S. 7–125.
  - 17 Vgl. Semir M. Zeki: *A vision of the brain*, Oxford/London u. a.: Blackwell 1993 (hier insb. Kap. 1–11).
  - 18 Vgl. ebd. sowie Margret Livingstone/David H. Hubel: Segregation of Form, Color, Movement, and Depth: Anatomy, Physiology, and Perception, in: *Science* 240 (1988), S. 740–749; Engel/König: *Das neurobiologische Wahrnehmungsparadigma* (Anm. 14). Beim Rhesusaffen sind z. B. bereits über 30 unterschiedliche visuelle Areale beschrieben worden; vgl. Daniel J. Felleman/David C. van Essen: Distributed hierarchical processing in the primate cerebral cortex, in: *Cerebral Cortex* 1 (1991), S. 1–47.
  - 19 Vgl. Wolf Singer: Response synchronization: a universal coding strategy for the definition of relations, in: Michael S. Gazzaniga et al. (Hg.): *The new cognitive neurosciences*. Second edition. Cambridge, Mass./London 2000, S. 325–338; Andreas Engel: Zeitliche Bindung und phänomenales Bewußtsein, in: Albert Newen/Kai Vogeley (Hg.): *Selbst und Gehirn. Menschliches Selbstbewußtsein und seine neurobiologischen Grundlagen*, Paderborn 2000, S. 417–445.
  - 20 Zur näheren Erläuterung der zeitlichen Korrelationshypothese und der damit verbundenen dynamischen »Assembly-Bildung« vgl. die in Anm. 19 angegebene Literatur sowie Christoph von der Malsburg: The what and why of binding: the modeler's perspective, in: *Neuron* 24 (Sept. 1999), S. 95–104; Charles M. Gray: The temporal correlation hypothesis of visual feature integration: still alive and well, in: *Neuron* 24 (Sept. 1999), S. 31–47; Singer: *Der Beobachter im Gehirn* (Anm. 15), und Linz: *Indiskrete Semantik* (Anm. 6).
  - 21 Vgl. Thomas Metzinger: Zeitfenster im Gehirn und die Einheit des Bewußtseins, in: H. Lenk/H. Pöser: *Neue Realitäten – Herausforderung der Philosophie*. XVI. Deutscher Kongreß für Philosophie, Berlin, 20.–24. September 1993, Vorträge und Kolloquien. Berlin 1995, S. 246–260, hier: S. 255 f.
  - 22 Vgl. Antonio R. Damasio: *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München/Leipzig 1996, S. 138.
  - 23 Für einen Kurzüberblick über die inzwischen zahlreichen Studien, die belegen, »[...] daß die reziproken und parallelen Verbindungen eher die Regel als die Ausnahme sind« (Gerald M. Edelman/Giulio Tononi: *Neuronaler Darwinismus. Eine selektionistische Betrachtungsweise des Gehirns*, in: Heinrich Meier/Detlef Ploog (Hg.): *Der Mensch und sein Gehirn. Die Folgen der Evolution*, München/

- Zürich 1997, S. 187–234, hier: S. 192) vgl. ebd., S. 209–211; zur Bidirektionalität speziell der neuroanatomischen Verbindungen im besonders differenziert untersuchten visuellen System etwa Felleman/van Essen: Distributed hierarchical processing in the primate cerebral cortex (Anm. 18), sowie Zeki: A vision of the brain (Anm. 17), S. 115 ff. u. 321 ff.
- 24 Vgl. zu den folgenden Ausführungen Damasio: Descartes' Irrtum (Anm. 22), Kap. 5; ders.: Time-locked multiregional retroactivation. A systems-level proposal for the neural substrates of recall and recognition, in: *Cognition* 33 (1989), S. 25–62; ders./Hanna Damasio: Cortical systems for retrieval of concrete knowledge: The convergence zone framework, in: Christof Koch/Joel L. Davis (Hg.): Large-scale neuronal theories of the brain. Cambridge, Mass./London 1994, S. 61–74, und Gisela Fehrmann: Verzeichnung des Wissens. Überlegungen zu einer neurosemiotischen Theorie der sprachgeleiteten Konzeptgenese. Diss., Aachen 1999.
- 25 Vgl. zu den folgenden Ausführungen näher Linz, Indiskrete Semantik (Anm. 6), Kap. 4 und 5; Fehrmann: Verzeichnung des Wissens (Anm. 24).
- 26 Damit wird nicht die Existenz spezifischer gedächtnisrelevanter Strukturen, wie sie etwa dem Hippocampus zugesprochen werden, in Abrede gestellt; postuliert wird nur, dass wesentliche Aspekte gerade des semantischen Gedächtnisses nicht von den perceptiven Verarbeitungsstrukturen zu isolieren sind, wie auch in der radikalen These von Tulving deutlich wird: »Memory is a biological abstraction. There is no place in the brain that one could point at and say, Here is memory. There is no single activity, or class of activities, of the organism that could be identified with the concept that the term denotes. There is no known molecular change that corresponds to memory, no known cellular activity that represents memory, no behavioral response of a living organism that is memory. Yet the term *memory* encompasses all these changes and activities.« (Endel Tulving: Introduction to chapter IV: Memory, in: Michael S. Gazzaniga et al. (Hg.): The cognitive neurosciences. Cambridge, Mass./London 1995, S. 751–753, hier: S. 751.
- 27 Gerhard Roth/Randolf Menzel: Neuronale Grundlagen kognitiver Leistungen, in: J. Dudel/R. Menzel/R. F. Schmidt (Hg.): Neurowissenschaft. Vom Molekül zur Kognition. Berlin/Heidelberg u. a. 1996, S. 539–559, hier: S. 544. Damit soll nicht die Existenz genetisch determinierter Wahrnehmungsstrukturen negiert werden, angenommen wird nur, dass die primären perceptuellen Kategorisierungen in weiten Teilen ontogenetisch überformt werden durch erfahrungsgeleitete Veränderungen der Verarbeitungsstrukturen.
- 28 Vgl. etwa Francis Crick/Christof Koch: The unconscious homunculus, in: Thomas Metzinger (Hg.): Neural correlates of consciousness. Empirical and conceptual questions, Cambridge, Mass./London 2000, S. 103–110; Gerald M. Edelman/Giulio Tononi: A universe of consciousness. How matter becomes imagination. New York 2000, sowie Damasio: Descartes' Irrtum (Anm. 22), S. 130–155.
- 29 Vgl. ebd., S. 153 f.
- 30 Vgl. Charles Sanders Peirce: Writings. A chronological edition, Vol. 2: 1867–1871, Bloomington 1984, (hier insb. S. 207 f.).
- 31 Humboldt hat diese These in seiner Bestimmung des »Verfahren[s] der Sprache« als dem »einfachen Act der Gedankenerzeugung« näher entfaltet; vgl. Wilhelm v. Humboldt: Gesammelte Schriften. Hg. v. A. Leitzmann, 17 Bde., Berlin 1903–1936 (hier u. a. Bd. IV, S. 431; Bd. V, S. 427 ff.; Bd. VII, 46 ff. und S. 602); zu Hegel vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke, Frankfurt/M. 1986 (hier Bd. 10, insb. §445–468), sowie Ludwig Jäger: Linearität und Zeichensynthese, in: Fugen. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Textanalytik, Olten/Freiburg i. Br. 1980, S. 187–212; ders.: Zeichen/Spuren. Skizze zum Problem der Sprachzeichenmedialität, in: Georg Stanitzek/Wilhelm Voßkamp (Hg.): Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation, Köln 2001, und Erika Linz: Sprache des Geistes – mentale Symbole oder mediale Zeichen?, in: Ludwig Jäger/dies. (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition, München 2002.
- 32 Zum dem hier vertretenen Begriff der Transkriptivität vgl. Ludwig Jäger: Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik, in: ders./Georg Stanitzek (Hg.): Transkribieren – Medien/Lektüre, München 2001.
- 33 Vgl. dazu Gisela Fehrmann/Erika Linz: The binding function of linguistic signs, in: *Consciousness and Cognition* 9/2 (2000), S. 85–86; Linz: Indiskrete Semantik (Anm. 6), Kap. 5, sowie vor allem auch Fehrmann: Verzeichnung des Wissens (Anm. 24), die in einer Engführung semiotischer Annahmen von F. de Saussure mit neuwissenschaftlichen Bindungstheorien die Sprachabhängigkeit sekundärer Kategorisierungsprozesse freilegt.



Hartmut Winkler

DAS MODELL.

DISKURSE, AUFSCHREIBESYSTEME,

TECHNIK, MONUMENTE –

ENTWURF FÜR EINE THEORIE KULTURELLER KONTINUIERUNG

## 1. INTRO: AKTE VERSUS NIEDERLEGUNGEN, ZWEI MEDIENWISSENSCHAFTLICHE PARADIGMEN

Über kaum etwas ist innerhalb der Medienwissenschaft so intensiv nachgedacht worden wie über die *Schrift*, die verschiedenen Typen materieller Niederlegung und über die Medientechnik, die nach wie vor ein zentrales Skandalon innerhalb jeder Theorie der Medien bildet.

Im folgenden Text möchte ich ein Modell vorstellen, das bestimmte Probleme innerhalb der Medien- und Kulturwissenschaft auf systematische Weise zu lösen versucht. Das Modell ist nicht neu, es taucht in sehr unterschiedlichen Theorien immer wieder auf, und auch ich habe es in verschiedenen Texten mit einigem Nachdruck vertreten.

Neu ist, dass ich es nun als ein Modell exponiere, in komprimiert-abstrahierter Form und als einen Schlüssel für das Verständnis von Problemen, die ohne diesen Schlüssel anders aussähen, rätselhaft oder unsichtbar blieben. Das Modell selbst ist so einfach, dass es auf den ersten Blick fast trivial erscheint. Ich werde zunächst den Fragehintergrund und dann das Modell vorstellen; in einer Anzahl weiterer Schritte werde ich die Leistungsfähigkeit und bestimmte Grenzen des Modells reflektieren und schließlich versuchen, zu einer Art Summenbildung zu kommen. Plausibilität und Grenzen des Ansatzes werden nur in einer Aufschichtung zu zeigen sein: im Durchgang durch ein Set von Medienproblemen, die auf den ersten Blick wenig gemein haben, und durch unterschiedliche Medien, die ebenso kategorial voneinander getrennt erscheinen. Die hauptsächliche Leistung des Ansatzes scheint mir zu sein, dass er diese heterogenen Fragen überhaupt aufeinander bezieht. Seine ›Abstraktheit‹ schafft eine Ebene des medialen und des theoretischen Vergleichs – und eine Art Drehscheibe, die es mir möglich gemacht hat, sehr vielen meiner eigenen Recherchen eine Art organisierendes Zentrum zu geben.<sup>1</sup> (Außerdem hilft mein Modell gegen Pocken, Diphtherie und schlechtes Wetter.)

Ausgangspunkt des Modells ist die Frage, auf welche Weise Diskurse ihre Kontinuität organisieren. Grundsätzlich gibt es zwei Perspektiven, unter denen

man die Medien betrachten kann: Entweder man begreift sie als einen fluiden Diskurs, als einen Handlungszusammenhang, und stellt die kommunikativen Akte in den Mittelpunkt; und da diese Akte an menschliche Akteure gebunden sind, notwendig auch die Menschen, die Träger dieser kommunikativen Handlungen sind. In der Folge hat man diese Perspektive unter das Etikett der ›anthropologischen Medientheorien‹ gebracht.

Dem gegenüber stehen jene Ansätze, die die Schrift, die Technik oder andere Formen materieller Niederlegung in den Mittelpunkt stellen. Grundlage hier ist der berechtigte Zweifel, ob die Medien als Teil des gesellschaftlich-technischen Environments tatsächlich ›vom Menschen‹ her, in Funktion seiner Zwecke, seines Bewusstseins, als ein ›Mittel‹ (z. B. der Kommunikation adäquat zu begreifen sind; wenn die Entwicklung der Technik – zumindest auch – eine autonome ist, die die blinde natürliche Evolution, selbst weitgehend blind, verlängert, kann es allein darum gehen, die Folgen dieser Evolution für die gesellschaftlichen Formationen und die Positionierung des Einzelnen aufzuzeigen. Diese zweiten Theorien, die seit den achtziger Jahren den aufgeklärten Mainstream der Medientheorie stellen, werden entweder im Anschluss an Foucault ›diskursanalytisch‹ genannt oder von ihren Gegnern als ›technikzentrierte‹ Ansätze bezeichnet.

Beide Ansätze werden mit Vehemenz und fast ebenso polarisiert wie hier beschrieben vertreten. Daneben, selbstverständlich, gibt es viele Versuche einer Vermittlung; ausgehend vom Beispiel einzelner Medien<sup>2</sup> oder unter dem changierenden Etikett einer ›Medienkultur‹<sup>3</sup> wird die Polarität als Problem erkannt; dennoch hat sie sich bislang keineswegs auflösen lassen. Paradoxaer Weise nämlich haben beide Ansätze unbezweifelbar – Recht. Sieht man von den geschichtsphilosophischen Grundannahmen ab, handelt es sich um die Radikalisierung zweier Perspektiven, die erst in einer theoretischen Anstrengung, auf dem Terrain einer tatsächlichen Theorie der Medien, zusammenzuführen wären. Zumindest eine Skizze in diese Richtung zu liefern, ist das erste Ziel des hier vorgestellten Modells.

Theoretisch, wie gesagt, geht es um die Frage, auf welche Weise Diskurse Kontinuität herstellen.<sup>4</sup> Als eine Kette kommunikativer Einzelereignisse, so müsste man denken, sind Diskurse ständig vom Abreißen oder von abrupten Richtungswechseln bedroht. Und eine Anzahl von Medientheorien, darunter so prominente wie Luhmann, fassen die Diskurse tatsächlich als eine Kette von Einzelereignissen und vom Begriff der ›Anschlussmöglichkeit‹ her auf.<sup>5</sup>

Die Beobachtung aber zeigt, dass Diskurse in verblüffender Weise kontinuierlich und Änderungen gegenüber mehr als träge sich verhalten. Unter der Oberfläche einer hektischen Neuerung setzen sie tatsächlichen Innovationen ein er-

hebliches Beharrungsvermögen entgegen;<sup>6</sup> nicht die ›Anschlussmöglichkeit‹ oder die unabsehbare ›Artikulation‹ also,<sup>7</sup> sondern dieses Beharrungsvermögen scheint mir das zentrale Rätsel in der Funktionsweise der medialen Diskurse zu sein.

Die Fragestellung also gilt – um einen Begriff einzuführen – jener Ökonomie der Diskurse, die die unabsehbare Kette einzelner Äußerungsakte mit Instanzen der Beharrung verschränkt. Diskurse organisieren ihre Veränderbarkeit, und es kann keineswegs darum gehen, solche realen Veränderungen und Umbrüche zu leugnen, gleichzeitig aber organisieren sie eben auch das ›Eigengewicht‹, das sie dieser Veränderung entgegenstellen. Ein Modell, das beide Momente vermittelt, steht aus, und meine These ist, dass es sich um eine Variante der Frage nach den ›technikzentrierten‹ und den ›anthropologischen‹ Medientheorien handelt.

## 2. MONUMENT UND WIEDERHOLUNG (ASSMANN)

Den wohl potentesten Ansatz, solche Mechanismen der Kontinuierung zu beschreiben, hat Jan Assmann in verschiedenen seiner Veröffentlichungen vorgelegt.<sup>8</sup> Am Beispiel Altägyptens kann er zeigen, dass es grundsätzlich – und ich führe eine weitere Zweigliederung ein – zwei polare Kulturtechniken gibt, mit denen Diskurse stabilisiert und kontiniert werden: das Monument und die Wiederholung. Im Fall Altägyptens, beobachtet Assmann, standen sich zwei Modi des Lebens gegenüber: auf der einen Seite die Hieroglyphenschrift und die architektonischen Grabmonumente, aus Stein erbaut und mit dem Anspruch buchstäblich auf ewige Dauer; auf der anderen Seite die vergänglichen Wohnbauten aus Lehm, die veränderliche Kursivschrift und die Alltagsvollzüge, denen, analog zu den Rhythmen des Nils, eine zyklische Struktur zugeschrieben wurde.

In allgemeinerer Form stammt das Modell aus der Oralitätsforschung: Während Schriftkulturen auf die materielle Niederlegung setzen und die monumentale Dauer des materiellen Schriftträgers gegen die Veränderlichkeit der Zeit ausspielen, setzen orale Kulturen auf Ritus und Wiederholung; aus heutiger Perspektive eine Technik zyklischer Auffrischung, die, wie Nietzsche sagt, den Menschen ein Gedächtnis buchstäblich einbrennt.

Irritierend bei Assmann wie in der Oralitätsforschung ist, dass beide Techniken konfrontiert und beide in den Dienst der kulturellen Kontinuierung gestellt werden, dass ein systematischer Zusammenhang aber weder gezeigt noch behauptet wird. Dies ist umso rätselhafter, als zumindest die Schrifttheorie zudem vertritt, dass die Monumentalität der Schrift die oralen Wiederholungsmecha-

nismen substituieren kann. Sobald eine Gesellschaft zur Technik der Schrift übergeht, wird die rituelle Wiederholung entwertet, und die menschlichen Gedächtnisse werden von der Last, selbst Kontinuierung zu gewährleisten, in gewissem Maße befreit; wenn das Wiederholungsmodell durch das monumentale aber substituiert werden kann, so deutet dies über die funktionale Parallele hinaus auf eine Strukturverwandtschaft oder einen systematischen Zusammenhang hin.

### 3. ZUSAMMENHANG VON MONUMENT UND WIEDERHOLUNG

Um diesen Zusammenhang soll es im Folgenden vorrangig gehen. Monument und Wiederholung fallen zunächst weit auseinander. Einmal errichtet, will das Monument persistieren. Es spielt seine materiale Härte und Persistenz gegen den Wechsel der Alltagsvollzüge aus; die kulturelle Bedeutung der Cheops-Pyramide mag sich von einer rituellen zu einer touristischen tiefgreifend verändert haben, zumindest über das Grundstück aber ist seit 4700 Jahren verfügt.

Und den Alltagspraxen sind damit bestimmte Wege vorgezeichnet. Wie die Architektur der Stadt die Wege ihrer Bewohner determiniert und stabilisiert, umspülen die Alltagspraxen die Monumente und richten sich an ihnen auf.

Die Wiederholung dagegen erscheint ungleich gefährdeter; häufig kann sie Kontinuierung nur dadurch erreichen, dass sie die Identität der Wiederholungsereignisse<sup>9</sup> mit repressiven Mitteln sicherstellt: jede Tradition hat ihre Wächter, Priester und Hierarchen, und wenn es in Ägypten gelungen ist, die Schriftzeichen über mehrere tausend Jahre konstant zu halten, so nur durch eine äußerst repressive Schreiberkultur, die Abweichungen und Anpassungen an die jeweilige Gegenwart nicht geduldet hat.<sup>10</sup>

Neben der Repression kommen, bereits im Tierreich zu beobachten, die Gewohnheit, die Neigung zu Wiederholung und Schema und die ökonomische Ersparnis, die diese bedeuten, als Erklärungsmuster für die Stabilität der Wiederholungszyklen in Frage. Wiederholung und Monument also fallen zunächst auseinander.

In zweiter Instanz aber, und nun wird es interessant, fällt auf, dass das Monument – paradox – einen Aspekt von Wiederholung in sich trägt, und die Wiederholung – ebenso paradox – einen Aspekt von Monumentalität. Die materielle Persistenz des Monumentes führt dazu, eine Kette von Begegnungen mit diesem Monument zu organisieren. Ein schriftlicher Text kann über die Jahrhunderte Zehntausende von Lesern haben, die ihn zur Hand nehmen und in ihre Praxen integrieren; einzelne Leser können ihn wiederholt zur Hand nehmen. Seine ma-

terielle Dauerhaftigkeit also bewährt sich vor allem darin, einen bestimmten Typus von Wiederholung hervorzubringen, der der Wiederholung eine Art Gravitationszentrum schafft, sie dazu zwingt, tatsächlich zyklisch auf einen beschreibbaren Punkt zurückzukehren. Von den Praxen her betrachtet also ist das Monument eine Maschine, die diesen besonders stabilen Typus von Wiederholung produziert.

Umgekehrt, ich habe es gesagt, enthält auch die Wiederholung einen Aspekt von Monumentalität. Wiederholung kann sich nur dann ereignen, wenn die beiden Akte der Wiederholung verbunden sind durch eine Instanz, die selbst monumental (oder quasi-monumentalen) Charakter hat. Im Fall der oralen Gesellschaften ist dies das menschliche Gedächtnis, das zwar der zyklisch-rituellen Auffrischung bedarf, zumindest für die Zeitspanne zwischen den Wiederholungsakten aber in der Lage sein muss, das zu wiederholende Muster zu bewahren. Es zeichnet sich damit die Möglichkeit ab, Wiederholung und Monument, sowenig sie einfach zusammenfallen, in eine gemeinsame, abstraktere Vorstellung zu überführen.

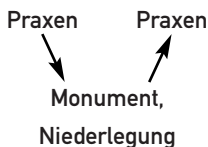
#### 4. DAS MODELL

Ich werde auf die Frage zurückkommen. Bevor dies geschehen kann, möchte ich allerdings zunächst das Grundmodell vorstellen, das den Folgeüberlegungen als eine Art Koordinatensystem zugrunde gelegt werden soll.

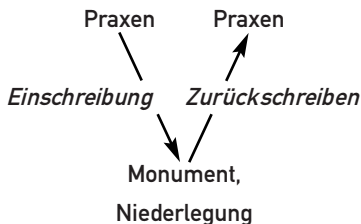
Monumente gehen auf einen Akt der Einschreibung zurück. Im Fall der Pyramiden ist dies – kompliziert genug – der Bauprozess, im Fall eines schriftlichen Textes der Akt der Niederlegung durch einen Autor und der materiell-organisatorisch weit verzweigte Vorgang, mit dem das Verlagssystem aus Autoren-Manuskripten marktverfügbare Druckwerke macht. Soll das Buch persistieren, müssen zusätzliche Instanzen wie Vertriebe, Bibliotheken, die Abwesenheit von Naturkatastrophen und Luftkriegen usf. hinzutreten. Auf dieser ersten Seite also sind Akt und Monument, wenn dies die Ausgangsfrage war, durch einen Vorgang der Einschreibung miteinander verbunden.

Ist das Monument errichtet, so wirkt es zweitens auf die Praxen zurück. Im schlichtesten Fall wird das Buch gelesen oder die Pyramide bestaunt; die Niederlegung also ›verflüssigt‹ sich hinein in die Praxen, indem es diese Praxen determiniert oder zumindest formt; das Monument entfaltet Wirkung, gerade weil es nicht einfach bei sich bleibt, sondern sich in die Praxen zurückschreibt.

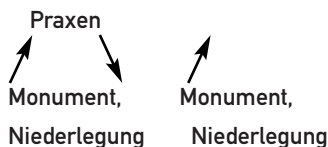
Als Modell ergibt sich eine Verschränkung zweier Bewegungen:



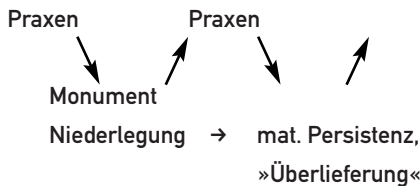
Oder genauer:



Praxen und Monumente/Niederlegungen sind zyklisch miteinander verbunden. Da die Praxen in diesem Zyklus keine Priorität haben, bedeutet dies, dass man ebenso gut formulieren könnte:



Zudem sollte das Modell wiedergeben, dass das Monument materiell persistiert, dass die Praxen also möglicherweise zum gleichen Monument zurückkehren:



Dieses sehr schlichte Modell scheint mir ausgesprochen weitreichend zu sein. Und dies ist der Grund, warum ich einige Kraft darauf verwende, ihm innerhalb der Medienwissenschaften Geltung zu verschaffen. Es ist in der Lage, Fragestellungen der Medienwissenschaft, der Kulturtheorie, der Semiotik, der Techniktheorie, der Psychoanalyse und einiger anderer wichtiger Subdiskurse in systematischer Weise aufeinander zu beziehen.<sup>11</sup> Und darüber hinaus Fragestel-

lungen neu zu eröffnen, die ohne das Modell, ich habe es gesagt, unsichtbar blieben.

Augenfällig löst es zunächst den Streit in nahezu nichts auf, der, wie beschrieben, die Medienwissenschaft gegenwärtig bestimmt. Ob ich eine vorfindliche Technik autonom setze und deren Wirkungen auf den sozialen Prozess untersuche, oder ob ich darauf beharre, dass die Technik selbst ihre Wurzel in Praxen, im Sozialen oder in kommunikativen Akten hat, zeigt allein an, welche Phase des Zyklus ich in den Mittelpunkt meines Interesses stelle: Es handelt sich um die jeweils vereinseitigte Behandlung eines Gesamtprozesses, der grundsätzlich Einschreibung und Zurückschreiben, den Übergang von Praxen in Niederlegung und den zweiten Übergang von Niederlegung in Praxen umfasst.<sup>12</sup>

## 5. MAKRO-EBENE: TECHNIK UND SPRACHE

Wenn es im Folgenden darum gehen wird, das Modell auf unterschiedliche Gegenstände zu projizieren (mit der Wirkung, dass es dadurch möglicherweise nicht mehr ganz so schlicht erscheinen wird), so ist zunächst eine wichtige Erweiterung vorzunehmen. Keineswegs nämlich gilt das Modell allein auf der bisher skizzierten Ebene des einzelnen Textes. Völlig parallel lässt sich z. B. die Technik insgesamt als eine ›Niederlegung‹ – nun auf gesellschaftlicher Ebene – begreifen. Technik rückt zu jedem Zeitpunkt der Technikgeschichte zu einer Technik-Landschaft zusammen. Was uns als jeweils gegenwärtige Technik gegenübertritt, ist das Resultat von Praxen der Vergangenheit und gleichzeitig Ausgangspunkt aller Folge-Praxen; zumindest auf der hier vertretenen Abstraktionsebene ist es exakt derselbe Zyklus von Einschreibung, Niederlegung und Zurückschreiben in die Praxen, der die Mikroebene einzelner Techniken mit der Makroebene der Technik insgesamt verbindet.<sup>13</sup> Dasselbe selbstverständlich gilt für das Textuniversum, die gesellschaftliche Bibliothek usf.

Vor allem aber, und dieser Gedanke bereits ist alles andere als trivial, gilt der Mechanismus für die Sprache. Das semantische System der Sprache, das System der konventionalisierten Bedeutungen, das uns als fest gefügtes Lexikon gegenübertritt, ist nicht vom Himmel gefallen, sondern ist – dies lässt sich aus einer ganzen Anzahl von Sprachtheorien herauslesen – das Resultat von Milliarden von Sprechakten und Einzeltexten, die an der Sprache wie an einem Kollektivkunstwerk gearbeitet und ihr ihre Form verliehen haben.<sup>14</sup> Konkret bedeutet dies, dass auch die Sprache in der Dialektik zwischen Sprachpraxen und materieller

Niederlegung beschrieben werden muss; wobei die Niederlegung ihren materiellen Ort verteilt auf die Millionen Köpfe der Sprachbenutzer hat.<sup>15</sup>

Die Sprache kann damit als eine Technologie angesprochen werden, die auf gesellschaftlicher Ebene Einschreibung/Niederlegung und Sprach-Praxen miteinander verschränkt; und zwar bereits vor der Entwicklung der Schrift, die den technologischen Charakter der Sprache allenfalls deutlicher macht.

Unter der Hand hat sich der Begriff der Technik damit entscheidend erweitert: Wo ein Großteil gerade der Medienwissenschaft auf die Hardware starrt<sup>16</sup> und auf die Schrift als ein vergleichbar übersichtlich materialisiertes Untersuchungsobjekt, zwingt das hier vertretene Modell, zu einer komplexeren Vorstellung von Technologie überzugehen; einer Vorstellung von Technologie, die materielle Niederlegung und Praxen miteinander verschränkt und die Praxen selbst als regelgeleitet/systemisch unter dem Aspekt ihrer Technizität betrachtet. Einig mit bestimmten Ansätzen der gegenwärtigen Techniktheorie<sup>17</sup> wäre damit zu dem antiken Konzept der *techne* zurückzukehren, das immer schon beide Aspekte umfasste.

## 6. KONVENTION UND SCHEMA

Die Überlegung zu Technik und Sprache ist sofort auszuweiten. Wenn Sprache eine gesellschaftliche Technologie ist, die Sprach-Praxis und Sprachsystem miteinander verschränkt und den jeweils vorfindlichen Bedeutungsapparat von den Sprachereignissen (Sprechakten, Äußerungen) der Vergangenheit abhängig macht, so ist damit ein Modell gefunden, das nicht allein sprachliche Ereignisse, sondern im allgemeinsten Sinne Konventionen einigermaßen präzise beschreibt. Konventionen sind geronnene Praxis. Ausfällungen, Niederlegung an sich fluider Handlungen und Ereignisse, die sich aufstauen, kumulieren und in Struktur umgeschlagen sind.

Fragt man nach dem konkreten diskursökonomischen Mechanismus,<sup>18</sup> der Konventionen hervorbringt, so wäre wahrscheinlich als Erstes die Wiederholung zu nennen. Konventionen gehen auf Wiederholung zurück, und sie triggern ganze Ketten weiterer, zukünftiger Wiederholungen; als System niedergelegt aber sind sie Kumulat und monumental.

Und über den Begriff der Konvention erschließt sich ein ganzes Universum theoretischer Probleme, die nun an das Modell angeschlossen werden können. So zunächst die Schema-Theorien, die vor allem in der Analyse der Bildmedien wichtig geworden sind: von der Gestaltpsychologie bis zur Stereotypentheorie



und der kunstwissenschaftlichen Ikonographie bis hin zum Begriff der ästhetischen Form, all diese Ansätze sind – letztlich – mit dem befasst, was eine semiotische Perspektive auf den Begriff des Codes bringen würde.<sup>19</sup>

So schwierig es sich erwiesen hat, im Fall der Bildmedien zu einer evidenten Formulierung einer Semiotik zu kommen,<sup>20</sup> so unabweisbar ist gleichzeitig, dass gerade im Feld der technischen Bilder Wiederholung und Schemabildung eine herausragende Rolle spielen, die Mediensozialisation und -kompetenz bestimmen und jene Erwartungsstrukturen hervorbringen, mit denen die Rezipienten den konkreten Produkten begegnen. Schemata und Stereotypen sind Niederlegungen, die den Bilderdiskurs tiefgreifend strukturieren; auch wenn gerade die Filmwissenschaft ein eher kritisches Verhältnis zu Stereotypen und Schemata hat. Stereotypen sind eine Art verdecktes Skelett, das den technischen Bildern eingezogen ist, und den konventionalisierten Schemata innerhalb der Sprache zumindest strukturell-funktional äußerst ähnlich.

Und schließlich schafft der Begriff der Konvention die Möglichkeit, auch Handlungssysteme, wie die Soziologie und die Gesellschaftswissenschaften sie untersuchen, auf das skizzierte Modell zu beziehen. Auch im Reich der stummen Praxen herrscht dieselbe Logik von Einzelakt und Muster, Wiederholung und Konventionalisierung vor. Indem die Soziologie die Regelmäßigkeit von Handlungen aufweist, argumentiert sie immer schon mit jener Niederlegung, von der hier die Rede ist.

Als eine Drehscheibe fungiert das hier vorgetragene Modell vor allem, weil es den sehr allgemeinen Begriff der Konvention in den Mittelpunkt stellt und ihn gleichzeitig als eine Niederlegung – in der Dialektik zwischen Einzelakt, Wiederholung und Niederlegung – exakter bestimmt.

## 7. GRENZEN?

An dieser Stelle scheint es mir angebracht, dem Eindruck einer maßlosen Überschätzung entgegenzusteuern und bestimmte Grenzen des Modells mit zu benennen. Keineswegs nämlich halte ich das Vorgestellte für eine Art Weltformel oder für das  $emc^2$  der Medienwissenschaften; viel zu offensichtlich sind die theoretischen Probleme.

Und diese Probleme beginnen bereits auf der Ebene der Modellbildung selbst. Denn kann man wirklich die Pyramiden und das konventionelle System der Sprache gemeinsam auf den Begriff der Niederlegung bringen? Handelt es sich um den gleichen Typus von Niederlegung, wenn die Pyramiden materiell-monu-

mental persistieren, das semantische System der Sprache sich aber mit den Diskursen fortwälzt und sich in ständigem Umbau befindet? Auf dem Begriff der ›Niederlegung‹ zu beharren, heißt zunächst solch klaren Unterschieden zum Trotz die Tatsache hervorzuheben, dass in beiden Fällen ein materieller Speicher als das Gegenüber der Interaktion mitgedacht werden muss.

Ernster noch ist eine zweite Frage. Denn in welchem Sinne kann man von einem ›Zyklus‹ sprechen, wenn dieser Zyklus Ketten unterschiedlicher Akte verbindet, keineswegs also tatsächlich auf den gleichen Punkt einfach zurückkehrt?<sup>21</sup>

Und schließlich: handelt es sich nicht um ein extrem ›konservatives‹ Modell, das historische Kontinuitäten betont, zu Brüchen und Umbrüchen, wie sie etwa die Postmoderne-Debatte thematisiert, aber kaum einen Zugang findet?

Die Liste theoretischer Probleme ließe sich mühelos fortsetzen; kehren wir also auf die Sonnenseite der möglichen Leistungen meines Modells zurück.

## 8. SUBJEKT ALS ORT DER NIEDERLEGUNG

Es muss eine wichtige Verschiebung angesprochen werden, die sich im Zuge der Argumentation – möglicherweise unbemerkt – ergeben hat. War mein Ausgangspunkt die materielle Niederlegung in Texten oder Technik gewesen, so ist mit der Sprache und mehr noch mit der Konvention ein völlig anderer Typus von Niederlegung beschrieben. Materieller Ort der Niederlegung nämlich ist in diesem Fall nicht ein Environment von Objekten, sondern ganz im Gegenteil – das Subjekt; bzw. präziser: zum einen das individuelle Gedächtnis/Körpergedächtnis, in dem das sprachliche System und das System der Konventionen seinen Sitz hat, und zum anderen das Kollektivgedächtnis, das sich, verteilt auf die individuellen Gedächtnisse, als ein Phänomen gesellschaftlicher Redundanz konstituiert.

Diese Verschiebung von den Objekten zu den Subjekten als Ort der Einschreibung, so irritierend sie ist, ist nicht einfach defekt. Erschienen die Subjekte als Träger der Praxen den ›tot-objekthaften‹ Niederlegungen systematisch entgegengestellt, so geraten sie nun selbst auf die Seite dieser Objekte und in die passive Rolle; und entspricht dies nicht – zumindest nach einer Seite hin – den Verhältnissen? Vor allem der Poststrukturalismus hat uns gezeigt, dass wir Objekt unserer Mediensozialisation sind, Objekt gesellschaftlicher Einschreibung und bewusstlos-unfreiwillige Träger von sprachlichen wie außersprachlichen Konventionen, die wir exekutieren, ohne ihnen zugestimmt zu haben, und die wir weitergeben, ohne sie kontrollieren zu können.

Wenn die eigentliche Frage meines Textes den Kulturtechniken galt, die eine Kontinuierung der Diskurse bewirken, so wird man die Subjekte tatsächlich in beiden Positionen auffinden müssen: in der Subjektposition als Träger von Handlungen, die in Niederlegungen resultieren, die wiederum zum Ausgangspunkt neuerlicher Praxen werden, und – funktional exakt parallel zu diesen Niederlegungen selbst – als Träger einer konventionell verhärteten Struktur, die den fluiden Diskursen als eine Instanz der Beharrung, der Trägheit und der Hemmung gegenübertritt. Dass es sich hierbei um eine durchaus dramatische Dimension kultureller Kontinuierung handelt, wird deutlich, wenn 1945 der Inhalt der Bibliotheken ungleich leichter zu ›reinigen‹ und den neuen Verhältnissen anzupassen war als das Innere der Köpfe. Die Menschen selbst sind ›monumental‹ in diesem Sinne, und so erstaunlich anpassungsfähig sie sind, mit so bleiernem Widerstand stehen sie bestimmten anderen, und häufig gerade emanzipativen, Änderungsprojekten entgegen.

## 9. VERDICHTUNG

Selbstverständlich wird man sich auch für die Differenzen zu interessieren haben, die die Niederlegung in materiellen Speichern und die Niederlegung in menschlichen Gedächtnissen unterscheiden. Materielle Speicher sollen ihre Inhalte, zumindest idealerweise, treulich bewahren. Menschliche Gedächtnisse dagegen neigen dazu, Inhalte zu selektieren, zu verschieben und zu vergessen; und die Gedächtnistheorie lehrt, dass in dieser Bearbeitung die eigentliche Leistung des menschlichen Gedächtnisses liegt.

Eine kühle, quantitative Überlegung zeigt, dass wir von den unzähligen Wahrnehmungen eines Tages den ganz überwiegenden Anteil – aus schlicht kapazitiven Gründen und weil ihre unstrukturierte Aufhäufung schlicht ausgeschlossen erscheint – vergessen müssen. Das Vergessen ist insofern nicht ein Defekt, sondern ein dringend notwendiger Schutz.

Zudem kann man davon ausgehen, dass dieses Vergessen keineswegs spurlos geschieht. Auch wenn die Gedächtnistheorie hier erstaunlich wenig Modelle liefert, hält schon Freuds ›Wunderblock‹ die Tatsache fest, dass das konkrete Wahrnehmungsereignis im Vergessen zwar untergeht, das wahrnehmende Subjekt mit jeder Wahrnehmung sich aber verändert; das Vergessen scheint eine Maschine zu sein, die die unendliche Fläche von Einzelwahrnehmungen in Subjektstrukturen umarbeitet; genauer: in jene Erwartungsstrukturen, mit denen das Subjekt neuerlichen Wahrnehmungen begegnet.

Vergessen also ist immer ein ›Vergessen hinein in die Struktur‹ der Subjekte,<sup>22</sup> und es bietet sich an, dies mit dem Begriff der ›Verdichtung‹ in Verbindung zu bringen, wie ihn Freud in der ›Traumdeutung‹ entfaltet.<sup>23</sup>

#### 10. VERDICHTUNG KOLLEKTIV, VERDICHTUNG MEDIAL

Auf kollektiver Ebene nun scheint es durchaus vergleichbare Mechanismen zu geben. Wenn das System der Sprache auf die Sprechakte der Vergangenheit zurückgeht, die dem semantischen System in einem gigantischen Prozess der Kumulation seine Form verliehen haben, so bedeutet dies, dass die Sprache insgesamt als das Produkt einer ›Verdichtung‹ angesprochen werden muss.<sup>24</sup> Relevant wird nun das quantitative Verhältnis: Milliarden von Sprechakten finden ihren Niederschlag in der sprachlichen Struktur. Und diese hat die Besonderheit, so kompakt zu sein, dass sie in einzelne kleine Menschenköpfe passt. Eine verblüffend kompakte und ökonomische Art der Repräsentation; und ein glänzender Kompromiss mit den knappen mentalen Ressourcen.

Es ist dies die wohl bewundernswürdigste Seite der Sprache: Als eine gesellschaftliche Technologie arbeitet sie Sprechakte um in eine komprimierte semantisch-mentale Struktur. Und dieser Umschlag, dieser Mechanismus der Strukturgenerierung ist der Kern dessen, was oben als Modell in allgemeiner Form expliziert worden ist. Die notwendige Dialektik von Akt und Niederlegung, Diskurs und Struktur hat ihr Zentrum im Begriff der Verdichtung.

Und klarerweise gilt dieser Mechanismus nicht für die Sprache allein. Wenn oben bezogen auf die Bildmedien von Stereotypen und von Schematheorien die Rede war, so ist evident, dass auch hier ähnliche Mechanismen arbeiten: Stereotypen und Schemata bilden sich, fast deutlicher noch als die Einheiten der Sprache, im Fortschreiten der Diskurse heraus; eine lange Kette von Western hat das Genre ausgeformt und die Erwartungsstruktur, mit der die Rezipienten dem Genre begegnen. Vorerfahrung, es wurde gesagt, verdichtet sich zur Medienkompetenz; und diese bildet ein System gesellschaftlich-symbolischer Topoi, das Produzenten wie Rezipienten teilen. Von der Vorstellung, die Bildmedien seien voraussetzungslos zugänglich, wird man sich entsprechend verabschieden müssen.

Und auch Technik und Architektur können als das Produkt einer Verdichtung – diesmal außerhalb der Köpfe – angesprochen werden. Die Praktiken und Erkenntnisse der Vergangenheit haben sich im jeweils aktuellen ›Stand der Technik‹ aufgestaut. Technik ist – parallel zur Sprache – eine komprimierte Struktur, in

der die Praxen der Vergangenheit untergegangen sind und die die Folge-Praxen präformiert. Es gilt dasselbe quantitative Verhältnis einer Verdichtung: Hegel trivialisierend könnte man sagen, dass die Praxen der Vergangenheit – die technischen Praxen der Vergangenheit – im Kollektivkunstwerk der Technik ›aufgehoben‹ oder eben aus diesem verdrängt worden sind.

Und relevant ist dies sogar auf der Ebene des einzelnen Produkts: Möglicherweise hat der Spielfilm die literarische Fiktion als gesellschaftlich-symbolische Technologie nur distanzieren können, weil er – alle sonstigen medialen Unterschiede gerne zugestanden – auf der Ebene des Mediums selbst ›höher verdichtet‹ ist. Auf einem materiellen Träger, der in 90 Minuten mühelos rezipiert werden kann, ist niedergelegt, woran ganze Stäbe industriell-arbeitsteiliger Spezialisten über Jahre gearbeitet haben, unter Einsatz einer avancierten Technologie, in der sich ebenfalls gesellschaftliche Arbeit und Know-how in einzigartiger Weise verdichten. Das einsame Schreiben des Romanciers – gestützt allein auf das Kollektivkunstwerk der Sprache – muss demgegenüber als ›technologically under-equipped‹ erscheinen.<sup>25</sup>

## 11. WIEDERAUFNAHME: MONUMENT UND WIEDERHOLUNG

Kommt man nun auf die Frage nach dem Zusammenhang von Monument und Wiederholung zurück, so dürfte zumindest die Frage nun wesentlich klarer liegen. Monumente können Wiederholung ersetzen, weil sie selbst gesellschaftliche Maschinen zur Initiierung von Wiederholung sind. Diskurse erreichen ihre Kontinuierung, indem sie Instanzen der Beharrung schaffen, die neben den Diskursen (und in Spannung zu ihnen) persistieren.

Und gleichzeitig scheint es unterschiedliche Typen dieser Instanzen zu geben, die es zu unterscheiden lohnt. Typus\_1 wäre die Pyramide, die Persistenz und im Idealfall unveränderte Dauer durch materielle Härte erreicht. Typus\_2 wäre durch das menschliche Gedächtnis und das System der Sprache beschrieben: Produkt der Verdichtung, existieren beide durch den Diskurs und wälzen sich mit diesem fort, gleichzeitig aber setzen sie seinen abrupten Richtungsänderungen Trägheit und Beharrungsvermögen entgegen. Alle aktuellen Äußerungen und Ereignisse müssen mit Blick auf diese Instanz der Beharrung betrachtet werden.<sup>26</sup> Typus\_2 steht damit – paradox – für das in sich selbst veränderbare, historisch-plastische Monument.

Die Technik erscheint dementsprechend doppelgesichtig: Auf der Ebene des einzelnen technischen Artefakts zweifellos dem ersten Typus schlicht materieller

Beharrung zugehörig, funktioniert sie auf gesellschaftlicher Ebene, als gesellschaftliche Technologie, analog zur Sprache im Typus<sub>2</sub>.

Beiden Typen gemeinsam ist das Modell der Verdichtung; und das einzelne Artefakt scheint seine Pointe darin zu haben, dass es ein bestimmtes Niveau der Verdichtung in eine materiell garantierte Stase bringt. Gemeinsam ist beiden weiter, dass sie die Praxen in Zyklen der Wiederholung zwingen. Dies war der Grund, die ursprüngliche, von Assmann vertretene Polarität von Monument und Wiederholung aufzugeben.

## 12. SUMME

Was nun hat die Überlegung gebracht? Zunächst, dass mediale Akte grundsätzlich auf mediale Niederlegungen bezogen werden müssen, und mediale Niederlegungen grundsätzlich auf mediale Akte. Erst in dieser Dialektik kann gezeigt werden, wie Medien kulturelle Kontinuierung bewirken. Die Wiederholung, es wurde gesagt, ist keine Ausnahme, sondern sie muss ebenfalls in der Wechselbeziehung zwischen einem Muster und dessen Wiederaufführung, einem Handlungsmoment und einem Moment der Beharrung gedacht werden; das Muster wartet materiell niedergelegt und insofern ›monumental‹ auf seine Reaktivierung und Auffrischung.

Zum Zweiten ist festzuhalten, dass die menschlichen Subjekte nicht allein auf die Seite der Handlungen fallen. Da man das menschliche Gedächtnis als Ort der Einschreibung einbeziehen muss und, noch allgemeiner, die Subjekte als Träger einer semantisch-gesellschaftlich-unbewussten Struktur, stellen die Subjekte selbst – ihrer beobachtbaren Beweglichkeit zum Trotz – eine Instanz kultureller Beharrung dar.

Ein drittes Ergebnis ist, dass neben der relativ starren, materiellen Monumentalität einzelner Artefakte ein zweiter Typus angenommen werden muss, der Monumentalität durch Kumulation und Verdichtung erreicht. Die Stadt, die Technik und die Sprache wurden hier als Beispiel genannt, die in ständigem Umbau begriffen, nur vom Konzept der Verdichtung her beschrieben werden können; der Begriff der Konvention entsprechend kann nur über die Konventionalisierung und diese über Ketten von Wiederholungsakten gefasst werden.

Der Begriff der Verdichtung ist der Kern des Modells und der eigentliche theoretische Gewinn, der mit seiner Hilfe zu machen ist. Verdichtung hat die Besonderheit, dass sie einen quantitativen und einen qualitativen Aspekt miteinander verbindet. Wenn die unübersehbare Fläche sprachlicher Äußerungen in die

Struktur der Sprache übergeht, schlagen Akte in Struktur und, fast ist man an Engels erinnert,<sup>27</sup> Quantität in Qualität um.

Dies macht es möglich, quantitativ-ökonomische Modelle an die Überlegung zumindest anzuschließen. Mechanismen der Zirkulation und der Distribution, wie sie die Warenanalyse in ihre Theoriebildung relativ selbstverständlich einbezieht, werden innerhalb der Medienwissenschaften noch kaum untersucht. Gespalten in Empirie und Theoriebildung, überlässt man die Quantitäten einer vordergründigen Statistik; tatsächlich theoretische Modelle zur Zirkulation der Zeichen sind äußerst rar und eine ›Ökonomie der Diskurse‹ allenfalls Desiderat.

Aus der Perspektive der ›Verdichtung‹ wäre die technische Reproduktion, um einen der wohl prominentesten Begriffe in der Medienwissenschaft als Beispiel zu nennen, als ein bestimmter Typus von Wiederholung zu fassen. Technische Reproduktion generiert Struktur (und Redundanz) und sorgt, dies ist ihr monumentaler Aspekt, für kulturelle Kontinuierung. Eine ›Ökonomie der Diskurse‹ hätte solche Mechanismen, synchron wie diachron, exakter beschreibbar zu machen.

Und schließlich kann das hier vertretene Modell helfen, bestimmte systematische Verzerrungen der gegenwärtigen Theoriebildung zu korrigieren. Die aktuelle Medientheorie leidet, dies scheint mir auffällig, unter einer eklatanten ›Sprachvergessenheit‹ und blendet die Frage nach Sprache und Code fast durchgängig aus. Meine Deutung ist, dass die Semiotik, einst Hoffnungsträger, gegenwärtig in den Abgrund zwischen anthropologischen und technikzentrierten Ansätzen gerät. Stellen die Ersteren gestützt auf die Handlungstheorie den einzelnen Akt in den Vordergrund, so vergessen sie, dass Akte unabhängig von der Wiederholung, vom System der Konventionen und Gewohnheiten, nicht gedacht werden können. Was es notwendig macht, die Spannung zwischen Akt und ›monumentalem‹ Code mit zu reflektieren.

Die Technikzentrierten sehen im Code, weil er einstweilen an menschliche Träger gebunden ist, ein medienhistorisches Überbleibsel aus der humanistisch-anthropologischen Ära. Die Kategorie der ›Bedeutung‹ wird als schwammig, als einer materialistischen Beschreibung diskursiver Vorgänge entgegengesetzt und dann als *négligeable* eingestuft; scheint doch die Mediengeschichte selbst von der ›natürlichen Sprache‹ zu den hardware-intensiven Bildmedien und jüngst zur ›reinen‹ Sphäre mathematischer Algorithmen übergegangen zu sein.

Im Licht des hier Vertretenen ist diese Sicht Illusion. Wenn im Fall der Bildmedien ein Code offensichtlich nach wie vor in Arbeit ist (und eine Pointe der Bildmedien darin besteht, dass sie diese Tatsache systematisch verdecken)<sup>28</sup>, wenn zweitens die Technik selbst als ein ›Code‹ begriffen werden muss, als eine

verdichtete gesellschaftliche Niederlegung, die in der Lage ist, Folgepraxen zu determinieren, dann liegt es nahe, auch im Fall der Computer strukturell ähnlich zu fragen. Nimmt man das Modell ernst, wäre auch beim Computer die ›Systemstelle‹ zu zeigen, an der der Code auftauchen müsste. Ich habe an anderer Stelle den Vorschlag gemacht, das Projekt der Formalsprachen und der Formalisierung von dieser Seite her zu begreifen.<sup>29</sup>

Anstatt die Frage nach dem Code für obsolet zu erklären, käme es möglicherweise darauf an, die Generierung von Bedeutungen selbst als eine gesellschaftliche Technologie, d. h. in materialistisch-diskursökonomischen Kategorien, zu beschreiben. Ein grober Weg hierzu ist im Umschlag von Diskurs in Struktur vorgezeichnet, wie ich ihn hier vertreten habe; die Allergie gegen die ›Bedeutung‹ wie die Verkürzungen des Technik-Konzeptes durch das Ausblenden der Sprache ließen sich auf diesem Weg möglicherweise vermeiden.

Die Medienwissenschaft scheint mir auf Modelle angewiesen zu sein, die das an den Medien Offensichtliche hinterschreiten. Es sind dies notwendigerweise abstrakte Modelle, denn nur diese sind in der Lage, die Grenzen zwischen den Medien, etablierte und tief eingegrabene Grenzen, die einem medienwissenschaftlichen Vergleich immer entgegenstehen, zu überspringen. Als abstrakte Modelle sind sie notwendig falsch. Sie müssen gerade jene Mechanismen zielgerichtet verfehlen, die für einzelne Medien in besonderer Weise kennzeichnend sind und die aus deren Binnenperspektive am wenigsten vernachlässigt werden dürften. Die Beschäftigung mit einzelnen Medien (und übrigens der so genannten ›Intermedialität‹) allerdings erspart die theoretische Anstrengung nicht.

Einen allgemeinen Begriff von Konvention und Konventionalisierung zu entwickeln, eine Vorstellung von kultureller Kontinuierung, eine Vorstellung davon, wie Monumente und Wiederholung zusammenwirken, und davon, was die materielle Beharrung mit anderen Typen von Kontinuierung gemeinsam hat – all dies erscheint notwendig, um Medienvergleiche überhaupt möglich zu machen. Wenn die Ebene der Akte, die Ebene des Symbolischen, die Ebene des Institutionellen und die Ebene des im engeren Sinne Technischen, sicher unbestritten vier Grundregister jeder Beschäftigung mit den Medien, nicht einfach auseinander fallen, wird man fragen müssen, auf welcher Ebene sie vermittelt sind. Exakt auf diese Frage will das hier vertretene Modell eines dialektischen Umschlags von Diskurs in Struktur eine Abschlagszahlung sein.

1 Diese methodische Selbstvergewisserung war der Anlass, den vorliegenden Text zu schreiben. In meinem Buch *Docuverse* sind die hier vertretenen Thesen fast vollständig enthalten; dort sind sie eingebettet in das Projekt des Buches, das eine – so weit wie möglich immanente – Kritik des ge-



- genwärtigen Computerdiskurses leisten will (Hartmut Winkler: Docuverse. Zur Medientheorie der Computer, München 1997; Gliederung und erstes Kapitel unter: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler.html>). Diese Kritik hat viel Zustimmung gefunden; der theoretische Gegenentwurf, der die Kritik trägt, aber scheint nicht für alle Leser in gleicher Weise transparent geworden zu sein. Der vorliegende Text geht entsprechend von der Kritik zu einer mehr oder minder entschlossenen Setzung über. Die Gefahr, die hiermit – auf der Ebene der Darstellung wie der Inhalte – verbunden ist, ist mir durchaus bewusst. Ich gehe sie ein, weil ich mir verspreche, die Sache, einmal als ›Modell‹ niedergelegt, für andere exakter diskutierbar zu machen und selbst aus größerer Distanz betrachten zu können. Da mein Modell tatsächlich eine ›Drehscheibe‹ zumindest für meine eigenen Überlegungen bildet, werde ich an verschiedenen Stellen (und häufiger als üblich) auf eigene Texte verweisen.
- 2 Ausgehend vom Fernsehen diskutiert z. B. Williams die Frage in systematisch-techniktheoretischer Perspektive (Raymond Williams: *Television. Technology and cultural form* [1973/75], London 1992, S. 9–31: *The technology and the society*).
  - 3 Siehe z. B. Claus Pias u. a. (Hg.): *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 1999.
  - 4 Im Folgenden werden verschiedene Diskursbegriffe verwendet. Basal ist die alltagsnahe Auffassung, die Diskurse als die Gesamtmenge aller Äußerungsakte (mündlich wie schriftlich) beschreibt: »Diskurs, der [...] die von einem [allen] Sprachteilhaber[n] auf der Basis seiner [ihrer] sprachlichen Kompetenz tatsächlich realisierten sprachlichen Äußerungen (Sprachw.).« (Duden. Fremdwörterbuch, Mannheim 1974, S. 182). 2. Von dort aus verallgemeinert wird ›Diskurs‹ häufig für die Gesamtheit der symbolischen Praxen verwendet, etwa indem der Bilder-Diskurs dem sprachlichen gegenübergestellt wird. 3. Bei Foucault schließlich umfasst der Begriff des Diskurses neben Äußerungen auch Praktiken, z. B. den Bau von Gefängnissen und den Eingriff in die Körper durch Folter oder Drill. Gleichzeitig verbindet Foucault mit seinem Diskursbegriff ein bestimmtes Erkenntnisverfahren; dieses Erkenntnisverfahren vor allem nehmen die diskursanalytischen Ansätze in Anspruch.
  - 5 Siehe z. B.: Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1993, S. 62.
  - 6 Am deutlichsten haben wohl Horkheimer/Adorno auf dieses Beharrungsvermögen hingewiesen; durch die Erfahrung der amerikanischen Massenkultur einigermaßen schockiert, haben sie die Formel einer ›Wiederkehr des Immergleichen‹ geprägt (Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* [1947], Frankfurt/M. 1986).
  - 7 Dieser Begriff hat innerhalb der gegenwärtigen Mediendebatte einige Prominenz erlangt; vgl. Winkler: *Docuverse* (Anm. 1), S. 269–280.
  - 8 Jan Assmann: *Stein und Zeit. Das ›monumentale‹ Gedächtnis der altägyptischen Kultur*, in: ders./Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1988, S. 87–114; sowie ders.: *Stein und Zeit. Mensch und Gesellschaft im alten Ägypten*, München 1991.
  - 9 Eine prekäre ›Identität‹, wie Derrida in seiner berühmten Debatte mit Searle gezeigt hat. Die Debatte lief über drei Stationen: Jacques Derrida: *Eight. Signature Event Context* [1972], in: *Glyph*, Nr. 1, 1977; John R. Searle: *Nine. Reiterating the Differences. A Reply to Derrida*, in: *Glyph*, Nr. 1, 1977; Jacques Derrida: *Nine. Limited Inc. a b c ...*, in: *Glyph*, Nr. 2, 1977. Ich habe die Debatte und die ›certain selfidentity‹ der Wiederholungsakte diskutiert in *Docuverse* (Anm. 1), S. 281–285.
  - 10 Diese Konstanz übrigens gilt nur für die Hieroglyphen, nicht aber für die Kursivschrift. Die Konstanz verdankt sich insofern nicht der Repression allein, sondern immer schon der materiellen Kopresenz von materiellen Schriftzeugnissen der Vergangenheit.
  - 11 Im vorliegenden Text werden einige der genannten Felder, und insbesondere die Semiotik und Psychoanalyse, nur am Rande berührt. Hierauf genauer einzugehen ist einem weiteren Text vorbehalten.
  - 12 Ich habe diese These ausgeführt in: Hartmut Winkler: *Die prekäre Rolle der Technik. Technikzentrierte versus ›anthropologische‹ Mediengeschichtsschreibung*, in: Claus Pias (Hg.): *Medien. Dreizehn Vorträge zur Medienkultur*, Weimar 1999, S. 221–240; unter: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler/henne.html>.
  - 13 Praxen Praxen  
     ↘ ↗  
     Technik
  - 14 Es ist erstaunlich, dass die Sprachtheorie die Dialektik zwischen Sprechen und Sprache nicht in

den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellt. Vielmehr werden Diachronie und Synchronie – in einer Verkürzung der Saussureschen Kategorien – abstrakt und statisch polarisiert. Immer wieder aber gibt es Einzelüberlegungen, die vollständig parallel zum hier Vertretenen argumentieren, und auch diese beginnen bei Saussure: »Die menschliche Rede [langage] [...] begreift [...] in sich sowohl ein feststehendes System als eine Entwicklung; sie ist in jedem Augenblick eine gegenwärtige Institution und ein Produkt der Vergangenheit.« »Die Sprache [langue] [...] ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert.« (Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft [1916], Berlin 1967, S. 10, 16 (Hervorh. u. Erg. H. W.)). Ähnlich innerhalb der Oralitätsforschung: »Die Bedeutung eines Wortes bestimmt sich [...] in einer Folge konkreter Situationen, [...] die alle darauf zielen, seine spezifische Bedeutung und seine Nebenbedeutungen festzulegen. Dieser Prozess direkter ›semantischer Ratifizierung‹ vollzieht sich natürlich kumulativ.« (Jack Goody/Ian Watt: Konsequenzen der Literalität, in: dies./Kathleen Gough: Entstehung und Folgen der Schriftkultur [1968], Frankfurt/M. 1991, S. 65–71). Bei Foucault: »Was uns die Zivilisationen und Völker als Monumente ihres Denkens hinterlassen, sind nicht so sehr die Texte wie die Vokabularien und Syntaxen, [...] die Diskursivität ihrer Sprache. ›Die Sprache eines Volkes bildet ihr Vokabular, und ihr Vokabular ist eine ziemlich treue Bibel aller Erkenntnisse dieses Volkes.« (Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge [1966], Frankfurt/M. 1974, S. 125 (F. zit. Diderot)). Und schließlich bei McLuhan bereits verallgemeinert auf Medien und Technik: »Der klassische Fluch des Midas, seine Fähigkeit, alles, was er berührt, in Geld zu verwandeln, ist in gewissem Maß für jedes Medium einschließlich der Sprache charakteristisch. [...] Die ganze Technik hat den Kontaktzauber von König Midas. [...] Die Sprache wirkt wie die Währung als Wahrnehmungsspeicher und Übermittlung von Wahrnehmungen und Erfahrungen von einer Person oder Generation auf die andere.« (Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle. ›Understanding Media‹ [1964], Düsseldorf/Wien 1968, S. 152). Ich selbst habe das Argument entfaltet in: Docuverse (Anm. 1), S. 101–130, 164–184.

## 15 Sprechen Sprechen



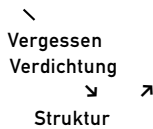
## Sprache

- 16 ... was zu einer bestimmten Zeit durchaus eine Pointe hatte, als es darum ging, der Technik-Vergessenheit der Philologie entgegenzusteuern ...
- 17 Vergl. z. B. Carl Mitcham: *Thinking through Technology. The Path between Engineering and Philosophy*, Chicago/London 1994; Merrit Toe Smith/Leo Marx (Hg.): *Does Technology Drive History? The Dilemma of Technological Determinism*, Cambridge, Mass./London 1994; Gilles Deleuze/Felix Guattari: *Programmatische Bilanz für Wunschmaschinen*, in: dies.: *Anti-Ödipus* [1972], Frankfurt/M. 1977, S. 497–502.
- 18 ›Diskursökonomie‹ meint hier eher ein Arbeitsprogramm als eine bereits ausformulierte wissenschaftliche Perspektive: angeleitet durch die klassische politische Ökonomie, die die Warenproduktion, Prozesse der Zirkulation und der Akkumulation von Kapital untersucht, hätten diskursökonomische Untersuchungen zu klären, auf welche Weise auch im Feld der Zeichen und des symbolischen Tauschs quantitative Prozesse strukturbildend wirken.
- 19 Der Zusammenhang ist erläutert in: Hartmut Winkler: *Bilder – Stereotypen und Zeichen*, in: *Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft*, Nr. 41, Berlin: Vistas 1992, S. 142–169; unter: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler/stereot1.html>.
- 20 Ebd.
- 21 Der Begriff der Wiederholung enthält das gesamte Problem: Er verbindet die Vorstellung einer linearen Progression (wie sie etwa im Begriff des Aktes vorausgesetzt ist) mit der Vorstellung einer zyklischen Rückkehr. Es sind dies zunächst zwei einander widersprechende Vorstellungen. Der Begriff der Wiederholung allerdings ist ohne diesen Widerspruch nicht zu denken. Ja mehr noch: Er kann als die Modellierung bzw. Konzeptualisierung dieses Widerspruchs angesehen werden. Wiederholung, es wurde gesagt, enthält ein Moment von Identität bzw. Ähnlichkeit, da sie sonst als Wiederholung im Schwirren der Ereignisse nicht erkannt werden kann; gleichzeitig enthält sie ein Moment der Differenz, insofern sie immer eigenständige/heterogene Ereignisse miteinander verbindet. Eher als um einen Zyklus also handelt es sich, wenn man in der problematischen Sphäre geometrischer Illustrationen bleiben will, um eine Spirale; eine Spirale schreitet auf einer ihrer Achsen linear voran (Moment der Differenz), gleichzeitig aber beschreibt sie eine Kreisbewegung

(Moment der Identität). Und selbstverständlich kann, was die Lage zusätzlich kompliziert, das Spiel beider Momente unterschiedlich konstelliert sein ...

22 Siehe Winkler: Docuverse (Anm. 1), S. 143–155.

23 Wahrnehmung

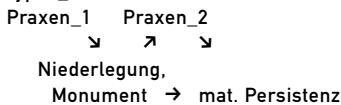


Eine Art medientechnisches Gegenstück zu Freuds Konzept der Verdichtung liefert Galton, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch Überlagerung von photographischen Einzelporträts ›Mischphotographien‹ erzeugte. Thorsten Lorenz hat die Verbindung beider Konzepte aufgezeigt (Thorsten Lorenz: Der kinematographische Un-Fall der Seelenkunde, in: Friedrich A. Kittler/Manfred Schneider/Samuel Weber (Hg.): Diskursanalysen 1. Medien, Opladen 1987, S. 108–13), ich selbst habe versucht, die Überlegung an allgemeinere semiotische Fragen anzuschließen: Hartmut Winkler: Diskurs und System 3. Über Lorenz, Galton und Freuds Begriff der Verdichtung, unter: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler/disksys3.html>.

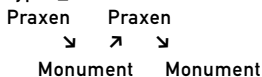
24 Dieser Gedanke ist am schlagendsten formuliert bei Christian Metz, dessen Buch eigentlich eine psychoanalytisch-semiotische Theorie des Kinos zum Thema hat: »It is indeed a characteristic of language – and another aspect of the ›problem of the word‹ – that it has this constant but never fully realised tendency to encapsulate a kind of complete (but concentrated, compressed) ›argument‹ in every word: a tendency which is also intrinsically condensatory. Even the most ordinary word, lamp for instance, is the meeting-point for several ›ideas‹ [...] each of which, if it were unravelled, or decondensed, would require a whole sentence«. »Past condensations meet in each word of the language [...] this is to define the lexicon itself as the product of an enormous condensation«. (Christian Metz: The Imaginary Signifier [1973/77], Bloomington 1982, S. 225, 239). Dass hiermit gleichzeitig eine Semantiktheorie entworfen ist und ein systematischer Zusammenhang zwischen Semantiktheorie und Psychoanalyse, habe ich gezeigt in: Docuverse (Anm. 1), S. 268–290, 298.

25 Dass Vergleich und These einigermaßen rüde sind, sei ebenfalls gerne konzediert. Dennoch halte ich sie nicht für abwegig. Sofern man mediengeschichtliche Übergänge überhaupt für deutungsbedürftig hält, wird man klären müssen, warum Spielfilme offensichtlich ein höheres Signifikanz-Niveau erreichen. Populäre Deutungen wie ›Spielfilme sind erfolgreicher, weil sie unterhaltsam und eben mühelos zu rezipieren sind‹ jedenfalls greifen zu kurz. Was ich hier provisorisch ›Signifikanzniveau‹ nenne, wäre ebenfalls im Rahmen einer Diskurs-Ökonomie näher zu bestimmen.

26 Typus\_1:



Typus\_2:



27 Friedrich Engels: Dialektik der Natur. MEW, Bd. 20, Berlin 1973, S. 348–353, 481–508.

28 Das Problem des ›unsichtbaren Codes‹ wird in der Theorie im Zusammenhang mit der Realismusproblematik unter dem Begriff der ›Transparenzillusion‹ diskutiert. Ich habe den Zusammenhang dargestellt in: Hartmut Winkler: Der Filmische Raum und der Zuschauer. Heidelberg 1992, S. 19–76, 118–125, 178–184. In anderer Perspektive siehe Docuverse (Anm. 1), S. 191–212.

29 Hartmut Winkler: Über Rekursion. Eine Überlegung zu Programmierbarkeit, Wiederholung, Verdichtung und Schema. in: c't, Magazin für Computertechnik 9/99, S. 234–240; unter: <http://www.uni-paderborn.de/~winkler/rekursio.html>.

## AUTORENVERZEICHNIS

**Friedrich Balke** ist Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs »Medien und kulturelle Kommunikation« an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Politische Philosophie, französische Gegenwartsphilosophie, Gesellschafts- und Kulturtheorie, Wissenschaftsgeschichte. Letzte Veröffentlichungen: *Gilles Deleuze* (1998); *Dichter, Denker und Niklas Luhmann. Über den Sinnzwang in der Systemtheorie*, in: Albrecht Koschorke/Cornelia Vismann (Hg.): *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann* (1999); »*Mediumvorgänge sind unwichtig*«. *Zur Affektökonomie des Medialen bei Fritz Heider*, in: Annette Keck/Nicolas Pethes (Hg.): *Mediale Anatomien* (2001); *Wie man einen König tötet oder: Majesty in Misery*, in: DVjs (2001).

**Heike Behrend** ist Professorin für Afrikanistik an der Universität Köln und Teilprojektleiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg »Medien und kulturelle Kommunikation«. Arbeitsschwerpunkte: Religion und Krieg in Afrika, Frauen- und Geschlechterforschung in Afrika, populäre Kultur in Ostafrika, visuelle Anthropologie, moderne Medien in Afrika. Letzte Veröffentlichungen: *Populäre Fotografie und die Konstruktion einer afrikanischen Moderne*, in: Tobias Wendl/Heike Behrend (Hg.): »*Snap me one*«, *Studiofotografen in Afrika. München* (1999); *Man ist, was man ißt. Zur Eucharistie und ihren Variationen: Kannibalen und Katholiken in Westuganda*, in: Kursbuch 143 (2001); *Fragmented Visions: Photo Collages in Uganda*, in: Heike Behrend/Jean-François Werner (Hg.): »*Photography and Modernity in Africa*«, Sonderheft der Zeitschrift *Visual Anthropology*, 14, 3 (2001).

**Dagmar Börner-Klein** ist Professorin für Jüdische Studien an der Gerhard-Mercator-Universität GH Duisburg mit dem Schwerpunkt rabbinische Literatur. Letzte Veröffentlichungen: *Der Midrasch Sifre zu Numeri*, übersetzt und erklärt (1997), *Rabbinische Kommentare zum Buch Ester*, Bd. 1 *Der Traktat Megilla*, Bd. 2 *Die Midraschim zu Ester*, übersetzt zusammen mit Elisabeth Hollender (2000).

**Wolfgang Ernst** ist Medienhistoriker und Kulturwissenschaftler in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Gedächtnismedien, Bildkulturtechniken, Archäologie des Digitalen. Letzte Veröffentlichung: *M.edium Foucault. Weimarer Vorlesungen über Archive, Archäologie, Monumente und Medien* (2000).

**Michael Fehr** ist Direktor des Karl Ernst Osthaus-Museums der Stadt Hagen. Letzte Veröffentlichungen: Schriftenreihe *Museum der Museen* ab 1988 (Hg.), Werkverzeichnis *Vlassis Caniaris* (1989), Werkverzeichnis *Michael Badura* (1992), (Hg.): *Platons Höhle* (1995), (Hg.): *Das Schöne und der Alltag – Das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe 1909–1919* (1996), (Hg.): *Open box, künstlerische und wissenschaftliche Reflexionen des Museumsbegriffs* (1998), (Hg.): *Die Farbe hat mich. Positionen zur nicht-gegenständlichen Malerei* (2000).

**Jürgen Fohrmann** ist Professor für Allgemeine Literaturwissenschaft und Neuere Deutsche Literatur am Germanistischen Seminar der Universität Bonn und Teilprojektleiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg »Medien und kulturelle Kommunikation« an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Medientheorie, Wissenschaftsgeschichte, Literatur des 18.–20. Jahrhunderts, Rhetorik.

**Markus Krajewski** arbeitet als Kulturwissenschaftler am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Diskurse der Effizienz um 1900, die Kulturgeschichte der Glühlampe, Versuchspilotinnen und die Geschichte von Zettelkästen, in deren Rahmen auch eine hypertextuelle Literaturdatenbank-Software entstanden ist, die sich unter <http://www.verzetteln.de/synapsen/> einsehen lässt.

**Erika Linz** arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg »Medien und kulturelle Kommunikation« der Universität zu Köln zum Thema »Neurosemiologie«. Arbeitsschwerpunkte: Kognitive Linguistik, Zeichentheorie und Sprachmedialität. Letzte Veröffentlichungen: *Indiskrete Semantik. Kognitive Linguistik und neurowissenschaftliche Theoriebildung* (2002), Ludwig Jäger/ Erika Linz (Hg.): *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition* (2002).

**Klaus Militzer** lehrt als apl. Professor an der Ruhr-Universität in Bochum mittelalterliche Geschichte und ist als wissenschaftlicher Referent am Historischen Archiv der Stadt Köln beschäftigt. Arbeitsschwerpunkte: Stadt-, Ordens-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des europäischen Mittelalters.

**Hedwig Pompe** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg »Medien und kulturelle Kommunikation« der Universität Köln. Arbeitsschwerpunkte: Gelehrtenkommunikation im 18. Jahrhundert, historische Zeitungsforschung, Poetologie, Genderforschung. Letzte Veröffentlichungen: *Der Wille*

zum Glück. Bettine von Arnims Poetik der Naivität im Briefroman ›Die Gundersode‹ (1999); *Natürlichkeitsideal*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. VI (2002); *Schrift-Gelehrsamkeit und Medienöffentlichkeit im 18. Jahrhundert*, in: Kornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.): *Öffentlichkeit und Offenbarung. Eine interdisziplinäre Medien-diskussion* (2001).

**Joachim W. Schmidt** leitet als Professor für Informatik das Institut für »Softwaresysteme« der Technischen Universität Hamburg-Harburg (<http://www.sts.tu-harburg.de>). Arbeitsschwerpunkte: Modelle und Systeme für Datenbanken und multimediales Content-Management sowie für Online-Prozesse zur Nutzung ihrer Inhalte.

**Hans-Werner Sehring** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für »Softwaresysteme« der Technischen Universität Hamburg-Harburg (<http://www.sts.tu-harburg.de>). Arbeitsschwerpunkte: digitale multimediale Bibliotheken, Conceptual Modeling, Software-Entwurf, Compilerbau.

**Eckhard Siepmann** gründete 1980 das Museum der Dinge (Berlin) und arbeitet als Kurator (<http://alles-ist.relativ.de/eckhardsiepmann>). Arbeitsschwerpunkte: Ontologie, Museologie, Taoismus. Letzte Veröffentlichungen: *Madame Sosostriis erschaut die Zukunft des Kunstmuseums*, in: H. Krämer/H. John (Hg.): *Zum Bedeutungswandel des Kunstmuseums* (1998); *Der Schatten des Nichts. Die gewöhnlichen Dinge und die Globalisierung des Blicks*, in: W. Schepers/P. Schmidt (Hg.): *Das Jahrhundert des Design. Geschichte und Zukunft der Dinge* (2000); *Frösche Felder Tänze Leere* (2000); *navigating Novalis – Ein Kaleidoskop aus Werksplittern von Friedrich von Hardenberg* (2001).

**Urs Stäheli** ist Wissenschaftlicher Assistent an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld und zur Zeit Visiting Scholar am Department of Comparative Literature, Stanford University, USA. Habilitationsprojekt zum »Populären der Systeme«. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorie (insbesondere Systemtheorie und Poststrukturalismus), Diskurstheorie, Kulturtheorie und Cultural Studies, Politische Theorie. Letzte Veröffentlichungen: *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie* (2000), *Poststrukturalistische Soziologien* (2000), zusammen mit Friedrich Balke u. Gregor Schwering (Hg.): *Big Brother. Beobachtungen* (2000).

**Michael Thompson** ist Sozialwissenschaftler und Anthropologe. Er ist Direktor des Musgrave Institute (London), apl. Professor am Department of Comparative Politics an der Universität Bergen (Norwegen) und Senior Researcher am Norwegian Re-

search Centre in Organisation and Management (Bergen). Arbeitsschwerpunkte: Demokratisierungsprozesse, Risikomanagement, Umwelt- und Entwicklungspolitik im Himalaya, Globaler Klimawandel. Letzte Veröffentlichungen: (with R. Ellis and A. Wildavsky): *Cultural Theory* (1990), (with G. Chapman): *Water and the Quest for Sustainable Development in the Ganges Valley* (1995), (with G. Grendstad and P. Selle): *Cultural Theory as Political Science* (1999).

**Martin Warnke** ist Leiter des Rechen- und Medienzentrums der Universität Lüneburg und hat das Fach Kulturinformatik am Fachbereich Kulturwissenschaften aufgebaut. Arbeitsschwerpunkte: digitale Medien, hypermediale Dokumentation zeitgenössischer Kunst, Medientheorie.

**Martin Warnke** ist Professor für Kunstgeschichte an der Universität Hamburg und Leiter der Arbeitsstelle für Politische Ikonographie. Fellowship Getty Center (1987), Leibniz-Preis (1991). Letzte Veröffentlichungen: *Rubens* (1965, 1977), *Politische Architektur in Europa* (1984), *Hofkünstler – Vorgeschichte des modernen Künstlers* (1985), *Bilderatlas Mnemosyne* (2000).

**Hartmut Winkler** ist Professor für Medienwissenschaft, Medientheorie und Medienkultur an der Universität Paderborn (<http://www.uni-paderborn.de/~winkler>). Arbeitsschwerpunkte: Medien, Kulturtheorie, Techniktheorie, Alltagskultur, Semiotik. Letzte Veröffentlichungen: *Switching – Zapping* (1991), *Der filmische Raum und der Zuschauer* (1992), *Docuverse – Zur Medientheorie der Computer* (1997).

**Dörte Wittig** ist Forschungsassistentin am *\_mcm*institute – Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement der Universität St. Gallen in der Schweiz (Doerte.Wittig@unisg.ch). Sie ist Executive Editor der Zeitschrift »The International Journal on Media Management« sowie Editor der »NetAcademy on Media Management«.

**Helmut Zedelmaier** lehrt als Privatdozent für Neuere Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Leitung des Teilprojektes »Völkerschauen« innerhalb der von der DFG geförderten Münchner Forschergruppe »Kulturelle Inszenierung von Fremdheit im 19. Jahrhundert«, Bearbeitung des von der DFG geförderten Projektes »Kulturelle Ursprünge« an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (in Kooperation mit dem Münchner SFB »Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit«).

## BILDNACHWEISE

### HELMUT ZEDELMAIER: BUCH, EXZERPT, ZETTELSCHRANK, ZETTELKASTEN

- Abb. 1 E. G. Happeli: Gröste Denkwürdigkeiten der Welt (...), Bd. 2, Hamburg 1685, S. 320, Universitätsbibliothek München, Sign.: 8 Krall 2390/2, Photo: Universitätsbibliothek München
- Abb. 2 Universitätsbibliothek München: Sign.: 2 Misc. 6/1, Photo: Universitätsbibliothek München
- Abb. 3 Photo: Michael Kamp
- Abb. 4 Photo: Michael Kamp
- Abb. 5 Vincentius Placcius: De arte excerptendi [...], Stockholm/Hamburg 1689, S. 138, Universitätsbibliothek München, Sign.: 8 Misc. 844/1, Photo: Universitätsbibliothek München
- Abb. 6 Vincentius Placcius: De arte excerptendi [...], Stockholm/Hamburg 1689, S. 140, Universitätsbibliothek München, Sign.: 8 Misc. 844/1, Photo: Universitätsbibliothek München
- Abb. 7 Photo: Michael Kamp
- Abb. 8 Photo: Michael Kamp

### WOLFGANG ERNST: ROM 1881: DIE MEDIALITÄT DES VATIKANISCHEN GEHEIMARCHIVS ALS GESETZ DER HISTORIE

- Abb. 1 Francesco Papafava (Hg.): Vatikanische Museen. Klassische Kunst, Florenz 1985

### ECKHARD SIEPMANN: DER PERFORMATIVE TURN ERREICHT DAS MUSEUM

- Abb. 1 Museum der Dinge, Berlin